

HÖLDERLIN  
JAHRBUCH  
1957

# HÖLDERLIN-JAHRBUCH

*Begründet von*

*Friedrich Beißner und Paul Kluckhohn*

---

*Herausgegeben vom*

*Vorstand der Hölderlin-Gesellschaft*

Zehnter Band 1957

J.C.B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

Schriftleitung: Wolfgang Binder, Köln, und Alfred Kellertat, Berlin

Mit einer Abbildung



J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1958

Alle Rechte vorbehalten

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlags ist es auch nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf photomechanischem Wege (Photokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen

Printed in Germany

Satz und Druck: H. Laupp jr, Tübingen

Einband: Heinr. Koch, Großbuchbinderei, Tübingen

## DIE HÖLDERLIN-GESELLSCHAFT

beklagt den Tod ihres Ehrenpräsidenten,  
des am 20. Mai 1957 verstorbenen  
emer. ord. Professors für deutsche Sprache und Literatur  
an der Universität Tübingen

Dr. PAUL KLUCKHOHN

Als Gründer der Gesellschaft und ihr Präsident von 1945 bis 1955 hat er der Pflege und Ausbreitung des Werkes Hölderlins die dauernde Form gegeben. Seine edle Persönlichkeit und sein wissenschaftlicher Rang, sein selbstloses und gerechtes Wirken haben die Arbeit der Gesellschaft getragen. Wir neigen uns in Ehrfurcht vor dem Toten.

Der Präsident  
THEODOR PFIZER

WORTE VON PROF. DR. HANS ROTHFELS  
GESPROCHEN AM SARGE PAUL KLUCKHOHNS

Der Mann, dessen plötzlicher Heimgang mit den nächsten Angehörigen und Freunden die Universitätsgemeinschaft und einen weiten Schülerkreis hier in Tübingen und außerhalb als ein schwerer Schlag getroffen hat und auf dessen unvergängliches Bild unser verehrendes Gedenken in dieser Stunde gerichtet ist, stand allem Hervortreten und allem offiziellen Wesen sehr fern. Es ist daher der Wunsch ausgesprochen und als in seinem Sinne liegend empfunden worden, daß einer und nur einer aus dem Glied hier einige Worte sagen möge, im Namen und im Auftrag des Rektors der Eberhard-Karls-Universität und des Dekans der philosophischen Fakultät, denen beiden Paul Kluckhohn durch 23 sehr aktive Jahre als eine ihrer Zierden angehört hat, aber vor allem eben doch aus dem Gliede, als ein nahestehender Kollege und menschlich Verbundener unter vielen anderen, die in Trauer hier vereint sind oder in Gedanken aus der Ferne teilnehmen.

Nicht um die wissenschaftliche Würdigung einer imponierenden Lebensarbeit des Forschers, des Herausgebers, des Lehrers soll es dabei gehen, auf dessen Schultern der Ruhm der Tübinger Germanistischen Schule mit beruhte. Das mag anderen Gelegenheiten und Berufeneren vorbehalten bleiben. Zwar stand auch fachlich der Heimgegangene der Geschichte sehr nahe, wie er denn selbst als Historiker aus der Göttinger verfassungsgeschichtlichen Schule hervorgegangen ist. Die Zeitschrift, die er durch mehr als 30 Jahre mit Herrn Rothacker zusammen herausgab, vor allem seine Romantikstudien, haben der Geistesgeschichte wie der Geschichte überhaupt reiche Anregung gegeben und den Namen Paul Kluckhohn dem Historiker nahegebracht. Aber ich möchte etwas vom Menschen zu sagen versuchen.

Ich durfte vor 30 Jahren ihm näherkommen auf der Linie Danzig-Königsberg, vom Sachlichen her und dann im Persönlichen, vermittelt durch den gemeinsamen Freund, den unvergeßlichen Friedrich Ranke. Und ich durfte in den letzten Jahren des Geschenkes einer Altersfreundschaft teilhaftig werden und etwas vom Ethos verspüren, das dieses Leben durchwaltet hat. Viele von uns wissen, daß es ein Kampf war gegen die immer erneuten Schmerzen, die aus der im ersten Weltkrieg empfangenen schweren Verwundung stammten. Nur wenige werden ganz ermessen können, welch unsäglicher Hingabe es bedurfte, um der Behinderung täglich und stündlich die freudige Leistung abzugewinnen, in der

eigenen weitgespannten Forschung wie als Schriftsteller, in ausgedehnter Gutachtertätigkeit, in der Förderung wissenschaftlicher und künstlerischer Unternehmungen, insbesondere der Hölderlin-Gesellschaft, die seinem Herzen so nahestand, in der Betreuung seiner zahlreichen Schüler wie in angespannter Erziehertätigkeit überhaupt. Er war wahrlich ein Überwinder, aber einer, von dem auch gilt: in *serviendo consumidor*. Fast ohne Urlaub, immer wieder gesundheitlich bedroht, so hat er mehr als eines Mannes gerüttelte Last getragen und ist doch nie in der äußeren Betriebsamkeit steckengeblieben, die das eigentlich Akademische der Lehrtätigkeit je und je bedroht. Er wußte immer Abstand zu nehmen vom Zweckhaften und Nahfristigen, in voller Aufgeschlossenheit gegenüber Neuem, das an ihn herantrat, und mit tief ge gründeter Sicherheit der Ehrfurcht vor dem Schönen und der Bindung an das Wahre.

Er hat diese Lauterkeit der Gesinnung und das Ritterliche seines Wesens bewährt in einer Zeit, wo so viele unter äußerem Druck oder innerer Verführung wankten; er tat es nicht nur aus wesensmäßiger Abneigung gegen das Laute und Demagogische oder das ideologisch Verkrampfte, sondern in jener klaren Elementarunterscheidung zwischen Gut und Böse, von der der Altmeister der geschichtlichen Wissenschaft, Leopold von Ranke, vielleicht zu optimistisch in der Verallgemeinerung, aber sicher für Paul Kluckhohn sehr treffend, einmal gesagt hat, daß sie in des Menschen Brust tief eingegraben sei. Der Heimgegangene hat dann mit seiner »mâze« im Doppelsinn des Wortes, nicht nur in dem des ritterlichen Epos, sondern auch in dem unverbogener Maßstäblichkeit – beim Wiederaufbau nach 1945 wesentliche Dienste leisten können, für Universität und Fakultät ein Stück ihres guten Gewissens, ein Edelmann aus einer dahinschwindenden Generation.

Wir hätten ihm alle das volle Heimbringen der wissenschaftlichen Ernte in den Jahren des Ruhestandes gewünscht, einem Emeritus im emphatischen Sinne des Wortes, aber auch über dem plötzlichen Hinweggenommenwerden liegt etwas vom Erhebenden und Versöhnlichen dieses überwindenden Lebens. Als am Tage seines Heimgangs ein Lächeln über seinen Zügen lag und die Lebensgefährtin ihn fragte, woran er denke, antwortete er: »Ist es nicht schön, am Ende des Lebens lächeln zu können?«

Wir wollen dies Überwundenhaben in unser Erinnerungsbild hineinnehmen, und wir mögen des Anrufs desjenigen Dichters gedenken, dem seine letzten Lebensjahre galten, des Novalis:

»Vorüber ist der irdische Weg und Du bist wieder mein!«

# INHALT

PAUL KLUCKHOHN †. Von Hans Rothfels IV

## NEUE FUNDE

- Diotima und ihr Haus. Briefe von Susette und Jacob Friedrich Gontard, Dokumente über sie und ihre Familie nebst einem Fragment des 'Hyperion'. Mitgeteilt und besprochen von Adolf Beck. 2. Hälfte. .. .. . 1
- Die Gesellschafterin Charlottens von Kalb. Eine Episode im Leben Hölderlins. Versuch der Sammlung und Erklärung archivalischer Dokumente. Von Adolf Beck .. .. . 46
- Eine Personalbeschreibung von Hölderlin und die Frage seines Weges nach Bordeaux. Von Adolf Beck .. .. . 67

## ABHANDLUNGEN

- Motiv und Komposition. Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Lyrik Hölderlins. Von Ladislaus Mittner .. .. . 73
- Allegorie und Mythos in Hölderlins Lyrik. Von Manfred Windfuhr 160
- Rudolf Lohbauers Hyperion-Brief und Hyperion-Bild aus dem Jahre 1824. Von Alfred Kellertat. Mit einer Abbildung .. .. . 182

## BERICHTE

- Das Hölderlin-Archiv 1953-1957. Von Wilhelm Hoffmann .. .. . 191
- Jahresbericht der Hölderlin-Gesellschaft. Von Theodor Pfizer.. .. . 199

DIOTIMA UND IHR HAUS

BRIEFE VON SUSETTE UND JACOB FRIEDRICH GONTARD  
DOKUMENTE ÜBER SIE UND IHRE FAMILIE  
NEBST EINEM FRAGMENT DES 'HYPERION'

MITGETEILT UND BESPROCHEN

VON  
ADOLF BECK

II. HÄLFTE

\*

I. TEIL: TEXTE

B. AUS DEM NACHLASS DER FREIFRAU  
MARIE RÜDT VON COLLENBERG, GEB. RÄTZER  
(FORTSETZUNG)

[49] *VI. Niederschrift Mariens in Frankfurt*

Schon schwingt der einsamme Vogel der Nacht seine Fittige durch dichte Schatten, verläßt den düstren Thurm wo er geschützt vor dem flammenden Licht deß Tags, unter seiner Epheu-Laube in philosophischem Dunkel ruhte.

Liebling der Pallas! ich lausche und nähere mich deiner auffoderung getreu dem verehrungswürdigen Siz der Weisheit. Ich folge dir lebenswürdige Göttin in Friedvolle Hayne, wo Sokrates heiliger Geist herum schwärmt von dir, mit allen deinen Schönheiten geschmückt.

Du liebst kühle, den stillen Abend, den ruhigen Strahl deß Monds, wo kein falsches Gepränge des Lebens täuscht. Hier verstellt sich wäßrigte Thorheit umsonst, hier scherzt sie nicht in Farben falscher Freude gehüllt.

O Pallas! Schöpferin jeder Kunst, gesegnete Quelle der reinsten Freuden du entzückest die Vernunft und beßerst das Herz – in jeder Gestalt der Schönheit glänzend, welche den innren Sin mit Vergnügen und Bewundrung feßelt.

Vor deinem unbefleckten nie entweihten Heiligthum knie ich – höre die Gelübde deiner bescheidensten demüthigsten Verehrerin, in welcher keine wilden Begierden athmen die von den sanften einfachen Vorschriften der Natur gelehrt, fruchtlose Wünsche der Thoren flieht, nach edleren Zwecken strebt.

Nicht Reichthümer, nicht glänzende Seifenblasen des Ehrgeizes, nicht Cytherens leicht verwelkende Blumen sind der Gegenstand meines Gebets. Laß dem Geiz, der Eitelkeit, dem Stolz, jene beneideten Puppenspiele und vertheil ihnen den traurigen Lohn ihrer Sorgen.

Mir aber schenke deine beßren Gaben, jede Sittliche Schönheit des Herzens durch unermüdetes nachdenken geläutert – statt Reichthümer das lächeln froher Zufriedenheit – statt Macht, die höchste ausgedehnteste Herrschaft über meinen Willen.

VII. Aus Mariens Briefwechsel mit ihrem Bruder, ihrer Schwester Elise und ihrem Verlobten. Zur Kenntnis des Lebens im Gontardschen Kreise

[50] Daniel Rätzer an Marie. Im Herbst 1792

Liebes, bestes Ränchen, o könntest du dir nur einen kleinen Theil des wahren Vergnügens vorstellen deßen ich bei Empfang deines Briefes genoß und das immer stärker wird je mehr ich ihn überlese. Ja, zu Thränen rührt er mich; welche Liebe, welches Zutrauen, welche Theilname an allem was mich angeht! womit hab' ich es verdient? du beschämest mich. Stark empfand ich unsere Trennung bei deiner Abreise, ich ware meiner kaum mehr mächtig, aber gewiß noch heftiger fühl ich izt meinen Verlust. . . .

(2) . . . Gewiß ist Sittsamkeit die schönste weibliche Tugend aber kann sie auch zu weit getrieben werden? ich glaube in gewissen Fällen, ja! sie hindert dann zuweilen sich von einer vortheilhaften Seite zu zeigen, sie steht einem nothwendigen Zutrauen auf eigene Kräfte, auf eigene Würde, im Wege, sie kann sogar in gewissen Fällen schädlich werden. Deine stille Sittsamkeit ists vorzüglich, verbunden mit einer vortreflichen Denkungsart welche dir sogleich jederman von etwas feinerm Gefühl zum Freunde macht, aber nur ein Grad Energie mehr wird dieser Sittsamkeit jene unverkennbare Würde geben, die wie Zauber auf beide Geschlechter wirkt, deren man eine gewisse Achtung zollen muß. Noch hast du eine lange Reihe Jahre vor dir, in denen du durch Lektur und Umgang dich bilden kanst, in denen du beständige Gelegenheit hast deinen Verstand auf zu klären, und dir die höchst nothwendige Menschenkenntnis zu erwerben. . . .

Vortreflich, meine Beste, du fängst ein Tagebuch an? o! laß ja den Muth dazu nicht sinken. Wie wichtig ist am Abend eines jeden Tages der Gedanke „wie hab ich diesen Tag zugebracht? in welche Fehler bin ich (3) gefallen? welche unter denen die ich mir mit Recht vorzuwerfen habe, habe ich vermieden? welche Mittel muß ich wählen um mich von denselben so viel möglich zu befreien? habe ich auch etwas nuzliches gelernt? habe ich andern dazu Gelegenheit gegeben? kurz, in wie weit kann ich mit meiner heutigen Aufführung zufrieden seyn? . . .

Es wird dir mit deinem Winterplan gehen wie es gewöhnlich mit allen schönen ähnlichen Entwürfen geht, sie werden zu Waßer, und vergehen wie Seifenblasen, wenn man sie zu haschen glaubt. Ich sehe wohl, meine liebe, daß so aus den Uebersetzungen, Aufsätzen, dem Zeichnen, der Musik, und dem Briefeschreiben nicht viel werden wird, aber laß dich das nicht abschrecken, es finden sich noch wohl hie und da einzelne Augenblicke, wenn man sich nur ein wenig einzurichten weiß, die man nach Willen benutzen kann, ists nicht fürs eine, nun so ists fürs andere. – Ich möchte fast mit Elisen einstimmen, wenn du sie fragst, wie du es anfangen müßest um anders zu werden? Vielleicht erinnerst du dich noch einer gewissen Comödie, in welcher ich in Schlafrok und Müze, und bald darauf in samtnem Kleid mit Paruk und Handkrausen erschein? nun in derselben sagtest du irgendwo in deiner Rolle: „ich dummes Gänschen“ welches damals übel angewandt war, izt aber so ziemlich paßen möchte; denn es dünkt mir damit gerade so als wenn du um nach deiner Meinung geschmackvoller gekleidet zu seyn, deine einfache dir anpaßende Kleidung wegwerfen wolltest, um eine andre anzuziehen die mit Prunk gearbeitet und nach einer dir fremden Form zugeschnitten wäre. Man fällt dabei sehr oft und nur allzuleicht ins affektirte; sobald sich durch öftern Umgang mit Leuten aus verschiedenen Ständen deine Schüchternheit verlieren wird, so trollt sicher die Verlegenheit auch ab, welche du zuweilen in Gesellschaften verspürest, und macht einer gewissen *assurance* (das deutsche Wort (4) fällt mir eben nicht ein) Plaz, welche mit zu den Erfordernissen zu einer angenehmen Unterhaltung gehört.

[51] Daniel an Marie. 14. Januar 1793

Soll ich meiner lieben Marie sagen daß ich während dem Aufenthalt der Franzosen in Frankfurt nie nicht die geringste Furcht für meine lieben Schwestern gefühlt habe, und daß ich bei der Wiedereinnahme dieselben ½ Stunde diessits dem Main auf Heßischem Boden geglaubt, folglich außer Gefahr für den Augenblick? Wie ich aber Elisens Brief erhielt, und die Schrecken volle Lage wußte, in welcher sie sich befunden hatten, so fühlte ich den innigsten Antheil daran. Gute, beste Schwestern, was müßt ihr bei den Mordszenen ausgestanden haben, wie euer Herz geblutet hat!

[52] Daniel an Marie. 28. Januar 1793

(4) . . . Ja, meine beste Freundin, nur die Zufriedenheit mit unsrem Loose kann jene himmlische Ruhe hervorbringen, nach welcher so viel vergebens gehascht wird, doch nein, noch wird gutes Bewußtseyn dazu erfordert, das durch eine gute uneigennützig, im stillen begangene Handlung so ungemein erhöht wird; die Leidenschaften werden allmählig gedämpft, und dann lächelt sanft die Göttin der Weisheit dem Mädchen oder dem Jünglinge zu, die ohne es selbst zu muthmassen ihr gefröhnt haben. Voll Verwunderung heften sich ihre Blicke auf ihr Antliz dessen Ausdruck unwiderstehlich ein nehmender sanfter Ernst ist, auf ihrer Stirne thront Hoheit und ihre Bewunderer fallen unfreiwillig ihr zu Füßen; seit diesem feierlichen Augenblicke hangen sie ihrer Führerin an, und nehmen mit Mässigung und Ergebung das an was das Schicksal ihnen zu wendet. Du siehest sie, Beste, schon bringest du ihr angenehme Opfer dar – verlaße sie nie!

[53] Daniel an Marie. 11. Juni 1793

(3) Wie glücklich du bist! überall findest du Freunde, wer dich kennt schenkt dir Liebe oder Achtung. Ich trage das größte Verlangen deine

liebenswürdige *Me. Gontard* zu kennen, ich habe mir ihr Porträt schon so oft ausgemahlt, und die sanftesten Züge demselben gegeben, aber es ist nur Ideal, aber dieses Ideal ist nicht zu schwach und seine Denkungsart harmonirt so schön mit der deinigen, daß ich entzückt bin zwei so edle Seelen bei einander zu sehen, die sich einander in die Arme schließen, ihre Gedanken mit theilen und sich eine die andere beglückt. O! wie fern, wie unbekannt möcht' ich fast sagen ist mir diese sanfte Ergießung des Herzens, ich bin hier mitten unter Menschen wie in einer Einöde . . .

Wie könnt' ich anders als dem jungen Borgenstein hold seyn, meine Eigenliebe selbst forderte mich dazu auf wenn es schon nicht sein Be- tragen gegen meine Marie wäre.

[54] *Daniel an Marie. 9. April 1794*

Wäre ich zur Eitelkeit geneigt, so hätte ich izt herrlichen Stof dazu in deinem Briefe gefunden. Frau *Gontard*, die ich, wegen der theilnehmen- den Freundschaft welche sie dir schenket, schätzen muß, sollte so lange deinem Geschwäze von einem ihr so ganz unbekanntem Menschen bis in die tiefe Nacht hinein zuhören? mit was für schönen Farben mahlest du denn ihn aus? ja, sie sollte so angenehm träumen? träumen ich habe das Glück genossen in ihr eines der liebenswertesten Frauenzimmer kennen gelernt zu haben um in ihrem angenehmen Umgange die schönste Zeit meines Daseyns zu verleben, ihr meine Ausbildung zu verdanken? – denn (2) wo Schönheit der Seele mit äussern Reizen und einnehmender weiblicher Sanftmuth vereinigt sind, da ist die Schule für den Jüngling in welcher er das moralische Wohlseyn für sein ganzes künftiges Leben findet. – Glückliche Träume, wie fern ist eure Erfüllung von dem heissen Wunschel –

[55] *Daniel an Marie. 28. Mai 1794*

Liebe, beste Marie! kannst du dir vorstellen, wie dein Brief an deine Freundin auf mich gewirkt habe? mußten die Besorgnisse die ich dir im April 93 mit theilte, und die du mir aus zu reden suchtest, so bald nachher in Vorhersagungen sich verwandelt finden? o, wie sehr täuschest du dich, wie sehr täuschen wir uns alle in ähnlichen Fällen und wie unglücklich und glücklich zugleich sind wir, wenn irgend etwas uns die Augen öffnet und der schwere Kampf der Vernunft gegen die Leidenschaften zum Vortheile der erstern ausschlägt; wenn die Neigung laut spricht, die auf moralische Vorzüge verbunden mit körperlicher Schönheit sich gründet, so bereitet er heftige Leiden, aber die Zeit gießt stillenden Balsam in die blutenden Wunden . . . In dem Schoose der Freundschaft, aber nicht der unvorsichtigen, wirst du Linderung finden aber in dir selbst einzig Stärke. Nur allzu oft greifen wir nach Mitteln unser Glück zu befestigen, die unsre Ruhe stürzen, oder wohlmeinende Freunde ziehen aus Mangel

an Ueberlegung uns selbst dahin, oder lassen uns in dem unglücklichen Wahn, in der Verblendung, die wir nicht bemerken, die ihnen aber bekannt seyn sollte. Leicht läßt sich ein fühlendes Herz, wenn es eine gleich schöne Seele entdeckt, hin reißen, denn seine Gefühle sind Unschuld. Ich vermag viel über mich, aber eines solches Muthes, einer solcher Ueberwindung halte ich mich nicht fähig. Je schöner die Seele, desto mehr fühlet sie, aber mit desto größrer Sanftmuth erträgt sie die Wiederwärtigkeiten und findet eben darin die ihr so (2) nothwendige Stärke. Dieser Zug in dem Charakter meiner lieben Marie erhöht ihren Werth, und würde meine Liebe zu ihr noch vermehren, wenn es möglich wäre daß sie steigen könnte. Glück- lich ist der Umstand für dich daß (Graf) L(ehndorff) sich hat entfernen müssen, und wahrscheinlich nicht so bald wird zurück kehren können. . . .

(4) . . . Fliehe die Einsamkeit Liebe, deine Seele würde eine etwas melancholische Stimmung an nemen, die für dich viele Anzüglichkeiten hat, aber dem Körper schadet, und die reizende jugendliche Munterkeit, deine ein nehmende Offenheit, weg scheult(?)<sup>1</sup>. Nein, meine Marie wird ihren Benjamin ein mal beim Wiedersehen nicht mit schmachtendem Auge an blicken, heitere Freude wird aus ihm strömen, er wird bei ihr die sanfte, selige Ruhe wieder finden, welche bis izt sie so glücklich gemacht hatte.

[56] *Daniel an Marie. Berlin, 3. November 1794*

Die Nachricht von der Belagerung von Mainz, die ich gestern in der *ressource* er- hielt, hat mich ganz bestürzt gemacht, und ich vermuthe, liebe Marie, ich werde auf meiner Rückreise dich nicht mehr sehen; vielleicht kommt schon dieser Brief zu spät in Frankfurt an. Mit der größten Ungeduld erwarte ich nur ein paar Zeilen von dir, damit ich wisse wo du seyst und welche Partie Herr Gontard ergriffen hat.

[57] *Marie an Daniel. Hausen bei Frankfurt, 21. Mai 1795*

Der Rispivogel, ist ausgeflogen. Endlich mein bester sind alle Hin- dernisse überwunden und hier sind wir, froh und frey, abgeschütelt allen Stattstaub und alles was damit an den Stätteren kleben bleibt. Ich möchte dir jez unter dem zwitscherden Gesang der kleinen muntren Vögel die veränderung meiner Gemüthsstimmung schildren können; aber nein du solst nichts wissen! nichts von den edlen Entschließungen die meinen Geist in thätigkeit versezen nichts von den hohen Empfindungen meiner Seele die sich heraus hebt aus dem Chaos und in reineren Regionen sich wahre unverfälschte Nahrung holt. war das nicht schön? es ist doch *à la Susette* – – nicht, das wir sehr oft von dir sprechen und (dich) noch öfttrer bey uns wünschen, nicht das F: G: alle 5 minute – nicht so, glaube es nicht es wäre gar zu oft des tags – – einfält zu sagen; ach! wäre doch unßer *Benjamin* bey uns, der gute Junge das wäre *charmant* er würde sich gewiß über unßre vernünftige Art zu leben freüen so ganz nach seinem Geschmack hal hal das kizelt nicht wahr?

<sup>1</sup> Das Wort ist verbessert aus *scheucht* und am ehesten wie oben zu lesen, also Ab- leitung von dem altertümlichen Subst. „Scheuel“. Doch ist das nicht ganz sicher.



Dienstag . . . So will ich denn in schlichten (2) Deutsch da mein tagebuch anfangen wo das deine aufgehört und dir sagen was sich seit deiner Abreise zugetragen; dir wird gewiß heimeln und – ach! ich möchte doch wohl wieder ein bischen dort seyn und ihre ländlichen Vergnügen mitgenießen . . . also, Dienstag um 12 uhr wie du weg warest da . . . nein ich wollte ja nicht – es war 6. da gab mir F: G: ein *billet* „Kind du solst mit *Marianne* in die *Comédie* gehn die schöne Musick wird ihre wohltätige wirkung nicht verfehlen. Docktor und Apothecker wurde aufgeführt wirklich eine ganz *charmante Oper* die *Soemmerings* aßen bey uns wir waren alle wie auf den Mund geschlagen. Mitw: blieb ich allein zu Hause u hate ganz *méchante* Kopfschmerzen. Don: aßen wir bey *Bethman* in kleiner Gesellschaft zu mitag es war sehr artig, um 6 fuhren wir nach Hause machten einen kräftigen, kam noch die fakultät u *Ba*. Frey: fuhr ich abends mit *Mariane* und *Cobus* in seinem *Wis*, zwey stunden habe ich selbst gefahren du hätest sehn sollen wie Marie sich gut ausgenommen u wie sie mit leichter Hand zwey wilde Engländer vom *Oncle* nach ihrem Willen zu leiten wußte wie schön sie lenckte, u jedem Stein auswich ein paarmal um alle möglichen Thoren nach der Hanauer *Chaussé* wieder zurück u gegen Bogenheim . . . selbst fahren gefält mir sehr gut. Sam: hatten wir eine allerliebste kleine *aventure*: wir Drey u die *Soem*: wolten nach Borenheim fahren Da der Abend so schön war solte es über den Rinderberg gehn wir kennten den weg nicht, überließen die sorge dem Kutscher dem er auch nicht bekannt war; unßre Unterredung handelte von der Dummheit! – ein edler Gegenstand – – indem *Soemmering* eine menge darüber demonstrirte mußte unßer gute Johan etwas (3) davon aufgefangen haben, besorgt die Theoretischen Beweise möchten nicht hinlänglich seyn versuchte er uns practisch einzuprägen was Dummheit sey; siehe auf einmal heißt es halt! der gute Freund hate uns durch lauter Reben geführt, war jezt an einer Egg wo der Wagen weder wenden noch vorwärts konnte denn hier war die Welt mit Breteren zugenagelt, wir stiegen aus u die Pferde mußten zur veränderung versuchen nach Krebs Manier zu spazieren das wir herzlich lachten über diese Art Kraftschlüße kanst du denken, endlich kamen wir denn doch hin; u *B*: der *Rendezvous* hate uns dort zu trefen, wolte eben zurück schrieb es gewiß einer weiblichen Laune zu das wir so lange nicht kamen wie hätte er auch auf solche Aebentheur rathen können? um mit Jette zu sprechen haben mer sich af die grüne Wiese higesotzen. u waren recht lustig. Son: fuhren wir Nachmitags zur *Mama* nachher packte ich noch meine sieben Sachen ein; gieng noch allein in Hirsch wo eine ganz außerordentlich große Gesellschaft war, den ganzen Winter war's nicht so brillant, ich *amusirte* mich mehr

als gewöhnlich u nahm von jedermann Abschied als wenn ich eine große Reise vor hätte. Mon: um 17 uhr setzten wir uns ein, u ritsch ratsch zur Statt hinaus ol mit welchem vergnügten Herzen sagte ich dem Steinklumpen lebewohl: Abends als wir uns eben an Tisch setzen wolten kam noch *Brevillé* u *Beth*: geritten. Dien: kamen die Manskopfs *Bré*: u *Francois*. Mit: kam *Louis Gontard* – der von Polen zurück ist – zum Frühstück um 6 fuhr Fr: G: in die Statt ich blieb allein abends aßen die *S*: u Docktor bey uns. D: blieben wir ganz allein. Frey: hatten wir schon halb abgeßen als *Bré*: *Beth*: u *Louis G*: *au voleur* herein schrien, gegen 12 erst weg gingen. Die Eintheilung unßrer Zeit kan ich dir jezt nicht sagen H: G: wird mich gleich zum thee rufen er geht früh in die Statt u muß den Brief mitnehmen. nur das soll ich durch befehl dir sagen das wir alle ganz außerordentlich vergnügt sind die Herlichsten Gegenden aufgefunden u unßre Wäldchen ol die sind so schön wie du dir es nicht vorstellen kanst. Wir stehn früh auf frühstücken in der *Jasmin*lauben u haben biß jezt noch nichts von der Hitze geliten der Garten wird ganz allerliebste abends begießen wir alle mit aufgeschürzten Kleidchen, alls was möglich ist. Ich möchte dir gerne noch eine menge sagen wenn ich nur Zeit hätte aber bald Lieber schreib ich dir wieder. *apropos* du solst *Zerleder* nicht vergeßen zu sagen wie sehr wir hier zufrieden sind u uns etwas von ihm schreiben, jemand will es gern.

*Exkurs: Daniel an Johann Gottfried Ebel*  
(Aus *Ebels Nachlaß*, Zentralbibliothek Zürich)

- [58a] <26. September 1795.>  
Es ist mir eine wirkliche, wahre Freude daß Sie einen jungen Mann gefunden haben, der die Erziehung des *Henry* besorgen, und sie gewiß zur Zufriedenheit der Eltern enden wird. Und daß Sie ihn vorgeschlagen haben, das sezt mich wegen Marien sicher.
- [58b] <20. Dezember 1795.>  
Keinen Zweifel hegt ich nie daß Sie nicht HE. G. einen Erzieher vorschlagen würden, der in jeder Rücksicht sich empfehlen würde, und meiner Schwester auch nützlich sein könne. Sagen Sie mir doch, ist die Sache nun auch ausgemacht?
- [58c] <9. April 1796.>  
Ich freue mich für Gontards und meine Schwester daß ein wakrer, aufgeklärter Mann Heinrichs Erziehung übernommen hat; noch hoff ich ein mal nach Frankfurth zu gehen und ihn auch persönlich kennen zu lernen, ehe Jahre verfließen.

Freytag hatte ich heilig versprochen dir zu schreiben, es wurde nichts draus, Samstag gieng ich auf einen Nachtball bey Sophie Bettmann Kleid und was dazu gehört mußte ich selbst in ordnung bringen, mangel einer dienstbaren Zofe, Sonntag ob ich gleich um 5 uhr mich erst zu Bett legte war (ich) um halb 9 schon am Th(ectisch,) um 9 fuhren wir herum nach einem Landhaus zu sp(ekul)ieren du kenst *Dufais* Garten? auf der Pffingstweid den haben wir gemithet, freylich ein auffallender *contrast* gegen das liebliche Hausen! aber dieß oder in der Statt zu bleiben war unßre Wahl. -- Gestren hatte ich wieder verhandlungen u heut ist schon Dienstag o! Menschenplane und Menschenthorheit, hal huldigt ihr stolzen sterblichen, huldigt eurem Despoten, er heißt -- Zufall.

... sieh -- da werd ich schon wieder weggerufen zum spazieren aber ich will nach Tisch meim *Guitare* Meister absagen laßen um diese einzige stunde die ich für mich habe mit dir zu verplaudren u solt es wieder was geben so schick ich dieß nur auf die post; -- auf wiedersehn.

Lieber, du hast mir auch gar lange nicht geschrieben . . . ich möchte so gern daß dir alles nach Wunsch ginge und du unbarmherziger läßt mich Jahr und Tag schmachten nach einem Laut schäm di i dis blütig hartz -- H:r u F: G und der Dockter die einen so wahren herzlichen (2) Antheil nehmen an dir, fragen mich so oft ob deine Geschäfte bald in richtigkeit seyn u du zufrieden . . . Ebel sagte lezt du wärest nicht wohl gewesen o! Lieber Lieber schone dich, ich kan dir nicht beschreiben wie mich eine peinliche Angst anwandelt, wenn (mir) einfält dir möchte nicht wohl seyn. Weist du was, (mach dich) auf den weg u komm zu uns wir wollen dich pflügen *cocolieren*(?)<sup>1</sup> du solst uns schon wieder gesund werden; auf unßrer schönen Pffingstweid unter den Paplen herum springen, Blumen pflücken, mit unßren Hölderlin Duette flöten er ist sehr stark; oder wilst du Grillen fangen? gut, -- so hole ich sachte die *Guitare* stelle leise mich hinter Brüderchen, es ertönt das melodische Saytenspiel eine liebliche Stimme fällt ein u haucht ermunterende Gefühle in deine aufthauende Seele „laß die Grillen lieber Junge, sieh? die stunden fliehn“.

<sup>1</sup> Das Wort ist leicht verwischt, teilweise verbessert und schwer zu entziffern. Der Schrift nach am wahrscheinlichsten: *cocolieren*, von ital. *coccolo* = Nesthäkchen, also „verwöhnen“. Dem Sinne nach läge ebenso nahe *cajolieren*, aus dem franz. *cajoler* = „verhätscheln“; doch ist der zweite Buchstabe eindeutig ein *o*, der dritte viel eher ein *e* als ein *j*. (Für Hilfe ist der Vf. seinem romanistischen Kollegen Hellmuth Petroni und dessen Assistentin, Dr. Margot Kruse, zu Dank verpflichtet.)

Höre liebes Mädchen, die Stimme deines über sich trauernden Bruders. Der Ver-lust einer Schwester die er liebet, so zärtlich wie je eine es ward, geht ihm nahe. Sein Eigennuz ließ ihm immer noch hoffen, und in seiner jezigen Lage mehr wie jemals, angenehme Tage mit ihr hinfließen zu sehen. Aber ich sehe mich getäuscht, Liebe, sehe mich wieder einsam und verlaßen, und meine Arbeit mir einst zum Eckel werden, denn zu meinem Unterhalte brauch ich wenig, und habe nicht nöthig mich Tag und Nacht mit derselben zu placken. Wer wird nun so liebevoll, so sanft meine Freuden mit mir theilen, meine Sorgen vermindern, als es meine beste Freundinn gethan haben würde? Also auch du von uns getrennt, und nicht auf einiche Jahre, nein auf immer. Du kannst Mutter Schwestern, Bruder, Verwandte wieder finden; wir verlieren, und nichts ersetzt das Fehlende. . . .

(3) Daß du R. liebest, das spricht ein wenig für ihn, aber daß HE. G. ihm gut ist, das ist nun freilich viel mehr. S. Dollf. scheint viel auf ihm zu halten; so viel Zu-trauen ich aber in ihre Einsicht habe, so wenig bestimmend ist für mich, im Ganzen genommen, die Meinung deines Geschlechtes in ähnlichen Umständen. Die Gründe auf denen sie gestützt ist, sind locker und gar zu sehr vom Scheine geleitet. Wie oft hintergeht ihr euch selbst!

Auf den zweiten Brief.

Die Gründe meines Stillschweigens kennst du schon, und sey versichert, daß dieses seltene ofene Zutrauen, welches du mir gegeben hast, der schönste Beweis deiner Liebe mir war. Marie hat nicht gefehlt, ich gebe der Art wie sie sich benommen hat, meinen ganzen Beifall, sie hat sich mit der ganzen Sittsamkeit eines lieben wohlgezogenen Mädchens geschmückt. Sie sollte, sie mußte vielleicht so handeln. Deine Antwort, Liebe, ist sittsam und verständig. . . .

Aber darf ein Mädchen in jeden der Stände, welche die Civilisirung hervorgebracht hat, hineintreten? Bei mir ist sie beschränkt entschieden, und ich darf dir es sagen daß der jezige Fall mich fast verneinend antworten läßt. Wer bürgt dir für die fortdauernd guten Gesinnungen der Geschwister R. der Mutter, falls sie jezt einwilligten? . . . Du fühltest eine warme Freundschaft für ihn, nicht jene unruhige, soheftige Leidenschaft, die sooft unglücklich macht, zuweilen beglückt wie man sagt; ihn rufte der Krieg ab. Dies und deine Reise ließen mich vermuthen er werde vielleicht kälter werden, und du mit Ruhe wieder deine vorige Stelle einnehmen. Aber du ziehst mich aus (4) meinem zweifachen Irrthum. Du liebest ihn, er hat seine Gesinnungen nicht geändert. Du bist entschlossen, was kann ich dir also noch hierüber sagen. Richtig ist es wohl, würde er nur wankend geworden seyn, so wäre seine Entfernung der beste Vorwand gewesen zum Bruche. Ich muß ihm gut werden um all der Lobsprüche willen, die so reichlich von deiner Feder ihm zufließen, und kennen möcht ich ihn wohl weil du ihm, er dir gefällt. . . Bei dem allem, liebe Marie, hast du gute Rätze nöthig, und die findest du bei S. aber ich muß von R. selbst unterrichtet werden, muß von HE. G. die Genehmigung erhalten, wie einst von seinem Bruder.

Ja wohl Geliebter Bruder, hast du *Marie* lange lange warten laßen, aber wenn ich denn endlich einen Brief von dir bekomme du Guter! siehst du, da vergeße ich es u freue mich nur das du mich so lieb hast -- glaube es, jezt noch denke ich oft mit weh-

müthiger Freude an mein erstes ernsthaftes Vorhaben mit dir zu leben u dazu beytragen zu dürfen dir deine Existenz angenehm zu machen; zuweilen verliere ich mich so in diese Empfindungen das mir's dünkt als würde es noch wahr u ich nicht nur den armen *Louis* ganz vergeße, sogar ein Gesichtchen schneide wenn sein erscheinend Bild mein Traum zerstört . . .

Ich verspreche dir Lieber, das ich nicht unvorsichtig nicht leichtsinnig handeln werde, u das *L*: darauf das er bald Majorain wird keine Hoffnungen gründen darf, das weis er von mir auch meine gute *Sophie* hat es ihm gesagt, u das sie sich allein widersezen würde wenn ich nicht selbst so dünkte; sie liebe uns alle beyde u wünsche aufrichtig uns glücklich zu sehn, dieß würde aber ihre *Marie* nie werden, wenn er die Einwilligung seiner Familie nur ertrotzen wollte. (*Fortsetzung Nr. 39.*)

[62] *Marie an Ludwig. 28. Februar 1797*

Noch gute Nacht sagen meinem *Louis* ehe ich zu Bette gehe – meine Sorge um dich läßt mich doch noch nicht schlafen. – – Armer Jungel es ist so stürmisch draußen und kalt, wenn dir's nur nicht schadt – hast du dich auch recht gut eingepackt? wenn ich doch morgen gleich nachricht haben könnte, aber morgen wirds wieder Nacht und ich habe nichts gehört, meinen *Louis* nicht gesehen; unaufhaltsam rollen die Räder und führen Ihn weg von seiner *Marie*; mit jedem augenblick wächst die entfernung von Ihm: – O mein *Louis!* selbst die gewißheit dich in ein paar tagen wieder zu sehn, und dich denn nicht mehr allein wegreißen zu laßen – vermag den Schmerz der Trennung nicht zu mildren, es ist (2) schwer wenn mann traurig ist sich in heitre tage zu versetzen, bey dem düstren Himmel verbirgt sich die klare Sonne, und die geschäftige Phantasie spinnt ihr Gewebe nach unßrer Gemüthsstimmung fort; mögliche Zufälle stellt sie uns als Würcklichkeiten dar, – in einem kleinen Zeitraum kan so viel vorkommen; so, reiht sie einen Faden an den andren, mahlt unßre Lage entweder peinlicher oder angenehmer; – Du liebst sie nicht die Phantasie, glaubst sie mache uns unglücklich wenn wir ihr Gehör geben? du hast unrecht mein *Louis*; ich laße sie nicht – wenn ich froh bin ist sie so lieblich die Zauberin, oft schon – warum sollt ich dir nicht sagen? – ließ sie mich durch einen (3) dünnen Schleyer in die Zukunft blicken, da sah ich *Marie* als ein frohes glückliches Weib, ihren *Louis* immer als ihren ersten wahren Freund, liebend und geliebt und ganz mit seinem Weibchen zufrieden; o da ist sie so reizend! laß sie ja nie zur Lügnerin werden.

Es ist schon spät, bald mitternacht, wir haben noch lange von dir geplaudert ehe ich herauf kam in mein Zimmerchen; möchtest wohl wissen was? – nichts, nichts du wirst sonst gar zu citel, und denn wehe mir! . . .

Mein Licht geht aus ich muß aufhören so ungenüßlich es thue, denn mir kömte vor als könte ich dich festhalten das du nicht weiter gehest, wenn ich mit dir spreche, – gute Nacht mein bester Bester *Louis*, alle guten Geister mögen über dir wachen, liebe deine *Marie*.

[63] *Ludwig an Marie. Bödighheim, 8. März 1797*

Wie schmerzhaft die Trennung von dir Liebenswürdigstes Mädgen ist, kann ich dir nicht beschreiben, aber wohl fühlen, ich würde mich nie dem Gefühl unterworfen haben, und mich nie von dir Lieben *Marie* gedrent haben, wenn ich nicht durch mein hier seyn, unsere Verbindung beschleinigete. Ich legte meine Reise recht glücklich zurück, und wurde hier unter Tausend Freud und Jubel Empfangen. . . .

(3) . . . Jetzt wo ich dir diese Zeilen schreibe bist du wohl bey unserer theueren Freundin *Sophie*, Sie soll mir Verzeihen wenn Sie der Nahme aus meinem Mund gesprochen beleidigen kann, es beleidigt Sie aber gewis nicht, den ich Sündige durch dich; und durch daß zweymahl eins glaub ich doch Anspruch auf Ihre, mir so Schätzbare Freundschaft machen zu dürfen. *H*: und Frau *Gontard* bitt ich dich, mich viel mahls zu Empfehlen, so wie auch deiner Freundin *Mariane*.

[64] *Marie an Ludwig. Wohl 10. März 1797*

Zehn tage bist du schon weg, und heute erst einen Brief? – *Louis*, deine *Marie* war in Sorgen, dir möchte etwas fehlen. – Donnerstag hoffte ich, – *H*: *Gon*: verstand meinen fragenden Blick als er nach Hause kam „ich habe nichts liebes Kind, gerne wollte ich was gutes geben; vielleicht morgen“ – und morgen war wieder nichts: – Erst diesen abend; aber meine Freude war auch so groß daß die vorhergehenden trüberen Stunden wie leichter Duft vor der wärmenden Sonne zerfloßen. –

Mein *Louis*, wenn ich es nie gewußt hätte wie nahe du meiner Seele bist, so würde mir es deine abreiße gesagt haben; – ich war so gespannt den ganzen abend und hatte mit meinen Gefühlen angehalten; als du wegwarst brachen sie los meine gute Frau *Gon*: führte mich auf mein Zimmer, herzlich stimmte sie in meine aufgeregten (2) Empfindungen, mit zarter sorgsammer Freundschaft und sanftem Trost suchte sie mich zu beruhigen, führte denn meine Blicke in eine heitrere Zukunft. und lockte mir so, selbst unter meinen Thränen ein lächeln hervor, erst als sie mich ruhiger glaubte und mir einige Taßen Thee gegeben verlies sie mich. – Deine Geschwister, sagst du *Louis*, freuen sich auf mich? – verdanke ich ihr gutes Vorurtheil nicht etwa einem zu schmeichelhaften Gemälde von mir? – mein guter Freund, wir sind so sehr geneigt alles was wir schönes und gutes in und außer (uns) finden auf den Gegenstand unßrer Neigung überzutragen, und es ist so natürlich das wir daß, was wir für das vollkommenste anerkennen – eine schöne Täuschung der Liebe – wenigstens für das was uns allein glücklich machen kan; von jedermann, besonders von Freunden geachtet und geliebt (3) zu sehn wünschen. . . . Ja mein *Louis*, wir werden glücklich seyn, ich denke mir die künftigen tage so anmuthig – es ist ein wohlthätiger Gedanke in das Leben eines guten Menschen heiterkeit und freude zu verbreiten.

*H*: *Gontard* hat meinem Bruder und *Oncle* geschrieben, meiner guten Mutter schreibe ich erst wenn sie durch meinen Bruder ein wenig vorbereitet ist. Es ist mir alles recht, wie du mit deinen Brüdren die einrichtungen triffst – . . .

Meine gute Frau *G*: und ihr Mann grüßen dich, auch mein bestes zweymahl eins, *Mariane* u *Fr*: *Soemerig* – die dir freylich nur wegen mir

gut ist – Sie möchten gar zu Stolz werden junger Herr *Sophie* ist so muthwillig spielt zuweilen *comödien* u will den Hrn v. *Rüdt* vorstellen, wie sie sich dabey benimt ist ganz *charmant*.

[65] *Ludwig an Marie. Bödigheim, 11. März 1797*

Endlich Liebe Marie! sind Sie gesprochen die Worte die uns zur befestigung unseres Glück's noch fehlten, ich endekte mich nehmlich meiner Guten Mutter, berufte mich bey der Beschreibung von dir Liebenswürdigsstes Mädgen, auf meinen Aeltesten Bruder, der großen einfluss auf meine Mutter hat, und gewis alles mögliche zu unserer verbindung beytragen wird; Sie hörte mich sehr gelassen an, und fand keinen anstandt, als ob du dich wohl auf dem Lande gewöhnen könntest, diesen einwurf suchte ich gleich Ihr zu benchmen, Übrigens, sagte Sie, hab ich nichts da wieter ein zu wenden, so bald Ihr Glücklich zu seyn glaubt. . . .

(2) . . . Wäre ich hier nicht unumgänglich nothwendig, so wäre ich längst wieder bey dir Lieber Engel, kaum bin (ich) 12 Tage von dir getrent, und jeder Tag scheint mir ein Jahrhundert zu seyn; nur der (3) einzige Gedanken kann mich Trösten, daß ich diese Trenungs Tage, unserem künftigen Glück Opfere. Künftigen Donnerstag erwarte ich einen Brief von dir Liebe Marie, worauf ich mich unaussprechlich Freue, versage mir dieses Vergnügen nie, Ich kenne nur eine Glücksellig(keit) auf dieser Weiten Welt, daß ist von meiner Marie Geliebt zu werden, und solte ich auf diesen Göttlichen Genus verzügt thun müßen, weil uns einige Meilen Trenen? O! nein gewis wird mir's auch deine Feder wiederholen;

Deinen Beyden Freundinen sage recht viel zärtliches von mir, Herrn und Madame mache ebenfalls recht viel Empfehlungen von Deinem Dich ewig Liebenten *Louis Rüdt*.

[66] *Marie (und Sophie Dollfus) an Ludwig*

Eben wie ich meinen Brief zumachen wollte bekam ich den deinen, o! mein *Louis* ich kan dir die würkung nicht beschreiben die er auf mich machte. Alle Zweifel gehoben, so ganz durch die Bewilligung deiner gütigen Mutter imm stillen Genuß deiner Liebe mich freuen zu dürfen. . . . mein rastloses bestreben ihr zu gefallen soll ihr wenigstens beweisen das es mit dem innigsten wunsch verbunden ist ihr wohlwollen zu erwerben. *Sophie* und *Marianne* sitzen mir zur Seite, meine freude hat sie so angesteckt das sie lauter tolles Zeug treiben u ich kein (2) vernünftiges (Wort) mehr schreiben kan, dabey sagen sie du könntest es nicht übel nehmen.

Um verzeihung ihre Genade, ich werde bescheidener sein mit fohrnemen leuden; aber heude bin ich zu froh,

S.

Siehst du wohl?

es ist nicht mit ihnen auszukommen ich muß nur aufhören von *Marianne* soll ich dir noch sagen das dein Brief ein Beweis seye ein höheres segnendes Wesen schwebe über uns . . . H: *Gontard* wird dir morgen schreiben; ich wollte nur du wärest unsichtbar zugegen du würdest dich wundren wie mir's möglich ist bey dem Geschwäz der zwey unartigen noch ein(e) wort hervorzubringen. *adieu*.

*Francfort d 13 Maertz (1797).*

[67] *Ludwig an Marie. Bödigheim, 17. März 1797*

Welche gränzlose Freude, machte mir dein Liebe volles Schreiben, Englische Marie! als wäre es mit großen Buchstaben auf meiner Stirne gestandten, fragten mich meine Tante und Schwägerin, „*Louis* Sie haben gewis einen Brief von Ihrer Lieben Marie erhalten“ – Antworten konnte ich nicht, die Gefühlen hemten mir die Sprache, – ich gab Ihnen den Brief, und eilte ins freie um mir luft zu machen, hier dankte ich, unter einem blauen hellen Himmel, eben dem Höheren Segnenden Wesen, welches deine Freundin *Mariane* mich bemerken machte; als ich zurück kam, strömte Lob von allen Lippen, über deinen Brief, auch von meiner guten Mutter, welche eben dazu kam als er vorgelesen wurde. . . .

[68] *Marie an Ludwig, 21. März 1797*

Ich brauche es dir wohl nicht zu sagen mein *Louis* das dein Brief und die wenigen Zeilen deiner guten Schwägerin eine wahre Freude mir gemacht haben Ihr freundschaftliches Zuvorkommen, beweißt zugleich Güte des Herzens und feines Gefühl; – Sie hat mich dadurch Ihr näher gebracht, Ihre wohl wollende Seele ist meinem Herzen nicht mehr fremd; sanfte Schwesterliche Gefühle fließen daraus ihr entgegen. – . . .

*Louis* sagt seiner *Marie* nicht wann er kommen will? also eine Überraschung? er soll es lieber sagen damit das kindische Mädchen sich vorher auf ihn freuen kan. – Du wirst gewiß hier im Hause mit Herzlichkeit aufgenommen werden. – Der beste zärtlichste Vater kan nicht mit treuerer Sorge für das wohl seines liebsten Kindes bedacht seyn, als der gute H: *Gontard* für mich. Und seine liebenswürdige Frau die mit Ihrer sanfteren freundschaft im stillen ausdenkt was uns angenehm seyn kan, es ist sorecht die wahre Güte die aus dem Herzen fließt. Wenn du wiederkömmst solst du Sie Mutter (3) nennen hat Sie gesagt; unbre junge Mutter die kaum ein paar jahr älter ist als ich; – Sie sind beyde so gut! es ist Ihnen nicht genug das Sie Ihr Wohlwollen gegen mich äußern, es soll es, auch jedermann wißen daß deine *Marie* geliebt und geachtet war. Wenn du wüßtest was für Plänchen im Werke sind – – aber ich bin auch gar zu geschwäzig – du sollst nichts wißen, besonders so lange du noch weg bist.

[69] *Ludwig an Marie. Bödighheim, gegen Ende März 1797*

Gränzenlose Freude machte mir dein Liebes Schreiben vom 21t. dies.; dein gefühl volles Hertz und Seelen große leuchtet aus jeder Silbe, – wer dich doch erreichen könnte? – vergebliche mühe würde sich jeder sterblicher geben; – und den unerreichbaren Weiblichen Engel darf ich mein nennen, wer kann ihn ausdenken den allumfassenden Gedanken. . . .

Von der Vorträfflichen Denkgungsart deiner Lieben Pfleg Ältern war ich immer überzeugt, auch ich werde alle meine Kräfte (2) aufbieten, mich Ihrem Freundschaftlichen wohl wollen verdient zu machen. . . . wenn ich komme, daß darf ich dir nicht sagen, hast du mir doch auch nichts von die Pläncher gesagt.

[70] *Marie an Ludwig. 2. April 1797*

Unßre Liebenswürdige *Mama*, befiehlt Ihrem Sohn, mir zu sagen welchen Tag du abreißest; – und dir gezimmt pünktlichen gehorsamm, – wohl gemerkt? – Denn Sie befürchtet; eine überraschende Erscheinung möchte meinen Lebens-Geister gefährlich werden, um also jedem traurigen Vorfall vorzubeugen weist du was zu thun ist: – Falls aber unßrem hohen Befehl entgegen gehandelt würde; seye dir, *Louis*, unßre ewige Ungnade hiermit angesagt, – gegeben im Freundschaftlichen Rath *etc. etc.* – – – Im ernste guter *Louis*, du thust deiner *Marie* einen gefallen wenn du ihr deine ankunft bestimmst, ich könnte sonst gerade den Tag nicht zu Hause seyn; möchtest du das wohl? – Wenn du bald kömmt *Louis*, so siehst du noch wie schön unßer *R.* neben dem freundschaftlichen *S.* aufgeblüht ist (2) aber du must dich eilen die Kleinen wollen Supe davon machen.

[71] *Elise von Malschitzky an Marie. Berlin, 9. Mai 1797*

(4) . . . Lebe wohl, vergnügt brauche ich wohl nicht zu sagen, ich trage dir auf deiner *Mde Gontard* ein halbeß duzend Küße in meine Nahmen zu geben, *He. G.* meine Empfungen, der ganzen *Famille Respect* und *compliments* von uns beyden, der Dollfuß der *Mariane* und der *Gredell* sage nur ich wäre recht böse daß Sie dir nun alle Freundschaft übertragen hätten, die Sie ehemahls für mich hatten, und ich nun eine völlige null wäre, aber beynahe möcht ich dem Sprüchwort recht geben welches sagt – *Les absens ont toujours tort.*

[72] *Elise von Malschitzky an Marie. Berlin, 8. Juni 1797*

Du kanst Denken Liebe wie eß mich betrübt der göttigen Einladung von *Mde Fr: Gontard* nicht profitieren zu können, Danke Ihr recht Herzlich in mei. und in meines Mannes Nahmen Eß hätte mich unausprechlich gefreüt die gute Lieben alle wieder zu (sehen) welche mich mit so unausprechlich viel Liebe und Freundschaft behandelt haben; und meine

Lieben, gutten (2) Kinder Küße in meinen Nahmen, sie müßen nun schon ziemlich groß geworden seyn seit dritthalb-Jahren die ich nun schon weg bin. . . .

(3) . . . aber liebe *Marie* meinen Seegen hast du doch, wenn ich schon nicht bey dir bin; und dan hast du so viele gutte Freündin. bey dir, hast *Md Gontard* welche Mutterstelle bey dir vertritt, du kannst desto eher deine *Elize* mißen.

Ich habe die Tagen eine außerordentliche Freude gehabt, *Hr Borkenstein* war hier mit seiner lieben Frau, ich kan dir gar nicht sagen welche Freude es mir machte; wir haben uns beynahe heiser von *Fr* gesprochen, und da habe ich den so viele neüikeiten vernomen, welche schon lange vorgefallen sind, in der *Famille*, von denen ich aber kein Wort gewußt, *Borkenstein* konte sich nicht genug wundern daß ich nicht *au courant* wäre, von allem waß mich doch *interessieren* müßte (4) den Er wollte von mir noch waß neües hören. Zuletzt war unser Schluß „Verliebte Leben nur für sich, und durch sich, vor Ihnen ist die ganze Welt tod“ *Amen, amen!!!*

[73] *Marie an Ludwig. Im Juni 1797*

Deine *Marie* komt zu dir mein guter *Louis*, sie will mit dir durchs Sprachrohr reden; das einzige was ihr noch übrig bleibt weil du sie verlassen hast und sie nichts von dir hört; – acht tage ohne nachricht! und sonst die süße Gewohnheit dich täglich zu sehn, von dir zu hören du seyest mir gut . . . Mein *Louis*, wenn du recht gut warst und deine Augen mit Liebe und Zufriedenheit auf mich geheftet, wie mir denn so wohl war und ein unnennbares großes Heiliges Gefühl sich in mir regte; – lächle nicht über diese äußerung es würde mir wehe thun – ich hätte oft so gerne die schönen Gefühle die du in mir hervorbrachtest dir entdeckt allein die furcht du möchtest es für überspannung halten, hielt mich zurück, und doch glaube mir mein bester *Louis* nie habe ich den Werth deiner Liebe inniger empfunden, als in solchen Augenblicken wenn deine schöne Seele so ganz in deinen Zügen ruhig lag und ich mir denn (2) still sagte „wenn er mir so bleibt so giebt es kein glücklichers Geschöpf unter der Sonne: – mein einziger *Louis* du wirst mir gut bleiben nicht wahr? – . . .

*H: G:* und *F:* grüßen dich, laßen dich bitten schönes Wetter vom Odenwald herzublaßen oder bald mitzubringen. Dein Freund *Steigentesch* wollte uns vorgestren besuchen, wir waren in die Stadt um die *Tante Alexander* zu begrüßen die von Leipzig gekommen; *Sophie* und *Marianne* habe ich nur auf einen augenblick geschn.

[74] *Marie an Daniel. 17. Juni 1797*

Dein herrlicher Brief mein Benjamin! o wenn ich dir so meine Freude darüber sagen könnte wie ich sie fühle, und über deine Liebe zu mir und deine Güte; es macht mich so froh daß du mir gut bist, denn meine Liebe zu dir kömt tief aus meinem Innersten, sie ist das Resultat meiner besten Empfindungen. Mein guter guter Bruder, warum kanst du nicht hier seyn um mein Glück vollkommen zu machen? . . .

Ich bin in einer großen Verlegenheit und hole bey dir Rath. Ich habe Mutter um meinen Taufschein und ein (2) Bewilligungsschreiben gebetten das bekam ich denn auch vorgestren alles in der grösten ordnung aber überall, von, . . . – das *frapierte* mich, ich konte nicht begreifen warum von – auszustreichen war keine möglichkeit, mußte die Papire H: G: geben – „– was ist das, gehört ihnen das von? – um meiner Mutter ihre vielleicht gute meynung nicht lächerlich zu machen und ohne an die Folgen zu denken sagte ich „ich weis nicht mehr wie Sie, aber mir dächts ganz dunkel als hätte ich schon einmal davon sprechen hören – ich dachte denn würde weiter nicht mehr die rede davon seyn – „Kind um Gottes willen wie kan mann so leichtsinnig seyn! glauben sie mir es ist wichtiger als sie meynen wenn es Ihnen gehört, Sie wissen daß ich über diese Vorurtheile ganz weg bin wenn sie einen Bürgerlichen Heyratheten geb ich keinen Heller für das von, aber weil es ein adlicher ist kan es großen Nuzen haben, Rüdt muß auf verschiedne Vortheile verzicht thun, was er herzlich zufrieden ist; für Sie aber, und wegen der *Famillie* wäre es angenehm wenn er es nicht braucht, darum schreiben sie gleich ihrem Bruder er soll Ihnen nur ein paar worte (schreiben) zum Beweis daß sie das von brauchen dürfen, wenigstens in Ihren Papiren wenn es Ihre *Famillie* nicht öfentlich braucht. . . . (3) . . . Da lieber hast du die ganze Geschichte nun mache daß ich meine Hände in Unschuld waschen kan . . . H: G: meynt weil ein Rätzer Landvogt war u du Regimentsfähig bist u wir Verwandte in den ersten *Famillien* haben – daß weis er noch von dir – es doch möglich sein könne, weil wir aber keinen werth auf so was gelegt mithin die Sache nie untersucht, und sich vielleicht jezt durch Zufall entdeckt; – Grund müße es haben. Durch seinen Befehl Lieber habe ich dir das so umständlich schreiben müssen; nur einen kleinen Beglaubigungsschein solst du schicken weil (es) von zu großem Nutzen für mich in der Folge seyn köne und es der *Famillie* vorzeigen. . . .

Mein *Louis* ist wiedergekommen u grüßt dich Brüderlich H: G: hat ihm die Papire gezeigt. „meine *Marie* habe ich darum nicht lieber wens so ist, aber für sie wärs gut es würde ihr außerordentlich viel Vortheil verschaffen: Ich kan dir unmöglich sagen wie peinlich mir das ist.

[75] *Daniel an Marie. 28. Juni 1797*

(2) . . . Ich wollte die drei unglücklichen Buchstaben von hätten nicht zwei volle Seiten deines Briefes angefüllt . . . Würde unsre gute Mutter mich hierüber (3) zu fragen Zeit gehabt haben, so würde ich mich gegen das von erklärt haben, da ich nie davon Gebrauch zu machen gedachte, weil ich es in unserer Lage lächerlich finde . . . Es gehört uns als patrizischer Familie. Ich habe hierüber aus der Staatskanzlei einen *Extract* mit dem Kanzlei-Siegel, vom Kanzler unterschrieben und mit dem

großen Staatssiegel besiegelt. Unterschreibe dich also ruhig Marie von Rätzer, das Glück ist dir da im Schlafe gekommen. Aber für uns übrigen bleibet es schlechtwegs Rätzer, bis auf mich, wann ich einmal deutschen Boden betreten will. Sollte es nothwendig seyn, was ich mir nicht vorstellen kann, weil meinen Worten eben soviel Glauben darf beigemessen werden als einem Siegel, sollte es nothwendig seyn, wie Herr *Gontard* meint, daß ich einen Beglaubigungsschein schicke, so schreibe es mir.

[76] *Daniel an Marie. 21. Dezember 1798*

(3) . . . Der lieben Freundin Gretel sage meine recht freundschaftlichen Grüße, bleibet mir noch Zeit vor Abgang der Post, so schreibe ich ihr wohl selbst noch ein paar Zeilen. Oft überfällt mich eine rechte Langeweile wenn ich an Frankfurth denke und an die vortreflichen Menschen die ich dort kenne. Soherrliche Tage lebet man nur ein mal wie ich sie im *Gontardschen* Hause genoßen habe. Sage es ihnen Liebe, daß ich sie ihnen recht oft noch verdanke und mit glücklicher Rückerinnerung sie oft wieder mir vorstelle und dann soheiter und vergnügt dabei werde, als genöße ich dieses Glückes jedes mal aufs neue. . . Hat Me. G. ihre Büste abformen lassen? . . . Liebe Marie, könnt ich doch auch auf wenige Minuten nur hinüber nach Frankfurth mich versetzen, wie wohl würde mir werden; ich habe wirklich ein eigentliches Heimweh bekommen nach den lieben Leuten.

#### VIII. Streiflichter

[77] *August von Steigentesch an Ludwig. Frankfurt, 23. September 1797*

(2) . . . Bey Frau Susette bin ich bereits sechsmal gewesen, um nach deiner Rechnung zu fragen, da mich *Gontard* an Sie wies. Vorgestern ist es mir endlich gelungen Sie in der Gesellschaft zu sehen, denn sechsmal hatte man mich unter dem Vorwande aller möglicher Krankheiten und Launen abgewiesen. Sie sagte mir, daß Sie die Rechnung nicht hätte, mir Sie aber heute Abend, da ich dort *soupire*, geben wollte. Sie wird sogleich bezahlt werden. Was mich selbst anbetrifft, so leb' ich wie ich sonst gelebt habe. (3) Die Damen sind ihren Männern Treu und ergeben, stricken, sticken und nähen, lesen auch zuweilen, und so schleppen Sie ihr Daseyn wie eine Leichte Bürde hin. Die Gesellschaften sind während der Messe nicht munterer als Sie waren, nur ich, gottlob! ich habe meine Munterkeit wieder die mich, wie du weißt, in der Epoche meines Grams und meiner stillen Leiden, verlassen hatte. Ich habe jezt der Munterkeit die Flügel beschnitten, die wie eine zahme Taube, neben mir durch mein künftiges Leben hinhüpfen soll . . . Du glaubst nicht mein Lieber! wie gern' ich mitten in dem Lärm der Stadt, in der Erinnerung (4) an eurer

Seite Bin: Man ist so glücklich in der Nähe froher Menschen, und vergebens sucht die Schminke der Kunst das natürliche Roth der Freude und des Frohsinns nachzuahmen.

[78] *August von Steigentesch an Ludwig. Frankfurt, 30. September 1797*

(2) . . . Frankfurt ist eine neue Welt. Der Menschenbach, der sonst ganz dünn durch die Straßen strömte, ist zur Fluth aufgeschwollen, die sich in wilden Wogen in den Braunfels und die Messe wälzt. Sonst ist die Bekannte Welt sich ziemlich Treu geblieben. Das Männchen ist nach Paris geflogen, und das Weibchen (Sophie Dollfus) sitzt Traurig und verlassen. Das dicke Mariannchen schwärmt in der vorwelt, und strickt Ritter und Turniere. Frau Susette ist noch immer vormittags unsichtbar, und hat gern wenn man Nachmittags viel spricht, um ihr das Sprechen zu ersparen. Aber alle drey werden heiter und belebt, wenn ich von dem Pärchen in Bödighheim erzähle, und da ich mit ganzer Sele an dem Pärchen hänge, so erzähl' ich oft und viel, und das Trägt mir freundliche Blicke ein. Wie schön und wie wohlfeil doch die Damen alle Mühe bezalen können! Nur einen Gedanken (3) wünschte ich verscheuchen zu können, der sich mir immer aufdringt. Der Braten, wenn Sie Hunger hat, der Hund, den Sie streichelt, der Vogel, den Sie füttert, und ich, wenn ich erzähle, wir bekommen alle den nämlichen, freundlichen Blick, der sich nur etwas bewölkt, wenn Frau Susette einmal aus Irrthum ihren HE. Gemal fixirt.

[79] *Jakob Friedrich Gontard-Brevillier (1777–1810) an Ludwig.  
17. März 1801*

Unaussprechlich glücklich war für mich Die zeit welche ich bei euch zubrachte, und nie habe ich mich so wohl gefühlt als die wenigen Tage . . . , indem diese Lebensart diejenige ist welche mir von Jugend auf meine *Phantasie* als die Angenehmste vorgemahlt hat, und welche ich bei euch so ganz in der *realitet* fandt. . . .

Meine Schwester errinnerd sich mit wahrer Freude der zeit die Sie in eurer Gesellschaft zugebracht hat, und macht uns oft neidisch wenn Sie sagt das sie nie glücklicher gewesen sey.

[80] *Henry von Lilienstern an Ludwig. Frankfurt, 4. November 1801*

deine Empfehlung habe ich an die *Gontardischen* ausgerichtet, und von der Marian die Herzlichsten zurückerhalten, Sie gefällt sich gar nicht so viel ich bemerket, und wenn nicht der Rittmeister sie noch ein wenig ermunderte, so glaube ich, würde Sie noch mehr Eueren Herzlichen Cirkel vermissen, Sie leben der mahlen in Ewigen Feinsteins wegen (2) denen vielen Verlobten die dermahlen in dieser *Famillien* herrschen, und daß ist ihre sache garnicht.

[81] *Henry von Lilienstern an Ludwig. Frankfurt, 6. Juli 1802*

ich gestehe ich haße alle die Neue Experimenten unseren Herrn *Doctors*, hätte HE: *Dr* und *Pr Sämring* an seiner Frau nicht so mänge neuheit propiren wollen, wo durch die arme Frau daß Opfer wurde. wie auch der neuere Beweis an der verEhrungs und schätzbaren *Gontard Borkenstein*, die Ihm schon den ganzen verfloßenen wiender an einem Stieg in der Seite klagte und Er (2) Ihr nichts Dafür oder viel mehr nicht Ernstlich brauchte, hier zu kamen die Röden durch eines seiner Kinder ins Hauß und Sie erhielt solche durch eines ihrer Kinder, mann beschuldiget Ihn Daß Er Ihr die Röden nicht genuch in den ersten Täge durch mittels herausgetrieben hat, wie *Pro: Weitemann* sie zum ersten mahl sahe, Er so gleich sachte, die Frau ist verlohren, Denn Der Gieft ist ihr auf die Lunge gefallen, und wenn wir auch so glücklich sein solden Sie zu retten so wird Sie Schwindsüchtig werden, Die *Mad: Manskopf* hat Sie schon lang gebethen gehabt vor ihr hüsten und täglich in der Früh auswurf von Maderie einen *Docter* ordentlich zu gebrauchen, allein sie sachte dis würde *Sämring* beleidigen, der *Gontard* soll schräklich gethan haben, und gleich in der ersten Stunde nach ihrem Tode weg gereist, anfänglich wolte Er nacher Hamburg und *Cobes Brevillie* hat ihn um ihn nicht allein zu laßen bis *Vielbel* vierstunden bekleidet, bis die Familie anstald getroffen hatte jemand Vernünftiges mit zur Bekleidung zuschiken, wo zu HE: *Kling* bestiemt wurde und nach geschikt, in dieser zeit hatte Er durch zureden seinen Plan verendert, und ist um der Leiche zu entgehen und *Contolens Wissitten* nur bis *Cassel* gegangen, viele Leuthe wie es hier leider ist, und leicht sprechen können weil (3) ihnen kein Schmärtz umgiebt, haben ihm verdacht das er weggegangen ist, allein Er wuste das Seine vier kranke Kinder durch die führ sorge der *Mad: Noë du Fay* wie *Brevillie* wohl verpfleget würden, so wie von denen überigen Verwandten, ich habe ihn noch nicht gesehen er beschäftigt sich sehr, Er hat viel verlohren die Menschen möchen sachen was Sie wollen, und haben Sie auch nicht gans so vergnügt gelebt als Sie es gesolt hätten, so weis recht gut wer Dis auf seinem gewissen hat . . .

Meine Frau Empfiehl sich der Deinige und beweinet mit ihr den Verlust der *Susette* herzlich.

[82] *Henry von Lilienstern an Ludwig. Frankfurt, 21. Juli 1802*

Ich will dir den traurichen Fall mit theilen den unser gemeinschaftlicher Freund Fritz *Gondart* gestern erlitten hat, durch den Tod seiner geliebten Frau. Am Sonntag war Sie noch bey *Gondart* im Garten in der geselschaft, des abens klagte sie sich jedoch

war es von keiner Beteitung; . . . sie war auch den ganzen Montag wieder munter und auf, so daß sie den Abent ein Spazier gang machte bis an die große Beume am waßer, Aß zu nacht und legte sich wohl zu Bette, um Drey uhr hat sie den Fritz geweckt und verlangte ein Klaas waßer, und sachte ihm . . . er möchte ihr doch ein warmes tuch verschaffen welches er auch that, und darüber Schlieff Sie wieder ein; und er nach dem er sie Schlafen Sahe auch, auf ein mahl nach 5 uhr Stund sie auf, er frachte sie wie ist dir so antwortete sie beßer, und fiehl kaum daß sie es ausgesprochen hatte auf die Erde hien, gleich in die häftigsten Krämpfe, es wurde gleich lermen gemacht und der *Dr: Dietz* und Koch wurden geholt, allein es halfen alle mittels nicht, sie nahmen immer mehr zu, so daß Sie um vierruhr des Nachmittag in *Convulsionen* verschiedt Du kanst dir die Laage von diesem Hauße kaum denken, die *Damens* liegen (2) alle im grösten Schmerz zu Bette, der Fritz in der grösten unruhe der Vatter laufet alle auchen Blick zu der Toden Tochter und glaubt das Sie noch erwaget oder zu sich kommen müste, als ich dem Fritz in einem Ek vom Garten fant so hat *Gondart Borkenstein* neber ihm geseßen Fritz Stürtzte auf mich im grösten schmerz auf mich hincin, ich befand mich Dahero zwischen zwey gute bekanden und Freunde die ihre Weiber verlohren hatten die Lage ist nicht zu beschreiben ich will Schliesen da ich zu ihm gehen will da ich es ihm versprechen muste heute früh hinaus zu kommen; die arme alte *Gondart* die so schwag ist daß Sie ohne hien kaum mehr daß Leben hat, die bedarf so der gleichen Fälle nicht, an jezo im *August* will die *Dolfus* weg die ihr nebst Kinder so ans Herz gewachsen sind, ich fürchte für die gute Frau.

[83] *Marie an Daniel. 18. August 1802*

(2) . . . dieß jahr kostet mir viel, viel viel ist mir zerstört was nimmer zu ersezen ist - . . . auch du wirst mit mir trauren guter guter Bruder (3) 2 liebe Freundinnen habe ich verloren die auch du liebtest - ich glaube dir dem Verlust meiner guten *Sömmering* schon geklagt zu haben sie starb kurz vorher ehe ich nach Wezhausen gieng - *Susette* meine gute meine ewig geliebte unvergeßliche *Susette* war seit dem Tode ihrer in Frankfurt vielleicht einzigen Freundin sehr niedergeschlagen und melancholisch - ihr lezter lieber Brief an mich trug ganz das gepräge einer wehmüthig betrübten Seele die wenig mehr an dießer Welt hängt und die sie nun auch seit 6-8 Wochen verlassen hat, sie starb an einem Scharlach Fieber, und ihre 4 Kinder lagen an der nehmlichen Krankheit (sind aber nun alle gesund) denke dir die Lage deß unglücklichen Mannes! noch ist er sehr niedergeschlagen, mich grif dießer Verlust schrecklich an, nicht ohne bittren schmerz denke ich an die Gute! und daß ich sie hier nirgends mehr finden kan ich liebte sie so zärtlich so treu! (4) und wohl mir das ich nicht am Glauben an sie wankte daß ich sie immer mit treuer Freundschaft vertheitigte ein Trost für sie sollte mir's seyn daß sie nie glücklich geweßen wäre und daß ihrs nun bey ihrer Freundin wohl ist - aber ich hab sie verlohren! - Wie unglücklich dieße *Familie* ist! *Mariane Gontards* jüngster Bruder heirathete vor  $\frac{3}{4}$  jahren *Lotte Brévilier* ein liebes gutes sanftes Ge-

schöpf voll Talent und so bescheiden wir waren uns gegenseitig herzlich gut, sie von jedermann geliebt, sie war guter Hoffnung ganz gesund, vor 14 tagen bekömt sie morgens *convulsionen* und Abends ist die zarte Blume verwelkt! - . . . wie sehr dieße schnelle verschwinden 3<sup>er</sup> lieben Freundinnen auf mich gewürkt, verstehst du wohl.

[84] *Daniel an Marie. 31. Oktober 1802*

Auch ich habe glückliche Tage verlebt, denn ich war sovergnügt, wie in den goldenen Zeiten der sorgenlosen Jugend. Meine Ueberraschung war sehr angenehm, als unsere gute Mutter mir sagte HE. *Gontar* sey hier, und seine so herzlich freundschaftliche Umarmung und die von *Henri* erinnerten mich an verfloßene Zeiten, die schönsten Tage meines Lebens, aber die Rückerinnerung an die liebe Me. *Gontard* hat auch manchen wehmüthigen Gedanken in mir erzeugt - wohl ihr!

Mit HE. *G.* u. *H.* waren HE. *Kogel* und sein Neffe; beide jungen Leute sind nach *Lausanne* in Pension gebracht worden. HE. *G.* genoß die Reise, sobeschwerlich sie ihm auch war; der zweite Tag war nur einiche Augenblicke lang günstig, hingegen die 3 lezten erwünscht schön; am 5<sup>ten</sup> verstimmte uns die Nachricht - in Thun - vom Einrücken der Franzosen in Bern.

HE. *G.* sprach mit mir mit Wärme von dir; er hoffet du werdest im kommenden Winter einiche Zeit bei ihm wohnen.

[85] *Marie an Daniel. 30. November 1802*

(4) . . . Ich glaube dir gerne daß *G.* erscheinung dir ein froher Genuß war auch in der Erinnerung deiner in seinem Hauße froh verlebten Tage; mich freuts sehr daß er mit antheil von mir gesprochen. Nach Frankfurt gehe ich dießen Winter nicht, wie öde wie traurig würde mir ein aufenthalt dort jezt seyn, meine gute *Suzette* vergeß ich nicht! - ich habe nun niemand mehr dort zum herzlichen umgang - und das übrige hat wenig werth für mich - als *Mariane Gontard* auch ihre Schwester ist nun nach *paris*.

[86] *Marie an Daniel. 1. Mai 1804*

(2) . . . In Frankfurth waren wir 3 Wochen, mein guter *Louis* wollte sich dieß Vergnügen nicht machen ohne mich theil daran nehmen zu laßen . . . es wäre wohl mehr als unfreundlich gewesen hätte ich nicht mit Herzlichkeit seiner Güte gedankt. - d 3<sup>n</sup> *April* machten wir uns auf die Reibe; *Louis, Elise* die wir bereden mit von der parthie zu seyn, *Lotchen, Louis* und ich, - unßre trefliche *Sophie* von Seefeld war unterdeßen bey *Mama* zur Gesellschaft und Mutter meiner 2 kleinen . . . - wir nahmen bey unßrer guten *Mariane Gontard* quartier und *Louis* bey *Borkenstein* dem es leid gethan hätte keins von uns bey sich zu haben - mir war nicht wohl in seinem Hauße meine Augen suchten die gute *Susette* (3) überall - - - - seine Mädchen sind recht lieb ge-



worden aber Malchen ist noch immer krank an ihrem Füßchen, sie machten mir alle 3 schöne Geschenke von eigener Handarbeit und hatten große Freude an mir, wir können nicht genug dankbar seyn für alle die Freundlichkeit die uns überall zu theil wurde.

[87] *Helene Gontard an Ludwig Zeerleder. 2. Oktober 1814*

(1) . . Der Entschuldigungen, wegen des verzögerten Schreibens, überhebe ich mich. Daß die Ursache davon nicht Mangel freundlichen Andenkens und herzlicher Theilnahme ist, wissen Sie; und die eigentliche Ursache, meine häßliche Trägheit und Ungeschicklichkeit im Schreiben, die mir selbst am meisten im Lichte stehen, lassen Sie mich, wie andre, gehörig abbüßen, indem Sie mich durch zu großes Zuvorkommen eben nicht alzusehr verziehen. . . .

Die Nachrichten die Sie mir über den Zustand meiner Tante (Gredel) in Zürich geben, sind uns nicht überraschend; eher beruhigend; indem wir ihre Krankheit sehr schmerzlich und ihr Ende näher glaubten. Die Ergebung mit der sie ihre Leiden bisher ertragen, und die Ruhe und Fassung mit welchen sie ihrem nahen Uebergang entgegensieht, rühren mich unendlich. – Sollte uns der Gedanke an theure Zurückgelassene, welchen unser Hinscheiden einen zeitlichen Schmerz verursacht, unsere letzten Augenblicke erschweren? – Ich glaube es nicht, wenn wir zu der wahren (2) Ruhe, dem wahren Vertrauen gelangt sind. Finden wir sie ja bald wieder, um ewig mit ihnen vereinigt zu seyn! Diese Hoffnung, recht wahr und fest im Herzen, sollte sie uns nicht selbst die Leiden unserer Liebsten gering achten lassen? Ist ihr zeitliches Ende doch auch nicht ferne. Ein rechtes Vertrauen in die göttliche Liebe und Gnade, sollen wir allerdings zu erlangen trachten, und daß wir es können wenn wir es recht wollen, darin stimme ich Ihnen vollkommen bey; denn das ist es ja wohl was Sie unter „mit sich selbst einig seyn“ verstehen.

Was mir nun Freude macht, ist daß Sie nicht in der Schweiz sind; denn ich sollte in einigen Tagen dort hin, und habe es, wohlerwogener Gründe wegen, abgeschlagen, Nämlich meine *cousine Belly*, die Tochter von Franz Gontard, hat ihrer Gesundheit wegen eine Reise zu machen, welche sie meiner Tante zu lieb, weil sie ihr dadurch Freude zu machen glaubt, nach jenen Gegenden richtet; ich sollte mit; meines Vaters Abwesenheit, der immer noch in *Paris* ist, und manche andre Gründe hielten mich davon ab; nun geht sie mit meinem Onkel Schoenemann und seiner Tochter übermorgen von hier weg, und heute erfahre ich daß sie die Rückreise über *Berne* (3) führen wird. Ich glaubte (Sie) zu Hause, und ein Besuch bei Ihnen würde mir viel Freude gemacht haben; . . nun können Sie denken daß mir Ihr Brief eine Erleichterung war. Die zweite Freude die

mir Ihr Brief gemacht, ist daß Sie nach Wien gehen. Sie treffen dort die Freunde Schlosser, das heißt Sophie mit ihrem Mann, der in Geschäften da ist; Sie erinnern sich ihrer wohl noch, und ohne Zweifel werden Sie sie aufsuchen; sollte es auch nur meinetwegen seyn; und ich erhalte dann hoffentlich doppelte Nachricht, von Ihnen und von Sophie. . . .

Nun leben Sie wohl, und gedenken Sie zuweilen der armen Einsamen, die jetzt ein doppeltes Verlangen hat Nachricht von Ihnen zu erhalten.

[88] *Helene Gontard an Marie. 2. April 1818*

Sie haben, geliebte Freundin, durch meine Schwester erfahren, daß ich durch Unpäßlichkeit verhindert worden, auf Ihre theueren Zeilen die mir wie ein liebes Lied aus heitrer Kindheit im Herzen nachklingen, zu antworten; nun nehmen Sie vor allem meinen, obwohl verspäteten doch nicht minder warm und innig empfundenen Dank für das liebe, theure Geschenk, und das es begleitende herzliche Wörtchen, das mir recht viel werth ist und fortan nicht aus dem Herzen so wie das liebe Ringelchen nicht vom Finger weichen soll. Welche große Freude Sie uns gemacht haben, meine Liebe, wissen Sie nicht und ich kann es Ihnen auch nicht sagen; es empfindet sich so vieles was man nicht auszudrücken vermag, und empfindet sich dann erst recht.

## II. THEIL: ERLÄUTERUNGEN

Vorwort. Wegen der Aufspaltung des Ganzen mußte seinerzeit Nachsicht gewisser Lücken und Schönheitsfehler der Komposition erbeten werden (Hölderlin-Jahrbuch 1955/56, S. 144f.). Manches in der ersten Textreihe konnte in den Erläuterungen dort noch nicht zur Geltung kommen; umgekehrt mußten in den Erklärungen hier und da Stellen aus der zweiten Reihe zitiert werden.

Das Kernstück des heute Gebotenen bildet Mariens Briefwechsel mit ihren Geschwistern und ihrem Verlobten. Er bereichert nochmals die Kenntnis ihrer Persönlichkeit. Im eigentlichen Blickfeld soll aber jetzt anderes stehen: der Lebensstil im Hause Gontard-Borkenstein, der Charakter Jacob Friedrichs, der tragische Zwiespalt im Leben Diotimas und ihr Schicksal. Der andere Gesichtspunkt ist jedoch nicht ganz ausgeschaltet. Er läßt sich gar nicht immer rein vom Hauptgesichtspunkt scheiden. Irgendwie haben fast alle Texte mit dem Hause Gontard zu tun. Außerdem haben die Briefe Mariens und ihres Bruders ihren Reiz als Geschwisterbriefe, und einigen Gehalt in kultur- und geistesgeschichtlicher Hinsicht<sup>1</sup>. Sie spiegeln ethische und gesell-

<sup>1</sup> Ohne Rücksicht mußte in Daniels Briefen alles bleiben, was Ausdruck seiner natur- und volkskundlichen Neigung und Forschung ist. Daniel, der sich längere Zeit mit dem Plan der Einrichtung einer Glashütte in der Schweiz trug, stand in regel-

schaftliche Werte der Zeit. Der Abhebung und des Raumes halber sind solche Stücke, die nicht unmittelbar ins Haus Gontard hineinblicken lassen, in kleinerer Schrift geboten.

Als Brücke zur ersten Textreihe eröffnet die zweite der Abschnitt aus einem Frankfurter Tagebuch Mariens<sup>1</sup>. Ob sie darin fremde Worte ab- oder eigne Gedanken niedergeschrieben, ist noch nicht festgestellt. Das Gebet spricht eine *Verehrerin Pallas Athenes*: im ersten Falle müßte es also von einer Frau stammen oder von Marie an dieser Stelle abgeändert, auf sie selbst bezogen worden sein. Wahrscheinlich gehört es aber ganz und ursprünglich ihr: vielleicht eine Art Ausführung und Aneignung der Winke, die ihr der Bruder bald nach der Trennung zu einem Leben im Geleite der *Göttin der Weisheit* gab (Nr. 52). Auf jeden Fall ist es Bekenntnis eigener Stimmung und Strebung der jungen Bernerin. Es zeugt von ihrer Geistigkeit<sup>2</sup>. Reizvoll verbinden sich darin Tugendideal rationalistischer Herkunft, Geist der Empfindsamkeit und klassischer Kult der schönen Seele. Ihm zollen auch Daniels Briefe mehrfach Tribut.

mäßiger Verbindung mit Dr. Johann Gottfried Ebel, dem er Material für sein Werk: *Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz* (2 Bde., Leipzig 1798 und 1802) beschaffen half. (Seine Briefe an Ebel sind unter dessen Nachlaß in der Zentralbibliothek Zürich; Auszüge daraus über Hölderlin sind die Nrn. 58 a-c). Seine besondere Lust waren Bergwanderungen und deren Schilderung in Tagebüchern. Er liebte diese seiner Schwester zuzusenden, die sie wahrscheinlich auch ihren Freunden in Frankfurt zugänglich machte. Die Beschreibungen sind sehr anschaulich und lebendig, humorvoll und gehaltreich, öfters durch hübsche Federzeichnungen ergänzt. Auszüge wären wohl der Mitteilung in einer Schweizer Zeitschrift für Heimatkunde wert.

<sup>1</sup> Daß dieses Zeugnis der Besinnung aus einem Tagebuche Mariens stammt (vgl. Nr. 50), ist nicht sicher, doch sehr wahrscheinlich. Das länglich-schmale, bis aufs untere Drittel der Rückseite beschriebene Blättchen hat links (von der Vorderseite gesehen) eine ganz regelmäßige, scharfe Reißlinie, ist also wohl aus einem Heft herausgerissen, aber wohl kaum aus demselben wie die zwei Blättchen mit der Abschrift des Hyperion-Fragments. Es fand sich – wohl sicher zufällig – eingelegt in ein Heftbüchlein, das Marie in viel späteren Jahren für ihre Tochter (oder Enkelin?) gleichen Namens anlegte und mit der Aufschrift versah: *Auszüge, gesammelt von Marie von Rüd.* Darin steht auf Bl. 2v, vornehmlich von Versen Goethes umgeben, von Hölderlin das einstrophige Diotima-Gedicht: *Der gute Glaube*, anscheinend aus dem Gedächtnis zitiert.

<sup>2</sup> In dem Heftbüchlein liegt auch ein Blatt Mariens aus späterer Zeit, mit Auszügen aus einem noch nicht festgestellten Werk, die von dem Ernste zeugen, mit dem sie sich Homer, ihren Lieblingsdichter (vgl. HJb. 1955/56, S. 162), und die griechische Götterlehre anzueignen suchte. Oben sind einige Stellen der Ilias notiert: 8, 69 und 22, 209: Zeus, die Lose der Troer und Achaier bzw. die des Achilleus und Hektor wägend; 24, 525: Achilleus zu Priamos über den Gegensatz *der elenden Sterblichen* und der sorgenlosen Götter; 1, 526: Zeus über die Unwandelbarkeit seines Wortes. Dann: vier Verse über Zeus als König der Götter, *Gewalt und Stärke* neben seinem Throne; ein Exzerpt über den kosmologischen Sinn seiner Kämpfe mit Titanen und Giganten,

## 1. Jacob Friedrich Gontard

*Es war seinem Herzen Bedürfnis geworden, einen Halt zu finden, in dem sich die verschiedenen Zweige seiner Familie konzentrieren konnten, für deren Wohlergehen er unablässig besorgt und bemüht war . . . Die Kunstagebungen . . . solcher Regungen waren gewiß nicht selten vom wohlthuenden Dufte des Gemütlichen und des guten Herzens durchweht; mir erschienen dieselben jedoch stets wie Duft und Blüte der Nachtviole, die an Zeit und Stunde gebunden sind. – Mit der ankommenden Morgenpost fingen sie sich zu schließen an, zur Börsenzeit war alles fest zu, und erst nach Abgang der Nachmittagspost fing der Kelch der Gemütlichkeit an, sich allmählich wieder zu erschließen.*

So zeichnete Carl Jügel 1857 in seinem *Puppenhaus* das Altersbild des Cobus Gontard. Der launige Familienbiograph, der seit 1816 Schwiegersohn von dessen Schwester Maria Magdalene war, kannte von ihm noch eine umfangreiche Korrespondenz mit seinem Schwager Schöнемann über die zeitweilige Gemütskrankheit seines Bruders Franz. Das *Schreckbild*, der Kranke könne zu einem unbedachten Gebrauch seiner Unterschrift verführt werden, läßt darin die brüderliche Liebe dem Andrange des Grundsatzes „*Les affaires avant tout*“ weichen. Hier ist der Grundton des Urteils über Cobus angeschlagen. Seine Leidenschaft für die Geschäfte ging über die Sorge für rechte Erziehung der Kinder: die blieb Sache seiner Frau. Außerdem wußte die Familie zu erzählen von seiner *heftigen Reizbarkeit*, von der ihm vererbten, *allen Gontards angeborenen Gutmütigkeit*, von der Freundlichkeit des „Pariser Großvaters“ gegen die Enkel<sup>1</sup>.

Seit dem Verlust jener Korrespondenz war von Cobus keine Zeile mehr bekannt. Vier Briefe an ihn, die 1942 ans Licht kamen<sup>2</sup>, gaben wenig für einen schärferen Umriss seines Charakters in seinen besten Mannesjahren her. Wer ihn fassen wollte, war weithin auf mittelbare Zeugnisse angewiesen: Andeutungen Hölderlins in seinen Briefen nach Haus und Äußerungen Susettens ihm gegenüber nach der Trennung.

und über ihn als Beschützer des Gastrechts; der Zeus-Hymnus von Kleantes (bis v. 21), vorwiegend in der Übersetzung Herders; ein Vermerk über *die ewigen Gesetze*, . . . *Jupiters Töchter*, bei Sophokles, erläutert durch *König Oedipus* v. 863–872 in unbekannter Übersetzung; zwei kurze Gebete an Zeus, darunter das der Spartaner: *Verleihs uns, Vater, das Schöne zum Guten!*; schließlich die Notiz: *Homer hob die würdigsten Volksbegriffe seiner Zeit auf und veredelte sie durch des begeisterten Herzens Licht und Wärme. In dieses Zeitalter wird die Veredlung und würdigere Bildung der Götter versetzt.*

(Nachtrag.) Weitere Blättchen mit reizvollen Ab- und Niederschriften Mariens, vorwiegend aus der Frankfurter Zeit, fanden sich im August 1957 bei Durchsicht der Nachlässe ihrer Kinder, besonders in dem ihres Sohnes Adolf. Das umfangreichste ist noch daraufhin zu prüfen, ob es nicht unmittelbarer Nachhall des *Hyperion* sein könnte. Aus der früheren Bödighheimer Zeit stammt im Nachlaß der Tochter Elise ein Blättchen folgenden Wortlauts von Marie: *Weibrauch verlangt, wer nach Ehren | und Würden strebt, mir aber, | der Bescheidenen, genügen | liebliche Blumendüfte.*

<sup>1</sup> Carl Jügel, *Das Puppenhaus*. Neu hg. von Wilhelm Pfeiffer-Belli, Frankfurt a. M. 1921 (Frankf. Lebensbilder Bd. 3), S. 355f., 274f., 349, 352.

<sup>2</sup> Wolfgang Schmidt-Scharff, Ein Beitrag zur Diotima-Forschung. Archiv für Frankfurts Gesch. und Kunst. 4. Folge, 5. Bd., H. 2, 1942, S. 109–123. Darin an Cobus ein Brief von seinem Onkel Johann Heinrich vom 1. 8. 1786, drei von Susette (mit Faksimile) vom Oktober und November 1796, bald nach der Rückkehr von Kassel und Bad Driburg.

Hier wie dort spricht sich Entfremdung und Empörung aus. Mit Bezug auf die Szene, die Hölderlin wegtrieb, sagt Diotima<sup>1</sup>:

*Man begegnet mir . . . sehr höflich, biethet mir alle Tage neue Geschenke, Gefälligkeiten und Lustparthien an; allein, von dem, der das Herz meines Herzens nicht schonte, muß die kleinste Gefälligkeit anzunehmen mir wie Gift seyn, so lange die Empfindlichkeit dieses Herzens dauret.*

Hölderlin spricht nach seinem Weggang<sup>2</sup> von *beinahe täglichen Kränkungen*. Er verbindet sie mit der tiefen Erbitterung der reichen Kaufleute . . . durch die jezigen Zeitumstände und mit dem allgemeinen Ton in Frankfurt, meint aber im Besondern seinen Brotherrn, wenn er sich wie Susette des anonymen *man* bedient:

*der unhöfliche Stolz, die geflissentliche tägliche Herabwürdigung aller Wissenschaft und aller Bildung, die Äußerungen, daß die Hofmeister auch Bedienten wären, daß sie nichts besonders für sich fordern könnten, weil man sie für das bezahlte, was sie thäten, usw. und manches andre, was man mir . . . so hinwarf . . .*

Ein Jahr zuvor schon<sup>3</sup> gesteht er sein Leiden unter so manchen widersprechenden Eindrücken, seinen Zwiespalt in einer Lage,

*wo sich immer zwei Parthien für und gegen mich bilden, wovon die eine fast mich übermüthig und die andere sehr oft niedergeschlagen, trüb und manchmal etwas bitter macht. Das war die ganzen zwei Jahre über mein beständiges Schicksaal, und mußst' es seyn, und ich sab' es in den ersten Monatzen un widersprechlich voraus.*

In den ersten Monatzen, so sagt er ausdrücklich. Er selber fühlte sich schon im Sommer 1797 zerrissen von Liebe und Haß<sup>4</sup>. Daß aber sein Verhältnis zur einen von den zwei Parthien nicht immer so frostig gespannt war, läßt sein Brief vom 30. Januar 1797 – nach einem vollen Jahr des Lebens im Haus – erschließen. Er hat sich einmal wieder des mütterlichen Rats zu einer Pfarre zu erwehren, legt seine Gründe dar und sagt ganz unbefangen<sup>5</sup>:

*Der I. Bruder soll Ihnen bei seiner Zurückkunft sagen, ob es leicht sei, edle Menschen zu verlassen, wie diese bei denen ich lebe, und einen gebildeten Umgang aufzugeben, wie der ist, den ich täglich genieße. HE. u. Fr. Gontard fühlen ganz mit mir, wie sehr es Ihrem mütterlichen Herzen angelegen seyn muß, mich nahe zu haben. Wir haben mit herzlichem Antheil über Ihren lieben Brief zusammen gesprochen. Wir haben Sie gewiß verstanden.*

Hier ist kein Zwiespalt zu spüren, nichts von zwei Parthien angedeutet, deren eine später mit dem frostig-anonymen *man* bezeichnet wird. Ein herzliches *wir* sagt gutes Einvernehmen an. Die Stellung des Hofmeisters im Haus erscheint hier einmal der Mariens nahe. Das Gewicht der Andeutungen vom November 1797 überhaupt entkräften zu wollen, geht nicht an; doch hinter dem Satze: *Das war die ganzen zwei Jahre über mein beständiges Schicksaal*, taucht wohl im Licht der Mitteilung vom Januar ein leichtes Fragezeichen auf. Es gab anscheinend längere Zeit hindurch auch andre Stunden und Tage. –

Auf dem Hintergrund der Dürftigkeit der Überlieferung gewinnen die fünfzehn Briefe Gontards an den Freiherrn ihre Bedeutung. Zum ersten Male zeugt der Tritagonist der Seelentragedie des Jahres 1797/98 selbst für sein Wesen und seine Einstellung zu Personen seiner nächsten Umgebung. Er tut es unverstellt, ganz unbefangen. Freilich, so manche

<sup>1</sup> Die Briefe der Diotima an Hölderlin, hg. von Karl Viëtor. (Insel-Bücherei Nr. 455.) 51.–57. Tausend: 1954, S. 11. <sup>2</sup> StA 6, Nr. 165 Z. 74–94. <sup>3</sup> StA 6, Nr. 148 Z. 26–35.

<sup>4</sup> StA 6, Nr. 140 Z. 23 f. Vgl. HJb. 1955/56, S. 170. <sup>5</sup> StA 6, Nr. 134 Z. 44–50.

heikle Frage bleibt offen. Niemals spricht er vom Hofmeister, nur bei-läufig-konventionell von seiner Frau. Über das Zerwürfnis und seinen Grund verliert er kein Wort. Nirgend werden seine Briefe Bekenntnis, nirgend Zeugnis musischen Geistes, offenen Sinnes für das Schöne. Immerhin erbringen sie ein wesentlich schärfer umrissenes, um prägnante Linien bereichertes Bild des Mannes.

Ein Bild mit achtens- und liebenswerten Zügen, – mindestens im Verhältnis zu bestimmten Menschen, einem bestimmten Kreis um ihn. Der Grundton bleibt entschiedener Geschäfts- und Tatsachensinn. Aber dieser ist nicht bare Nüchternheit und Trockenheit. Gontard war nicht nur harter Geschäftsmann: darin hat das Altersbild Carl Jügels offensichtlich recht. Die Schrift in den Briefen ist großzügig. Der Inhalt besteht mehrmals aus politischen Betrachtungen. Er verrät Weltoffenheit, großbürgerlich-konservative Gesinnung und starkes reichsstädtisches Selbstbewußtsein. Politisch gespannter Lage begegnet öfters rheinfränkischer Humor. Ein Bürger, der über Standesvorurteile weg ist, zeigt sich in dem Gespräch über das „von“ in Mariens Heiratspapieren (Nr. 74). Gelegentlich würzt ein derberes Männerwort das Gespräch mit dem Freiherrn. Der heißt für den Kaufherrn immer einfach *lieber Riidt*: keine Spur von Devotion, nur klare Selbstsicherheit und aufrichtige Freundschaftlichkeit. Deren Versicherung ist etwas formelhaft, doch spürbar echt und herzlich gemeint.

Fraglos hatte Cobus „Gemüt“. Selbst leichter Anflug von Empfindsamkeit ist ihm nicht fremd. Von Geschäften überhäuft, in der damaligen Wirtschaftskrise von Sorgen bedrängt, verlangt er nach Tagen des Atemholens, die er sich dann doch versagt, bei den Freunden in dem stillen Bödighcim. Dem Vater von vier Kindern geht das Herz auf, so oft er an das *kleine Lottchen* denkt, das erste Kind der Gastfreunde, das diese 1799 zu längerem Besuche nach Frankfurt mitgebracht hatten. Ebenso sehr ist ihm die schöne Mutter ans Herz gewachsen, die *Pflege-tochter* von einst. Er freut sich in den Monaten vor der Hochzeit, selbstlos zu ihrem Glücke beitragen zu können, und steht mit seinem praktischen Sinne väterlich und verantwortungsfreudig hinter ihr. Als einziger auf seiten der landfremden Braut unterzeichnet er, wie früher schon erwähnt, den stattlichen Ehevertrag. Was bei diesen Gelegenheiten an Gutmütigkeit, aber auch an echter Güte erscheint, wird nicht entwertet dadurch, daß er in seinem ersten Briefe (Nr. 20) dem Freiherrn diskret umwunden zu verstehen gibt, die *Pflege-tochter* habe von ihm keine Mitgift zu erwarten.

Zu seinen Briefen treten ergänzend die Berichte Mariens aus dem Frühjahr 1797 (Nr. 64. 68. 70). Sie stellen nicht nur Susette, sondern

auch Jacob Friedrich, seine Güte, seine Herzlichkeit und Hilfsbereitschaft ins allergünstigste Licht. Niemals entschlüpft dem jungen Mädchen über den Herrn des Hauses eine zwielichtige Andeutung, niemals ein kritisch-distanzierendes, niemals ein unzufriedenes, überhebliches oder gar medisantes Wort. Sie empfindet nur reine Dankbarkeit und Anhänglichkeit. Das Herzliche der Verbindung überdauert auch Susettens Tod (Nr. 84. 85. 86).

Es geht hier nicht um „Rettung“ Jacob Friedrichs. Er bedarf ihrer nicht. Es geht zum einen um ein vollständiges, wesensgerechtes Bild von ihm, zum andern um Einsicht in die Tragik einer Ehe. Man wird die Züge, die in dem klaren Spiegel der Berichte Mariens wie in Cobus' eigenen Briefen erscheinen, nicht mehr übersehen dürfen. Man wird es auch dann nicht dürfen, wenn man Mariens Wirkung und Wesen im Spiele sieht. Sie war wohl ein „Genie des Herzens“: von einer gütigen Gottheit begabt mit der seltenen Gabe reinen Vertrauens, – der Gabe, in andre das Gute hineinzusehen und es eben dadurch in ihnen zu be-rufen, aus ihnen hervorzulocken, zu entfalten wie das Sonnenlicht die Knospe. Das gehörte zu ihrem Wesen, ihrem Zauber, von dem auch Cobus einen Hauch verspürte. Sie hätte wohl mit dem Dichter sprechen dürfen<sup>1</sup>: *mich erheitert nichts so sehr, als zu einer Menschenseele sagen zu können: ich glaub' an Dich!*

Man wird aber auch nicht außer acht lassen dürfen, daß in Cobus' Briefen an den Freiherrn wie in Mariens Berichten doch wohl nicht der ganze Mensch drin ist. Die Züge, die da erscheinen, machen sich, wie angedeutet, eben in seiner Einstellung zu bestimmten Personen, einem bestimmten Kreise seiner Umwelt geltend. Sie sind nicht unbedingt, brauchen es jedenfalls nicht zu sein. Ist es doch eine Grunderfahrung des Alltags, daß sich derselbe Mensch – und gar nicht nur der Durchschnittsmensch – zu den verschiedenen Nachbarschaften, die seinen Lebenskreis umschranken oder überschneiden, verschieden verhält. Man kann vorsichtigerweise nur sagen: zu der jungen Fremden, zu ihrem Bruder, zu dem Freiherrn war Cobus so. Zu ihnen konnte er so sein. Hier fand er keinen ungreifbaren, eben darum aufreizenden Widerstand, nichts Fremdes, das ihn beunruhigte, nichts, was sein selbstsicheres Wesen und seine festgefügte Welt in Frage stellte. Marie tat es ihm wie dem ganzen Kreise der Gontards (vgl. Nr. 44) an durch die Charis der Erscheinung und des Wesens, verbunden mit der Fähigkeit, sich zu geben wie sie war, sich mitzuteilen und sich anzupassen, ohne sich darum zu verleugnen. Erscheinung, Wesen und Benehmen waren eins

<sup>1</sup> StA 6, Nr. 179 Z. 7-9.

bei ihr. In dieser Hinsicht war sie „schöne Seele“. Sie wurde darum Kind des Hauses. Der Dichter wurde es nicht, konnte es niemals werden. Er konnte, er durfte sich nicht völlig anpassen, ohne daß er sich aufgab. Im letzten Grunde war er Fremdling in dem wohlgestellten bürgerlichen Hause, er blieb es, und er wurde es schließlich immer mehr, trotz, ja wohl wegen seiner Verbundenheit mit der Frau. Sein Reich war eben die *geheimere Welt*. – Mariens Bruder, den Cobus wie alle andern gern gemocht zu haben scheint, war Gast im Hause, zudem Nutznießer der Liebe, die seiner Schwester dort entgegenkam. Der Hofmeister war mehr als Gast und doch auch weniger. – Der Freiherr endlich, dem reichen Kaufherrn seinem Stande nach überlegen, hatte sich über diesen hinwegzusetzen vermocht. Er war in ähnlichen Bereichen der irdischen Welt heimisch, als Reichsritter mit dem Reichsstädter in Zeitläuften großer Ländergier der Mächtigen einig in bestimmten konservativen Gesinnungen und Wünschen. Der Hofmeister war all das nicht. Er lebte in einer wesentlich andern Welt als sein Brotherr. Er mochte zur Not dessen Existenz verstehen, niemals aber Cobus die seinige, die Existenz des Dichters: ein Leben *vom schönen Bilde Träumend, und seelig und arm*<sup>1</sup>. In dem Augenblicke jedenfalls, da sich Intimes und persönlicher Unmut ins Spiel mischten, war der Hausgenosse für den Hausherrn nur noch – konnte er für ihn nur noch sein – der Hofmeister.

Nochmals: es geht hier um Rettung so wenig wie um Anklage. Es geht, zum andern, wie gesagt, um Einsicht in die Tragik einer Ehe. Zwei Menschen, jeder für sich mit trefflichen Eigenschaften begabt, aber mit Eigenschaften, die sich nur zum Teil harmonisch deckten; durch Herkunft und Konvention verbunden, von der Natur aber aus verschiedenen Elementen gebildet und nicht dazu geschaffen, sich zu ergänzen und zu begründen, einander zu voller, reiner Entfaltung aufzuschließen. Eine Lebensgemeinschaft, die nicht auf „harmonischer Entgegensetzung“, nicht auf „Polarität“ beruhte und darum auch nicht gegenseitige „Steigerung“ zu zeitigen vermochte.

## 2. Susette Gontard

### Wesen – Lebensform – Schicksal

Die Wege der Erläuterung bis hierher waren teilweise notgedrungen Umwege, worauf es Unbekanntes einzuholen galt, letzten Endes jedoch immer auf Diotima hin gerichtet. Ihr galt das erste, gleichsam prälu-dierende Kapitel, das sich auf Zeerleders Tagebücher gründete. Zu ihr

<sup>1</sup> StA 2, 32, v. 23 f.

kehrt die Betrachtung jetzt zurück. Es gilt den Versuch, aus den neuen Dokumenten den Ertrag einzubringen, soweit er die Kenntnis Diotimas, ihres Wesens und Lebens, ihrer Welt und ihres Schicksals betrifft. Hier ist manches subtiler als das bisher Ausgeführte und entzieht sich größerem Zugriff. Wie in der Deutung eines schönen Gedichts gewisse Dinge kaum mehr faß- und sagbar sind, so auch in der Darstellung und Ergründung lebendigen Lebens, das zwar um eine feste Mitte kreist, auf dieser gesetzhaften Bahn aber sich öfters einmal in verschwebenden Schwingungen ergehen mag. Solche Dinge haben etwas gemein mit Gegenständen der Vorgeschichte, die wohlbehalten im Dunkel des Bodens die Zeit überstanden haben: ans grelle Licht gehoben, zerfallen sie oder werden sie blind.

Sieben neue Briefe Susettens: das ist, absolut gesehen, der Menge nach nicht eben viel. Immerhin ist damit die Zahl der bisher bekannten – drei an Cobus, siebzehn an Hölderlin – um ein gutes Drittel vermehrt. Auch das besagt an sich noch nichts. Was erbringen die sieben Briefe, bestätigend oder Neues eröffnend, für die Kenntnis ihres Wesens und Lebens?

Ehe die Briefe Diotimas an Hölderlin zutage kamen (1921), sprach ihr Wesen „nur“ mittelbar zur Nachwelt: aus einigen Briefen des Dichters<sup>1</sup>, aus seinem Roman und seiner Lyrik, aus einigen wenigen Äußerungen von Freunden und aus Erinnerungen von Verwandten, endlich aus den Büsten von dem Bildhauer Landolin Ohmacht. Von der Hand ihrer Kinder gibt es bis heute kein Wort aus späterer Zeit, das von ihr zeugen würde.

Durch ihre Briefe an Hölderlin wurde das dichterische Bild zurückgeholt in die Atmosphäre, aus der es als reine Form hervorgegangen war: die Atmosphäre herzwarmer Lebens, leidenschaftlicher, doch in ergreifender Weise gebändigter Empfindung, hoher, doch niemals kühler, blutarmer Geistigkeit. Die ewige Gestalt erschien auf dem Hintergrunde zeitgebundener Wirklichkeit. Was der Dichter an Susette Gontard gesehen und als Diotima gefeiert hatte, sah sich nun vollkommen bestätigt. Hinter der Fülle und Tiefe seelischen Lebens, die hier sich auftrat, blieben die drei Briefe an Cobus aus dem Herbst 1796 weit zurück.

Diotimas Briefe an Hölderlin waren für ihn, und sind für uns, ihr lauterster Spiegel. Das *Herz meines Herzens*: davon spricht sie im ersten, dies spricht in allen. Sie gaben ihr tiefstes Wesen hin. Aber gaben sie auch die Totalität ihres Wesens und Lebens? Oder nur einen Ausschnitt? Ließ sich nicht daraus im Grunde „nur“ erkennen, wie sie zum Dichter

<sup>1</sup> An Neuffer, Nr. 123 und 136; an Susette Gontard selbst, Nr. 182, 195 und 198.

war, zu dem Vertrautesten ihrer Seele, der sich mit ihr, *nur von Göttern gekannt, ihre geheimere Welt* geschaffen hatte? Sprach sie nicht meistens nur aus dieser Welt, die nicht die Welt des Tages und der andern war? – In diesen Fragen liegt keine Skepsis, in solcher Einschränkung nichts von Abwertung. Aber auch hier gilt wohl die Grunderfahrung, auf die schon bei Jacob Friedrich hingewiesen wurde: daß sich ein Mensch zu den verschiedenen Menschen und Kreisen seiner Nachbarschaft verschieden verhalten kann, manchmal verschieden verhalten muß. Seit dem Erscheinen der Briefe an Hölderlin durfte darum sehr wohl gefragt werden, wie Susette Gontard zu andern, Fernerstehenden, nicht in jene *heimere Welt* Eingeweihten gewesen, – und wie sie sich im Auge von andern gespiegelt, von ihnen beurteilt worden sein möge. Darauf konnten ihre Briefe an Hölderlin noch nicht genauer antworten. Sehr schöne Antwort geben zwar die Tagebücher Ludwig Zeerleders; aber auch hier spricht eben, wie im ersten Kapitel gezeigt, ein tief Berührter, der ihr zeitweilig *Bruder, und Freund*, wenn auch *nie mehr* war und in ihr ähnlich wie der Dichter *die Vollkomme* sah.

Zum ersten Male redet nun die Frau zur Frau, zu einer Freundin. Daß Marie ihr wirklich Freundin war, bezeugt der Inhalt und am sichersten der Ton. Das Glück der Jungvermählten ist für sie *das einzige*, was sie *für ihren Verlust entschädigen kann* (Nr. 13); sie ist *stolz, daß ein so gutes, rein fühlendes Herz sie liebt*, und erwidert *herzlich ihre Empfindungen* (Nr. 15). Das ist mehr denn Ausdruck ästhetischer Kultur. Nur drei Jahre voraus im Alter, stellt sich die vierfache Mutter zu der werdenden mütterlich ratend (Nr. 14, auch 16) und bestätigt damit, was Marie im Frühjahr zuvor beglückt erfahren und berichtet hat (Nr. 64. 68). *Liebes, gutes Kind* (Nr. 13): diese Anrede ist das Siegel der Gesinnung Susettens. Sie gibt sich als die Erfahrene, doch nirgend als die Überlegene. Sie drängt sich nicht auf, doch sie ist da, falls ihrer die Jüngere bedarf. Sie selbst eröffnet niemals ohne Rückhalt eine Not des Herzens – bis zum letzten Briefe: da nur ist sie selbst in ihrer Einsamkeit die Trostbedürftige, die für Augenblicke den *dichten Schleyer* hebt und deren Müdigkeit denn auch Marie sofort ergriffen ahnt (Nr. 19)<sup>1</sup>. Das Verhältnis des ersten zum

<sup>1</sup> Susettens Brief vom 7. April (Nr. 19) ist ohne Jahreszahl. Das Jahr, in dem ihr Sohn Henry in Hanau *confirmiert* wurde, wohin er nach Nr. 18 vor dem 23. Juni 1799 (die Jahreszahl ist hier fraglos) gegeben worden war, hat sich wie die Zeit der im selben Brief erwähnten Vermögensverluste ihres Schwagers Thierry noch nicht feststellen lassen. Die Klage über den *großen unersetzlichen Verlust* darf nicht, wie man versucht sein möchte, auf den Abschied Hölderlins bezogen werden. Sie kann nur dem Tode von Susettens Freundin Elisabeth Sömmerring gelten. Diese starb am 11. 1. 1802; daraus ergibt sich das Jahr des Briefes.

letzten Briefe läßt die tragische Kurve von ihres inneren *Lebens Bogen*<sup>1</sup> in den letzten fünf Jahren ermessen.

Herzliche Freundschaft also. Dennoch ist der Ton der Briefe spürbar verhalten. *Das Herz meines Herzens*: dies spricht ganz eben nur in den Briefen an Hölderlin. Aber auch die an Marie sind reiner Spiegel. Es ist die *stille Seele* Diotimas, in der *Hyperion alles . . . erfüllt* sieht, und im Schmerz die *große und gesetzte Seele*, die Winckelmann griechischen Bildwerken nachsagt<sup>2</sup>. Das Letzte wird verhalten, die Grenze zwischen Ich und Du gewahrt: dies Maß entspricht zutiefst dem Temperament und Wesen Diotimas, zugleich aber klassischem Ethos.

„Weltfern“, wirklichkeitsarm wie die Briefe Diotimas an Hölderlin – und wie die seinigen oft – sind auch die an die Freundin. Begebenheiten und Begegnisse des Tages in Haus und Stadt erwähnt sie nur beiläufig. Sie hat – auch darin gleicht sie dem Dichter – wenig Bedürfnis, wohl auch wenig Geschick, solche Dinge zu beschreiben, in Stichworten, wie Marie für ihren Bruder (Nr. 57), ganze Tagesläufe nachzuzeichnen und so die Freundin in den Kreis ihres Lebens, der doch einst auch der Mariens war, wieder einzuführen. Sie steht abseits von solchen Dingen, steht darüber. Von ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen schweigt sie fast ganz und bestätigt so wohl mittelbar den ersten Eindruck Zeerleders (Nr. 1), sie suche *großen Gesellschaften . . . immer auszuweichen*. Für sie fällt all das wohl in *das trockne alletag's Leben*<sup>3</sup>. Anfang Juni 1799 (Nr. 43) berichtet Sophie Dollfus von den Umständen und Zerstreuungen durch Henry Borkensteins Besuch, Ende Juni (Nr. 44) Marianne Gontard von dem Ball für das preußische Königspaar und seinen aufregenden Vorbereitungen. Susette hat für all das am 23. Juni (Nr. 18) nur die Worte: *Wir leben auch jetzt sehr vergnügt*, und: *weil wir jetzt ein wenig zerstreut leben*.

*Unter ihren Kindern*, so sagt schon Zeerleder, *ist sie vergnügter*. Die Briefe an Marie bezeugen ihre Kinderliebe. Man sieht sie Jette und Lene beim Schreiben (Nr. 15 a/b) gleichsam auf die Finger schauen, die kleine *Maly*, die's noch nicht versteht, darüber trösten und lächelnd in den Briefchen die kindlichen Fehler, die eifrigen Wortballungen nachsehen. Ihr Bericht über die Mädchen (Nr. 14) ist das Gegenstück zu dem an Hölderlin vom März 1799<sup>4</sup>. Hier wie dort sind Liebe und zärtlich-froher Sinn für individuelle Entwicklung verbunden mit Sorge und wachem

<sup>1</sup> Lebenslauf v. 3f. (StA 1, 247).

<sup>2</sup> *Hyperion* 1, 104. – Winckelmann, Kl. Schriften und Briefe, hg. von H. Uhde-Bernays, Leipzig 1925, Bd. 1, 81

<sup>3</sup> Die Briefe der Diotima S. 42.

<sup>4</sup> Ebenda S. 21f.

Blick für Mißwuchs und Fehler der Erziehung. In dem an Marie darf man wohl den Widerhall sorglicher Gespräche mit Hölderlin mithören, der ihr vielleicht erst recht den Weg der Erziehung zu *ächt Menschen* – in der gegebenen Situation: der Bewahrung vor den Gefahren der Frankfurter *Prunkwelt* mit ihren *ungebeuren Karikaturen* – gewiesen hatte<sup>1</sup>. Die Kinderliebe der Mutter erschöpft sich nicht in der eignen Familie. Ihre Worte über den *schlafenden kleinen Engel*, das zweite Kind Mariens, und *das liebe, herzige Lottchen* (Nr. 18 und 17) bekunden ein empfindsam-zärtliches Entzücken am Hegen und Pflegen jungen Lebens überhaupt. Das steht hoch über allem bürgerlichen Familiensentiment. Im Bereiche der Wirklichkeit ist hier ganz die herzwarmer, die allumfassende Mütterlichkeit, die im Bereiche der Dichtung zum erstenmal und so bezaubernd in Goethes *Wandrer* bei der jungen Frau dort in den Trümmern des alten Tempels erscheint. Und ähnlich wie dort hat bei Susette diese Mütterlichkeit eine zeitlose Färbung, in der sich Uralt-Paganes, in gewissem Sinne Matriarchalisches, und Modern-Empfindsames, in gewissem Sinne Rousseausches, vermischen (Nr. 15):

*Wir setzen uns dann zuweilen um zu ruhen unter einer Baumgruppe, das kleine Kind verlangt nach Nahrung, sie nehmen es sanft und zart, und ich genieße ganz den rührendsten schönsten Anblick den ich kenne, unter dem Gewölbe des reinen Himmels! im Freyen! mitten in der schönen Natur! fühle mich gestärkt, und glücklich.*

Hier zugleich erscheint Susettens Kinderliebe als Symptom oder Ausschnitt tiefer Naturliebe, worin wohl auch die Spuren Hölderlins erkennbar sind. Ihr Verlangen nach *der stillen ländlichen Ruh* der Freundin (Nr. 13) hat viel tieferen Klang als bei Cobus, ist auch mit kräftigeren, konkreteren, ihrer Herkunft nach nicht empfindsamen Vorstellungen verbunden: *die schönste Zeit des Sommers, der Ärndte*, so träumt sie für sich selber von dem Glück Mariens, die sie *mit leichtem Schritt wieder ihre Gegenden durchwandern und ihre Hügel ersteigen* sieht (Nr. 18). Aber auch in der Natur ist ihre Lust von mütterlicher Art: das Hegen und Pflegen des Wachstums. Glücklich macht sie jährlich der *Garten* – hinterm Haus und um den Adlerflychtschen Hof –, wo sie für sich oder mit den Kindern *säen und pflanzen* kann (Nr. 15 a. 16. 19). Diese Neigung ist viel mehr als launisch-empfindsames Spiel. Das zeigt die Sache mit dem schönen Anwesen am Main, das Cobus im März 1800 zufiel. Es waren *25 Morgen fruchtbares Land*. Sofort nach Anfall des Erbes greift Susette nun einen Plan auf, der ihre *strebenden Kräfte auf eine belohnende Art* in Tätigkeit setzen und einen alten, noch mit Hölderlin besprochenen Wunsch er-

<sup>1</sup> StA 6, Nr. 156 Z. 25f. und Nr. 161 Z. 32.

füllen soll: *eigne Bäume zu pflanzen . . . und eine kleine Landwirtschaft zu haben*<sup>1</sup>. Das war aus ihrem letzten Brief an Hölderlin bekannt, doch nicht konkretisierbar. Im Frühjahr darauf (Nr. 32) bittet nun Cobus den Freiherrn für die *Landoeconomie* um *zwey gute Kühe . . . die eine . . . frischmelkend und die andere trüchtig*. Seiner Frau liege die *Ausführung . . . sehr am Herzen*. Gleich ob sie sich den Lieblingswunsch vor ihrem Tode noch erfüllen konnte oder nicht: er bezeugt den Ernst ihres Verlangens nach der *stillen ländlichen Ruh*, wo *alle Zerstreungen entfernt sind* (Nr. 13) und der Tag doch auf- und untergeht in der Pflege wachsenden Lebens, – in einer *Beschäftigung*, so sagt Diotima, *wie ich sie liebe*<sup>2</sup>.

Der *Garten* als Ort der liebenden Pflege, aber auch als Ort der Besinnung auf sich selber und das wahre Leben, des Rückzugs von *allen Zerstreungen*, – als ein Ort, so dürfen wir entfalten, wo ewiges Wachstum lebt, die flüchtige Zeit aber aufgehoben ist in Stille und *hesperischer Milde*<sup>3</sup>. So wars für Diotima. Indessen dichtet der Entfernte, der schon Empedokles in seinem *Garten* und *im Schatten seiner Bäume* leben ließ<sup>4</sup>, zur Wiederkehr des *Scheidetags* drüben in Homburg den Traum von seinem *Eigentum* als Dichter:<sup>5</sup>

*Sei du, Gesang, mein freundlich Asyl! sei du  
Beglückender! mit sorgender Liebe mir  
Gepflegt, der Garten, wo ich, wandelnd  
Unter den Blüten, den immerjungen,*

*In sichrer Einsalt wobne, wenn draußen mir  
Mit ihren Wellen allen die mächtige Zeit  
Die Wandelbare fern rauscht und die  
Stillere Sonne mein Wirken fördert.*

Nochmals: *alle Zerstreungen entfernt*, aber in herzlichem Verein mit *einigen, guten, gebildeten Menschen* (Nr. 13): so wünscht sich Susette Gontard ihr Leben. Sind solche Menschen fern, so ist sie auch sich selbst genug, wie Diotima im *Hyperion*. *Ich lebe jetzt sehr einsam, aber . . . sehr vergnügt auf dem Lande*: so schreibt sie im Mai 1798 (Nr. 16). Es ist das letzte Frühjahr mit dem Dichter. Einsamkeit ist hier Besinnung, reines Selbstsein, Versenkung in die *geheimere Welt*. Wie anders im Jahr darauf (Nr. 17), in Erwartung des Hamburger Besuches und des Auszugs auf den altvertrauten Adlerflychtschen Hof! *Ich wünsche sehr daß meine gänzliche Einsamkeit durch sie unterbrochen wird, sonst wird es mir ein trauriger*

<sup>1</sup> Die Briefe der Diotima S. 56. <sup>2</sup> Ebenda. <sup>3</sup> StA 1, 311, v. 2.

<sup>4</sup> Der Tod des Empedokles, 1. Fassung, 1. Szenc.

<sup>5</sup> Mein Eigentum; StA 1, 307, v. 41–48.

*Aufenthalt seyn*. Von seiner *gänzlichen Einsamkeit* spricht um dieselbe Zeit der Dichter in Homburg; mit *Trauer* denkt er sich *unsere jezige Welt . . . und an die Seltnen, Guten in ihr, wie sie leiden, eben darum, weil sie besser und treflicher sind*<sup>1</sup>. Für beide droht nach dem Abschied die *Einsamkeit*, deren Kehrseite sie nun erleben, Verhängnis zu werden. Sie bindet den Blick an Vergangnes. *Wie oft wünschte ich mir schon in meiner Einsamkeit die alten Zeiten zurück, wo sie noch an meiner Seite lebten*. So bekennt der letzte Brief Susettens an Marie (Nr. 19). Für Hölderlin entstand im Durchgang durchs Vergangne, im Durchdulden der *Mitternacht des Grams* wenn nicht *neue Seeligkeit*, so doch *neue Freiheit* zum Dank *für alles* und zu weiterem Aufbruch<sup>2</sup>. Für Susette jedoch ist in gewissem Sinne, wie für ihr Bild im Roman, die *Einsamkeit* Verhängnis geworden, zumal infolge der bedenklichen Konstellation, in der nach dem Abschied, besonders dem endgültigen im Frühjahr 1800, die wachsende Vereinsamung des Herzens den fortbestehenden Ansprüchen der Gesellschaft an die Frau des großen Hauses entgegenstand.

Eh dies verfolgt wird, sei über den Zeitraum, den die Briefe Susettens an Marie umspannen, zurückgegriffen.

Wie die Briefe Gontards an den Freiherrn, werden die Susettens an Marie ergänzt durch deren Berichte, auch durch Äußerungen ihrer Geschwister und ihres Verlobten. Die Briefe Mariens, die im Herbst 1792 ins Haus kam, an Daniel bis zum Mai 1795 sind verloren, aber z. T. aus seinen aufmerksamen Antworten erschließbar. Diese lassen erkennen, wie bald sich herzliches Verhältnis anspann, wie *sanfte Ergießung des Herzens* die Frauen verband. Marie muß ihre *liebenswürdige Me. Gontard* in hellsten Farben gemalt haben, als ein Wesen, in dem *Schönheit der Seele mit äussern Reizen und . . . weiblicher Sanftmuth vereinigt sind* (Nr. 53. 54). Der erste Überschwang betrog sie nicht. Susette blieb für sie bis in den Tod die *gute . . . ewig geliebte unvergeßliche* (Nr. 83). Was sie schon damals vom Leben im Hause schrieb, wissen wir nicht. Aber einmal (Nr. 54) sehen wir die jungen Frauen *bis in die tiefe Nacht hinein* zusammen sitzen, plaudernd, erzählend; das Mädchen spricht von dem geliebten Bruder daheim, – und Susette träumt darauf nachts von einem Besuche Daniels und herzlichem *Umgang* mit ihm. Von ihrem regen Traumleben erfahren wir auch sonst: die Freude über Mariens Niederkunft läßt sie von Aussehn und zärtlicher Pflege des Kindes träumen (Nr. 18); dem Dichter beschreibt sie einen wiederholten Traum in ihrer Krankheit, durch den sie

<sup>1</sup> StA 6, Nr. 180 Z. 16–20; vgl. die Einführung dazu in Bd. 6, 2, auch Nr. 183 Z. 78: *Ich lebe so sehr mit mir allein*.

<sup>2</sup> Hyperion 2, 119 und Lebenslauf, 2. Fassung, StA 2, 22, v. 14–16.

sich *sanft bewegt und . . . wirklich auf einige Stunden gestärkt* fühlte<sup>1</sup>. Ihr Traum von Daniel wird von ihm galant-empfindsam aufgenommen. Nur sehr behutsam wagt man ihn zu deuten. Ist es aufdringlich oder abwegig, in der Traumvorstellung der Bildung eines *Jünglings* zum Mann und Menschen eine überschüssige, brachliegende seelische Liebeskraft am Werk und damit einen Wunschtraum der jungen Frau im Spiel zu sehen? Wieder würde so, wenn auch in anderem Zusammenhang, die Liebe zur Entfaltung und Pflege menschlichen Wachstums sichtbar. Bald darauf empfand jedenfalls der junge Zeerleder die Strahlen solcher Kraft (Nr. 3): *in ihrer Nähe wohnen die reinsten Gefühle; . . . ich läutere mich in ihrem Umgange*. Daniel selbst erfuhr wohl Ähnliches bei seinem Besuche (vgl. Nr. 76). Der Dichter endlich – das braucht kaum mehr gesagt zu werden – wird nicht müde, die Macht der Wirkung Diotimas auf die Bildung und Heilung seines Wesens zu rühmen: in den beiden Briefen an Neuffer<sup>2</sup>, in dem an sie selbst, der den zweiten Band des *Hyperion* begleitet<sup>3</sup>: *Hätte ich mich zu Deinen Füßen nach und nach zum Künstler bilden können . . .*, und aus weiter Ferne nochmals in dem ergreifenden, ihr selbst in den Mund gelegten Gedicht des Kranken<sup>4</sup>:

*In meinen Armen lebte der Jüngling auf,  
Der, noch verlassen, aus den Gefilden kam,  
Die er mir wies, mit einer Schwermuth . . . –*

Was durch den Verlust der früheren Briefe Mariens vielleicht an Einblicken in das Leben des Hauses vorenthalten bleibt, wird reichlich wettgemacht durch den vom 21. Mai 1795 (Nr. 57). Daniel ist seit kurzem weg, Marie mit ihrer Herrschaft *ausgeflogen*. Man lebt *ganz außerordentlich vergnügt* in Hausen<sup>5</sup>.

*Wir stehn früh auf frühstücken in der Jasminlauben u haben biß jetzt noch nichts von der Hitze gelitten der Garten wird ganz allerliebste abends begießen wir alle mit aufgeschürzten Kleidchen, alls was möglich ist.*

Wie harmlos fröhlich klingt das alles! Wie wolkenlos die Tage! Für die Kenntnis des Lebens um Susette vor Hölderlins Eintritt hat der Brief besonders Reiz und Wert. Reiz vornehmlich dadurch, daß im ersten Abschnitt etwas von dem Tone der kleinen Gesellschaft laut wird und von dem Ruf, in dem Susette stand. Marie steigert den Ausdruck ihres Entzückens in eine hohe Sphäre, doch so, daß zugleich ein gutartig ironischer Unterton mitschwingt, – um dann plötzlich innezuhalten: *war das nicht schön? es ist doch à la Susette*. Diese muß ihren Namen für eine bestimmte

<sup>1</sup> Die Briefe der Diotima S. 43. <sup>2</sup> StA 6, Nr. 123 und 136.

<sup>3</sup> StA 6, Nr. 198 Z. 7–11. <sup>4</sup> StA 2, 263, v. 33–35. <sup>5</sup> Vgl. HJb. 1955/56, S. 165.

Empfindungs- und Ausdrucksweise hergeben: man sieht und hört förmlich zu, wie sie als Empfindsame harmlos „aufgezogen“, parodiert wird. – Der Wert liegt in der Skizze der Tagesläufe vor und besonders nach dem Auszug. Nicht aufs Einzelne kommt es an, nur auf das Signum der Tage draußen. Es heißt: Gäste, und nochmals Gäste. Sie „fallen ein“ wie Vögel in den Kirschbaum. Man hat *abgeschüttelt allen Statstaub*, hat den *Steinklumpen* hinter sich, ist aber keineswegs von *allen Zerstreungen entfernt*, wie doch Susette dann (Nr. 13) es ihrem Leben wünscht.

Das Bild ist sicher nicht nur für den Sommer 1795 gültig. Es repräsentiert den Lebensstil der Familie, die äußere Lebensart Susettens. Diese ist von ihrer Stellung bestimmt: von ihrer Stellung viel mehr als von ihrem Wesen, ihrer Neigung. *Etwas zerstreut*: so nennt sie beschönigend ihr Leben, wie schon erwähnt, vier Jahre später, ebenfalls im Sommer, draußen auf dem Adlerflychtschen Hofe<sup>1</sup>.

Seines *zerstreuenden Verhältnisses* gedenkt nun aber auch Hölderlin, im November 1797, in demselben Briefe, worin er von den *zwei Parthien* im Hause spricht. Er zweifelt, ob er bleiben oder gehen solle, meint aber dann, er müsse *eben in Gedanken haben und behalten, . . . daß die ruhigen, ächtglücklichen Augenblicke auch nur Augenblicke sind*, und fährt fort<sup>2</sup>:

*Vielleicht wirds auch nun stiller in unserem Hause; dieses ganze Jahr haben wir fast beständig Besuche, Feste und Gott weiß! was alles gehabt . . .*

Zwar nicht fürs *ganze Jahr*, doch für die zweite Hälfte läßt sich einiges von dem, was er meint, genau bezeichnen. Sicher nicht zuletzt Mariens Hochzeit (10. Juli). Sie war danach mit ihrem Mann noch wochenlang geblieben und sehr gefeiert worden; in einem Briefe, wovon nur die Hälfte des voll beschriebenen Doppelblatts erhalten, schreibt sie Daniel (ganz unten auf der zweiten Seite): *Die Feste die mir gegeben worden u besonders den Hochzeitstag will ich Gretchen beschreiben*<sup>3</sup>. – Sicher meint Hölderlin auch den letzten, kurz zurückliegenden, mehrwöchigen Besuch Henry Borkensteins und seiner Frau. Von dem berichtet Bethmann am 7. Dezember (Nr. 12) seinem Freund in Bern: täglich sei er mit der hübschen Frau ausgeritten; die Abende habe man „plaudernd bei ihrer Schwägerin, der liebenswürdigen Susette, zugebracht“<sup>4</sup>. Was für diese die häufigen Besuche der Hamburger mit sich führten, bezeugt Sophie Dollfus in ihrem Brief an Marie vom 4. Juni 1799 (Nr. 43): *die wollen unterhalten sein, da hat sie immer viele leude bei sich*. Das ist nach Hölderlins Weggang ge-

<sup>1</sup> Vgl. oben S. 32. <sup>2</sup> StA 6, Nr. 148 Z. 49 und 73–81.

<sup>3</sup> *Gretchen* ist Mariens jüngere Schwester, der Brief, wie die andern an sie, nicht erhalten.

<sup>4</sup> *sa belle soeur* bedeutet (trotz des fehlenden Bindestriches) doch wohl „ihre Schwägerin“, nicht „seine (Henrys) schöne Schwester“.



schrieben, aber gewiß auch für frühere Besuche der Verwandten gültig. Ausdrücklich ist hier das Gedränge erwähnt, worein sie die Frau des Hauses brachten, – das Gedränge, wenn auch nicht der Zwiespalt.

In dem zitierten Briefe bemerkt nun aber Hölderlin voll Bitterkeit zu den permanenten Festen und Besuchen:

*wo dann freilich meine Wenigkeit immer am schlimmsten wegkommt, weil der Hofmeister besonders in Frankfurt überall das fünfte Rad am Wagen ist, und doch der Schicklichkeit wegen muß dabei seyn.*

An diesen bitteren Worten und ihrem Bezug auf die Realität, wie sie durch die neuen Funde sichtbar wird, tut sich recht eigentlich der neuralgische Punkt, mehr noch: die tragische Disposition im Verhältnis der Liebenden auf. Dort die Frau des Hauses, die *immer viele leude bei sich* hat, haben muß; hier der Hofmeister, der *dabei seyn* muß und doch *das fünfte Rad* ist. Beide zutiefst verbunden durch *ihre geheimere Welt*, in der „Welt“ aber weit geschieden durch Stellung und Konvention, in Gesellschaft getrennt durch einen Schwarm bevorzugter, vornehmer Gäste. Man muß sich solche Gesellschaften im Stil der Zeit ganz anschaulich vorstellen; es bedarf da kaum einer weiteren Erläuterung als des Berichtes, den Maria Belli-Gontard von einem großen Diner ihrer Eltern im Juni 1802 – unmittelbar vor Diotimas Todeskrankheit – gibt (wie die zitierte Äußerung Sophiens gilt er gewiß auch für frühere Zeiten)<sup>1</sup>:

*meine Tante war auch anwesend; nie erschien sie mir so reizend . . . ; noch weis ich ihre Kleidung, sie bestand in einem weißen Atlas-Unterkleid, darüber ein*

<sup>1</sup> Lebens-Erinnerungen, Frankfurt a. M. 1872, S. 61. – Ein Streiflicht auf die Art der Geselligkeit in den Häusern Gontard wirft ein Bericht in den Frankfurter Ratsakten (Varia Bd. XL Bl. 113) über einen komischen Vorfall, der sich zwar erst 1807 – im Jahr nach Cobus' zweiter Hochzeit und zugleich nach Jena und Auerstädt – zutrug, aber grundsätzlich auch für frühere Jahre gültig sein dürfte. Auf Grund einer Anzeige der Landpolizei wird Cobus' Vetter Louis Gontard wegen eines Gartenfestes in der Nacht vom 17. auf den 18. August verhört, während dessen *in dem Gontardischen Garten an der Windmühle ein Feuerwerk gewesen seyn sollte, wobey mehrere Kanonenschläge gehört worden*, die die ganze Gegend in Aufregung versetzten und die Feuerwehren von Bockenheim, Rödelheim und Hausen alarmierten. Louis Gontard erklärte dazu: man habe den Geburtstag seines Vaters gefeiert und zu dessen Überraschung in dem Garten eine Illumination mit achthundert Lampen veranstaltet; der französische Platzkommandant, der schon seit fünf Monaten bei ihm wohne, habe, *um das Seinige zu dem gesellschaftlichen Vergnügen aus guter Freundschaft beyzutragen, ihm zuerst . . . die Kanonen, die an der Hauptwache stehen, dazu angeboten, um daraus zu schießen*, und darauf bestanden, daß wenigstens *einige sogenannte Mordschläge losgezündet werden sollten*. Louis Gontard berief sich außerdem auf das Vorbild seines Veters: *Vier Wochen zuvor sey erst bey Herrn Gontard-Borkenstein auch im Garten an der Windmühle eine ähnliche Illumination gewesen, und nichts daraus gemacht worden*.

*schwarzes Tüllkleid, kurze Ärmel und einem kleinen weißen Crepphut mit einer Feder; Hals, Arme, Brust und Gesicht so weiß wie Alabaster; sie trug keinen Schmuck. Die anwesenden Herren umgaben sie unaufhörlich; Graf Schlick, der österreichische Gesandte, Herr Baron von Schall, dessen Attaché, und Herr von Hiersinger, der französische Gesandte, plauderten beständig mit ihr. –*

Das sagt genug. Wohl gab es für beide noch die *ächtglücklichen Augenblicke*. Doch es waren eben *auch nur Augenblicke*. Im selben Sinne sagt der Dichter in Homburg von einer Stunde freundschaftlichen Überschwangs<sup>1</sup>: *Solche Augenblicke hab' ich doch noch. Aber kann das eine Welt ersetzen?* Schon im November 1797 liegen weit dahinten jene *ungestörten Stunden*, von denen es im selben Brief aus Homburg an Diotima heißt:

*wo wir und wir nur um einander waren. Das war Triumph! beede so frei und stolz und wach und blühend und glänzend an Seel und Herz und Auge und Angesicht, und beede so in himmlischem Frieden neben einander!*

Der Dichter wußte schon früh und spricht es aus in dem neuen Hyperion-Fragment (Nr. 48): *Wir Leben nur Augenblicke u. sehn denn Tod umher*<sup>2</sup>. Gewiß, ein solcher *Augenblick ist Ewigkeit*, nach Goethe<sup>3</sup>: die Zeit ist darin aufgehoben, das Ewige da. Biographisch aber ist er auch immer nur Moment, Glied in unendlicher Kette der Zeit: darin liegt die Dialektik alles Erlebens, die den vermessenen Wunsch Zarathustras erwecken mag<sup>4</sup>: *alle Lust will Ewigkeit*. Den Liebenden blieb dies versagt. In ihrer Lage mußte es versagt bleiben. Ob es unter andern Umständen unvergast geblieben wäre, ist müßig zu fragen.

Wie Diotima das Leiden des Dichters im *tausendfachen Etwas der Gesellschaft* mitgelitten, wie sie mit ihm sich empört und ihm in stillen Stunden die bitteren Anwandlungen<sup>5</sup> beschwichtigt und seine Tasso-Natur<sup>6</sup> durch ihren Glauben an seine Bestimmung auf seinen ewigen Rang im Geiste verwiesen haben mag: davon zeugt in den Frankfurter Jahren kein

<sup>1</sup> StA 6, Nr. 182 Z. 32f. und 20–24.

<sup>2</sup> *Wir Leben* ist hier, wie öfters bei Hölderlin, in dem prägnanten Sinne wahrhaft erfüllten Lebens zu verstehen. Zwischen den beiden Sätzchen, die, wie das temporale *denn* (= dann) zeigt, zwei verschiedene, wenn auch nahe benachbarte Zeitstufen meinen, herrscht eine starke Spannung: die *Augenblicke*, wo wir nicht bloß ein *Schustersleben* führen (StA 6, Nr. 118 Z. 38) – die *Augenblicke, wo wir Unvergängliches in uns finden* – und auch in andern wie im Leben überhaupt –, sind flüchtig; sobald sie vorbei, sehn wir (wieder) *Tod umher*. (Zum artikellosen Gebrauch von *Tod* vgl. StA 6, Nr. 100 Z. 6.)

<sup>3</sup> Goethe, Vermächtnis v. 30 (Hamburger Ausg. 1, 370).

<sup>4</sup> Nietzsche, Das trunkne Lied v. 10.

<sup>5</sup> Ihre Zeugnisse sind besonders die Briefe an den Bruder vom 2. 11. 1797 und vom 12. 3. 1798 (StA 6, Nr. 147 und 152), dazu der rückblickende an Susette vom November 1799 (Nr. 198).

<sup>6</sup> Die Briefe der Diotima S. 32.

direktes Wort. Daß sie's versuchte, steht wohl fest. Aber der Strahlkraft ihrer Liebe waren notwendig Grenzen gesetzt. Denn alle Reinheit dieser Liebe konnte weder das Mißliche seiner Stellung im Hause beheben und seine Verstimmung darob endgültig besprechen noch sie selbst, die Frau dieses Hauses, vor anzüglichem Blick und Gedanken schützen. Die *geheimere Welt* bedeutete Heimlichkeit vor der „Welt“. Heimlichkeit aber bringt mit sich Verlust der Unbefangenheit, bringt den Zweifel, ob das Heimliche noch heimlich sei, bringt Empfindlichkeit gegen halbe Worte, gegen Blicke, die, vermeintlich oder wirklich, das eigene und des andern Benehmen, des einen Auftritt und Abgang in Gegenwart des andern, prüfen und verfolgen. Zwang zur Heimlichkeit stellt in gewissem Sinne den Menschen erst recht auf eine Bühne, worauf er jeden Blick und jede Geste streng beherrschen muß. Heimlichkeit verwandelt, verbiegt das Verhältnis zur Umwelt. Das gehörte zu dem tragischen Tribut, den die Liebenden ihrer *geheimeren Welt* zu zollen hatten. Nicht von ungefähr wohl schreibt Susette später, am 31. Oktober 1799, in der Schilderung ihres wiederholten Traumes<sup>1</sup>: *Wir waren beysammen, ganz ohne Angst, mit leichtem Herzen, und meine Augen freuten sich, in den Deinen zu ruhn.*

Vollkommene Heimlichkeit ist aber in solcher Lage niemals möglich. Wie früher schon erwähnt, beginnt nicht lange nach der Rückkehr von Driburg die „Welt“ sich das Ihre zu denken. In Dokumenten, die der Wirklichkeit so nahe sind wie viele aus Mariens Nachlaß, erscheint unvermeidlich auch gesellschaftliche Medisance und Suffisance. Mit Henry Borkenstein und seiner Frau fing an und kam von ihnen zu Mariens Schwester nach Berlin (Nr. 72). Bald darauf kann es der Kavalier von Steigentesch, der damals in Frankfurt herumliebte, nicht lassen, Susette Gontard „etwas anzuhängen“ (Nr. 77. 78)<sup>2</sup>. Für ihn ist sie die verwöhnte Dame der Gesellschaft, die sich gegen mißliebigen Besuch *aller möglicher Krankheiten und Launen* als Vorwand bedient: wohl eine boshafte Rache für die sechsmalige Abweisung des Geistreich-Medisanten, mit dem sie wohl nicht mehr als unumgänglich zu schaffen haben mochte. (Wie an-

<sup>1</sup> Ebenda S. 43.

<sup>2</sup> Von Steigentesch sind im Hausarchiv Bödighheim achtzig Billets und Briefe an den Freiherrn Ludwig, seinen Freund, aus mehreren Jahrzehnten. Bisher waren etwa zwanzig von ihm an Verschiedene bekannt. In der Dissertation von W. Eilers (Berlin 1905) über St. ist Rüdts und die Freundschaft mit ihm gar nicht erwähnt. Der literarhistorische Erkenntniswert der Briefe ist gering, größer ihre kulturgeschichtliche Bedeutung als Spiegel der Existenz eines Mannes, der glänzender Offizier und Diplomat, Kavalier alten Stils, Empfindsamer und Beau zumal war. Das empfindsame Element bei St. in den neunziger Jahren ist überraschend stark.

ders der Dichter aus Homburg, der auch ihr früheres Leben mitmeint<sup>1</sup>: *Deine Krankheit, Dein Brief – es trat mir wieder . . so klar vor die Augen, daß Du immer, immer leidest.*) Rache der Eitelkeit mag es auch sein, wenn Steigentesch im andern Berichte Frau Gontard als immer Kühle, unverbindlich Freundliche, in jedem Wort und Blick Gemeßne und Beherrschte hinstellt. Ein wesentlicher Zug ihres Bildes ist hier wohl in der Nachzeichnung verzerrt. Von Hölderlin ist nicht die Rede<sup>2</sup>. Aber ein flüchtiges, und ironisches, Licht streift das Zusammenleben der Ehegatten, auf das dann auch Henry von Lilienstern am Ende seines inhaltschweren Berichtes (Nr. 81) einen Blick wirft. (Darauf wird nochmals einzugehen sein.) *Vormittags unsichtbar*, so schreibt der Gesellschaftsmensch von Susette. Ob sie es darum war, weil sie nach wie vor (vgl. Nr. 47) sich diesen ruhigsten Teil des Tages für die *ungestörten Stunden* mit dem Dichter und die Teilnahme an seinem Unterrichte<sup>3</sup> vorbehalten wollte, wissen wir nicht. Schön aber ist es, daß gerade der suffisante Plauderer ihren Hang zum Schweigen erwähnt. Mag sein, daß sie sich eben vor ihm zurückhielt; jedenfalls erscheint hier die Diotima der Dichtung, – der Lyrik<sup>4</sup>: *Du schweigst und duldest, und sie versteh'n dich nicht*, wie besonders des Romans<sup>5</sup>: *Nur, wenn sie sang, erkannte man die liebende Schweigende, die so ungern sich zur Sprache verstand.* –

Im August 1797 schied Marie. Ihr Scheiden riß eine Lücke nicht nur in den *kleinen zirkel*, der sie als einigendes Band liebte (Nr. 40), sondern auch ins persönliche Dasein der Frau des Hauses. Noch blieb ihr die Freundin Elisabeth Sömmerring, und noch blieb ihr der Dichter. Ende September 1798 schied auch er, nach einem für sie, und gewiß auch für ihn, *unangenehmen Sommer* (Nr. 17). Über Anlaß und Umstand seines Wegganges geben auch die neuen Funde keinen Aufschluß.

Das *Herz meines Herzens* fühlt Diotima damit angegriffen. „Das Leben“ freilich „geht weiter“ für sie. Weiter geht ihr Dasein in der Gesellschaft und deren Anspruch. Sie entflieht ihm nicht. Sie macht den Galaball für den König von Preußen im Juni 1799 (Nr. 44) und so manches andre mit. Das letzte Bild von ihr vor ihrer Todeskrankheit, bei dem großen Diner ihres Schwagers Franz, ist das einer gefeierten Frau, die durch Schönheit und Eleganz, durch ihren „Stil“ zum Mittelpunkt des Abends wird<sup>6</sup>.

<sup>1</sup> StA 6, Nr. 198 Z. 17–19.

<sup>2</sup> Hölderlin war damals (am 30. September 1797) vielleicht noch draußen auf dem Adlerflychtschen Hof, oder doch erst seit kurzem wieder in der Stadt, wohin Susette wegen der Messe vorausgegangen war (vgl. StA 6, Nr. 145 Z. 3–5 und die Einführung).

<sup>3</sup> Vgl. Die Briefe der Diotima S. 9. <sup>4</sup> StA 1, 242, v. 1. <sup>5</sup> Hyperion 1, 99.

<sup>6</sup> S. oben S. 38 und Anm. 1.

(Es ist genau die Zeit, da Hölderlin aus Frankreich heimkehrt.) Sie läßt das alles über sich ergehen. Sie „bricht nicht aus“. Sie wahrt ihre Haltung, und ihre Stellung. Mehr noch: sie gönnt sich gelegentlich bewußt die Flucht aus der allzu schweren, der *gänzlichen Einsamkeit*<sup>1</sup> in die Gesellschaft. Marie, so meint sie im Frühjahr 1799 (Nr. 17), werde gewiß mit ihr wünschen, daß sie *nicht ganz allein bleibe*; ja, schon im August 1797 (Nr. 13) glaubt sie zu wissen, daß es ihr *nicht taugt, gar zu allein zu seyn*, und geht daher in der Zeit *fast alle Aben in Gesellschaft*. Sie sucht diese, damit sie *gehalten werde*. Sie findet darin *so wenig, und oft ist mir doch die Einsamkeit zur Last, so sehr, daß ich das gleichgültigste Gespräch vorziehe. Doch es ist nur wie Täuschung*. Es ist ihr besser, mit ihrer *stillen Seele allein zu leben*<sup>2</sup>. Wenn sie nach der Trennung *Gesellschaft* sucht, so tut sie's resigniert, in einer Flucht, doch im *Vertrauen auf die Liebe, die die gütige Natur uns ins Herz legte, um da sie reifen zu lassen zu ihrem höchsten Zweck . . . Und in diesem Glauben weiß sie sich bewahrt für alle Ansteckung der schlechten Welt*<sup>3</sup>.

Sie bleibt im Leben, in ihrem Leben. Aber sie fühlt sich daraus hinschwinden, unaufhaltsam. Sie kränkelt viel und träumt dann viel. Vom Erwachen aus einem solchen Traume schreibt sie<sup>4</sup>: *Ich fühlte es lebhaft, daß ohne Dich mein Leben hinwelket und langsam stirbt*.

Auf dies Bekenntnis, so ergreifend in seiner schlichten Bestimmtheit wie durch die Fassung der Seele, die es verrät, antwortet unmittelbar – das scheint noch nicht gesehen zu sein – Hölderlins letzter Briefentwurf<sup>5</sup>. Es mußte ihn zutiefst bewegen und ihm erschütternd seine Ohnmacht zum Bewußtsein bringen, die dunklen *Wege des Schicksaals*, von denen sie in ihrem Brief in unbestimmter Hoffnung sprach, selber zu bahnen. Die Klage darüber in seinem ganzen Brief ist unverkennbar Wiederhall der ihrigen. Besonders aber gilt das für den Satz: *dieser ewige Kampf und Widerspruch im Innern, der muß Dich freilich langsam tödten*. Das bekräftigende *freilich* bekommt nur vollen Sinn, wenn seine Worte sich beziehen auf die ihren: *daß ohne Dich mein Leben hinwelket und langsam stirbt*. Ein *ewiger Kampf und Widerspruch im Innern*: damit ist von ihm selbst die Tragik ihrer Lage voll erkannt. Es ist, wie eingangs vorgedeutet, die Tragik der Teilhabe an zwei Welten, die nicht in Harmonie aufgingen und deren Grenze mitten durch ihr eignes Herz verlief. –

Diotimas Gewißheit wurde zur Wahrheit. Das klingt sentimental und ist es doch nicht. Im Januar 1802 schied auch ihre Freundin Elisabeth Sömmerring, für immer. Ihren Hingang empfand Diotima als *unersetzlichen Verlust* (Nr. 19). Am 22. Juni 1802 erlag sie selbst, von ihren Kin-

<sup>1</sup> S. oben S. 34. <sup>2</sup> Die Briefe der Diotima S. 22, 26 und 49.

<sup>3</sup> Ebenda S. 45. <sup>4</sup> Ebenda S. 43. <sup>5</sup> StA 6, Nr. 198, besonders Z. 34f.

dern angesteckt, den Röteln. Das ist längst bekannt und wohl bezeugt. Im Winter zuvor hatte sie *einen gefährlichen Husten gehabt, der ihre Lunge schwächte*<sup>1</sup>. Diese Nachricht stand bisher für sich. Durch Liliensterns Bericht vom 6. Juli 1802 (Nr. 81) erhält sie Hintergrund. Susette war schwindsüchtig. Seit wann genau, das werden wir wohl nie erfahren, und müßig ist es, sich zu fragen, ob sie davon in einem andern, glücklicheren Klima seelischen Lebens verschont geblieben wäre. Die Röteln aber waren dann nur der letzte Angriff, durch den ausgelöscht wurde, was an sich schon zart und seit längerem ausgehöhlt war: ausgehöhlt durch zehrende Krankheit, – aber wohl auch durch jene *gänzliche Einsamkeit*, durch den „tötenden Schmerz“<sup>2</sup> der endgültigen Trennung. –

Liliensterns Bericht stellt das Verhalten Jacob Friedrichs nach Susettes Tode klarer als die kurzen Erzählungen Jügels und Maria Bellis<sup>3</sup>. Er wurde kopflos; doch er hatte sie geliebt, in seiner Art. Ins Herz traf ihn ihr Hingang nicht (Nr. 84. 85). Um seine Kinder stand ihm noch viel Leid bevor; sie starben alle lang vor ihm<sup>4</sup>. In ihrer Art ergreifend sind Helenens Briefe (Nr. 87. 88). Der Unterton von Schmerz und Einsamkeit ist nicht zu überhören. Der Brief an den einstigen Freund der Mutter in Bern läßt den Weg der jüngeren Generation von der klassisch-harmonischen Humanität der Ältern zu romantischer Christlichkeit ermessen: Zeerleders Grundsatz: „*mit sich selbst einig seyn*“ wird zum Prinzip eines Lebens aus *rechtem Vertrauen in die göttliche Liebe und Gnade*. In der Umbiegung mag leise Kritik und leise Sorge um das Heil des Freundes mitschwingen. –

Einen schlichten, schönen Nachruf auf Susette fand Marie (Nr. 83). Er zeugt in gleichem Maß für Diotima wie für sie selbst, die bisher Unbekannte. Feinfühlig hat sie aus dem letzten Briefe (Nr. 19) eine Lebensmüdigkeit der *ewig geliebten unvergeßlichen* Freundin erspürt und weiß nun, *daß sie nie glücklich gewesen wäre*. Vielleicht weiß sie's seit langem, doch sie schweigt davon.

Sie schweigt auch von der Frage der Schuld. Lilienstern wirft sie auf (Nr. 81). Er tuts robust. Für ihn ist sie entschieden. *Er weiß recht gut wer Dis auf seinem gewissen hat*<sup>5</sup>. Wen er meint, braucht nicht erklärt zu werden. Der Bürger tritt hier ein für den Bürger, gegen den Störenfried. Die Worte klingen banausisch. Die Frage nach der Schuld an sich ist nicht

<sup>1</sup> Sinclair an Hölderlin, 30. 6. 1802. <sup>2</sup> StA 1, 276, v. 16f.

<sup>3</sup> Jügel a. a. O. S. 354; Maria Belli-Gontard a. a. O. S. 62. <sup>4</sup> Vgl. den Exkurs.

<sup>5</sup> In dem Hauptsatz ist nach dem Verbum *weiß* doch wohl „ich“ zu ergänzen, nicht etwa „das“, als Objekt, wodurch der folgende Nebensatz: *wer . . . hat* zum Subjekt würde und auf den Dichter als den Wissenden zu beziehen wäre.

banaisch. Auch der Biograph Hölderlins kommt nicht um sie herum. Die Antwort aber kann nicht auf der Ebene des Bürgerlich-Moralischen gegeben werden. Sie kann nur in einem tief tragischen Sinn ausfallen. Der Dichter trat als Fremdling in das bürgerliche Haus. In seiner Unsicherheit hoffte er auf *gute Menschen*<sup>1</sup>. Nach Ebels Schilderung war er *seltner Menschen* gewärtig<sup>2</sup>. Was er fand, war *dieses Eine*<sup>3</sup>, war *ewige Schönheit*, war *Friede des Himmels*<sup>4</sup>. Diese *ewige Schönheit* aber *war da*<sup>5</sup>, doch ihrer selbst und ihrer Fremdlingschaft in der „Welt“ noch kaum bewußt. Der Dichter erweckte sie. Er entfaltete, was er fand. Durch ihn, durch seinen Glauben wurde Diotima, was sie war. Doch diese Entfaltung war zugleich Verfremdung und zog nach sich Entfremdung. Die Fremdlingschaft, bisher heimlich, ward offen und daher Fremdheit vor und in der „Welt“. Indem der Dichter *ihre geheimere Welt* schuf und in dieser das Leben Diotimas zu *himmlischen Höhen*<sup>6</sup> emporführte, untergrub er den realen Grund dieses Lebens. Eins war identisch mit dem andern. Was untergraben war, war in dem Augenblicke, da er schied, noch weiterer Zerstörung ausgesetzt. Susette war anfällig für solche Zerstörung. Sie wußte das. Aber sie wollte es nicht anders: *besser ein Opfer der Liebe! als ohne sie noch leben*. So heilig wie dem Dichter war ihr selbst der Glaube an den Sinn dieses Opfers der Trennung. Noch ihre letzten Worte an ihn bezeugen es<sup>7</sup>.

*Versprich mir daß Du nicht zurück kommen, und ruhig wieder von hier gehen willst, denn wenn ich dieß nicht weiß, komme ich in der größten Spannung und Unruhe bis Morgen früh nicht vom Fenster, und am Ende müssen wir doch wieder ruhig werden, drum laß uns mit Zuversicht unsern Weg gehen und uns in unsern Schmerz noch glücklich fühlen und wünschen daß er lange lange noch für uns bleiben möge, weil wir darinn vollkommen Edel fühlen und gestärkt werden in unsern Seelen. Leb wohl! Leb wohl! Der Seegen des Himmels sey mit Dir.*

<sup>1</sup> Vgl. StA 6, Nr. 234 Z. 11 und die Erläuterung zu Nr. 179 Z. 162.

<sup>2</sup> Vgl. StA 6, Nr. 103 Z. 15 und die Erläuterung zur St.

<sup>3</sup> Diotima v. 16 und 54 (Mittl. Fassung; StA 1, 216f.); vgl. StA 6, Nr. 123 Z. 20f.: *wenn mir nicht dieß, dieß Eine erschienen wäre*; Hyperion 1, 104: *... es war alles in dieser Eimen stillen Seele erfüllt*; Bödighheimer Hyperion-Fragment (Nr. 48): *da sie mir erschienen war, u: mein ungeduldig Herz noch Ruhe fand in der Eimen*.

<sup>4</sup> StA 6, Nr. 115 Z. 24f. (und die Erläuterung zu Z. 9–26); Hyperion 1, 99 und 104.

<sup>5</sup> Hyperion 1, 93: *Es war da, das Höchste, in diesem Kreise der Menschennatur und der Dinge war es da!* <sup>6</sup> StA 1, 307, v. 29.

<sup>7</sup> Die Briefe der Diotima S. 57. Der bei Viëtor (und an einigen Stellen auch bei Zinkernagel, Bd. 5, 527) teilweise falsch und lückenhaft wiedergegebene Text dieser letzten Sätze des letzten, mit Blei geschriebenen Briefes ist hier nach der Handschrift berichtigt. Der erste Hauptsatz: *komme ich . . . bis Morgen früh nicht vom Fenster*, ergibt in dieser Lesung einen ebenso schlichten wie ergreifenden Sinn. Statt: *werden in unsern Seelen* ist vielleicht zu lesen: *werden für unser Schicksaal*.

## EXKURS<sup>1</sup>

### ÜBER DIE VERMÖGENSVERHÄLTNISSE JACOB FRIEDRICH UND SUSETTE GONTARDS

Seit Jacob Friedrich (I) war die Familie reich. Beim Tode seiner Witwe (1773) betrug das Vermögen 309 683 Taler (464 525 Gulden, etwa 930 000 Goldmark)<sup>2</sup>. 1795 wurde das Kapital der Firma Jacob Friedrich Gontard und Söhne, die sich gelegentlich auch in Anleihen an geldbedürftige Fürsten einließ, auf 500 000 Gulden geschätzt<sup>3</sup>. Weiteres über die Vermögensverhältnisse der Familie im 18. Jahrhundert ist nicht bekannt, von Geschäftsbüchern, Nachlaßinventaren und ähnlichem anscheinend nichts erhalten. Auch von Susette steht nur die Wohlhabenheit im allgemeinen fest<sup>4</sup>.

Es liegen jedoch im Familienarchiv de Bary zu Frankfurt a. M. Urkunden, die recht genauen Einblick in ihre und ihres Mannes Verhältnisse geben. Nach dem Ehekontrakt (Urkunde 32) brachte Cobus privat 10 000 Gulden mit, Susette 12 000 Mark Banco (10–11 000 Gulden). Am Ende des Jahres betrug sein Konto in der Firma 21 600 Gulden; bis Ende 1802 stieg es auf genau das Zehnfache (Urkunde 46). Nach demselben Dokument – einer Aufstellung vom 23. Juni 1837 – erbten Susette und ihre beiden Geschwister nach dem Tod ihrer Mutter (1793) je 60 280 Mark Banco (54 055 Gulden). Dazu kamen nach dem Tod ihrer Großmutter (1795) noch 7975 Gulden. 1837 errechnete Cobus für seine und Susettes Enkel das von ihr stammende Vermögen auf 110 368 Gulden.

Einen Vergleichspunkt bietet das Vermögen Hölderlins und seiner Mutter. Die hinterließ 1828 insgesamt 18 863 Gulden, von denen der kranke Sohn 8663 erhielt. Bis zu seinem Tode vermehrte sich der Betrag auf fast 13 000 Gulden: nach mittelbürgerlichen Begriffen das Vermögen eines leidlich wohlhabenden Mannes<sup>5</sup>.

Am 17. März 1842, ein Jahr vor seinem Tode, setzte Cobus seinen letzten Willen auf (Urkunde 64). Er war Millionär. An Grundbesitz besaß er noch immer das mehrfach erwähnte schöne Gartenanwesen „an der Windmühle“; ferner den daran grenzenden Garten mit Gartenhaus; endlich aber zwei Güter, davon eins mit Wohnhaus, zu Walluf im Rheingau, zwischen Biebrich und Eltvile. Die hatte er wohl erst in späteren Jahren erworben. Der Lage nach waren es wohl sicher Weingüter. Den Besitz an der Windmühle dachte er der älteren Tochter seines Sohnes Henry, Cäcilie Amalie de Bary, den daneben den Nachkommen seiner Tochter Henriette Manskopf zu.

Von seinen und Susettes Kindern lebte längst schon keines mehr. Henry war 1816, Helene (seit 30. Juli 1818 die Frau des romantischen Konvertiten Christian Heinrich Schlosser) 1820, Henriette (seit 1811 die Frau von Jakob Wilhelm Manskopf) 1830, die kränkliche Amalie 1832 gestorben. Cobus starb ein Vierteljahr vor dem Dichter. Er hatte viel Leid hinter sich. Ins Innere des alten Mannes gibt sein letzter Wille keinen Einblick. Seiner ersten Frau gedenkt er nicht. Verdüsterung, Vereinsamung verrät er nicht.

<sup>1</sup> Die beiden anderen im HJb. 1955/56 angekündigten Exkurse – über die Stadtwohnung der Gontards und über die Varianten in Zecrleders Tagebüchern – können aus Raumgründen erst im nächsten Jahrbuch erscheinen.

<sup>2</sup> Nach Jügel a.a.O. S. 250f. <sup>3</sup> Nach Dietz a.a.O.

<sup>4</sup> Jürgen Isberg wußte in seiner gründlichen Arbeit über die Familie Borckenstein nichts Genaueres darüber beizubringen (HJb. 1954, S. 110–127).

<sup>5</sup> Vgl. Ernst Müller, Heinrich Friedrich Hölderlin, Vater des Dichters (Ztschr. f. württ. Landesgesch. 6, 1942, S. 472f.), und Adolf Beck, Das Testament der Mutter Hölderlins (Imprimatur XII, 1954/55, Beilage nach S. 240, Nachwort).

# DIE GESELLSCHAFTERIN CHARLOTTENS VON KALB

## EINE EPISODE IM LEBEN HÖLDERLINS VERSUCH DER SAMMLUNG UND ERKLÄRUNG ARCHIVALISCHER DOKUMENTE

VON  
ADOLF BECK

Vorbemerkung. Die folgenden Gänge bewegen sich auf bescheidenem und unbekanntem Gebiete. Sie gehen einer ersten Spur nach, die, einmal entdeckt, aus Gewissenhaftigkeit nicht übersehen werden durfte. Dem Leser mögen sie gelegentlich auf dünnen Pfaden etwas von der Geduld zumuten, die dem Verfasser die Sache zumutete. Zwar wurden sie vom Dichter aus und auf ihn hin getan; aber sie konnten nicht ständig im engeren Bereiche seines eigenen Lebens bleiben, sondern mußten sich streckenweise recht weit davon weg in abgelegene Hintergründe hinein begeben, um einer von Hölderlin selbst in auszeichnender Weise bezeugten, bisher jedoch völlig ungreifbaren Persönlichkeit aus seiner Umwelt in Waltershausen beizukommen, – um einen Schatten heraufzuholen und auf seine Beziehung zum Dichter zu befragen. Es ist wohl verständlich, daß dabei auch die zweite, größere Periode des zwielichtigen Lebens dieser Persönlichkeit nachgezeichnet werden mußte, obwohl sie mit Hölderlin nichts mehr zu tun hat. (Die Abschnitte, die sich so von ihm entfernen, sind durch kleineren Schriftgrad abgehoben.)

Die Nachforschung wurde durch einen Zufall in Gang gesetzt. Aber der Zufall, und mit ihm der entscheidende Ansatz – ein unbekannter Name –, wurde dem Verfasser im April 1956 zugespielt von Herrn Stadtarchivdirektor Dr. Meinert in Frankfurt a. M., durch den Hinweis auf eine Arbeit über den Kaufmann Ernst Schwendler. Dank diesem Wink und dem tatkräftigen Verständnis eines Nachkommen Schwendlers, des Herrn Rechtsanwalts Dr. Friedrich Lindheimer in Frankfurt, ließen sich die vernichtet geglaubten Briefe Schwendlers, die den Ausgangspunkt bilden, bei einem andern Nachkommen, Herrn Gerhard Roos in Godesberg, auffinden. Die Erhebungen, die vor wie nach der Einsicht in die Originale möglich und notwendig wurden, mußten zum größten Teil in Archiven und Kirchen- oder Pfarrämtern Thüringens, Sachsens und Frankens angestellt werden. Der Verfasser mußte dabei vielen ein ungewöhnliches Maß an Verständnis und Hilfswilligkeit zumuten. Um so aufrichtiger ist sein Dank. Er gilt, nächst den genannten Herren, dem Direktor des Thür. Landeshauptarchivs, Prof. Dr. Flach, und Frau Dr. Blumenthal sowie besonders den Archivräten Dr. Müller und Dr. Huschke in Weimar, Archivar Heide und Frau Betz in Meiningen; ferner dem Landeskirchenrat der Ev.-luth. Kirche Thüringens in Eisenach und deren Archivwart, Kirchenrat D. Dr. Jauernig in Weimar; Herrn Oberstudien-direktor a. D. Dr. Friedrich Zeis in Bad Schwartau; den Herren Genealogen Kurt

Wensch in Dresden und H. Jacobi von Wangelin in Naumburg; dem Sächs. Landeshauptarchiv und der Sächs. Landesbibliothek zu Dresden; den Stadtarchiven zu Dresden, Meißen, Bautzen und Erfurt; den Kirchenbuchämtern zu Dresden, Leipzig, Meißen, Bautzen, Weimar, Jena, Erfurt und Naumburg; Dr. Wilhelm Hoffmann, dem Direktor der Württ. Landesbibliothek, und Staatsarchivrat Dr. Decker-Hauff in Stuttgart; – last not least aber sehr vielen Pfarrern in Thüringen, Sachsen und Franken. Ihre Namen können nicht im einzelnen genannt werden, wenn der Dankkatalog nicht unförmig aufschwellen soll.

Dieser mag die Vielfalt der Hilfen ermessen lassen. Das endgültige Ergebnis ist noch immer dürftig und unsicher genug. Das eigentliche Ziel – die Klärung einer Frage, der es sich zu stellen galt – hat sich nicht erreichen lassen, und selbst der diesem Ziele dienende Versuch, Leben, Umwelt und Wesen der Unbekannten an sich so klar wie möglich zu fassen, ist über größere Strecken hin lückenhaft oder in bloßen Daten und äußerlichen Fakten befangen geblieben; er hat aus Mangel an sprechendem Material nicht Schatten zu wahrhaftem Leben zu erwecken vermocht. Der Verfasser bedauert, nur halbe Arbeit liefern zu können. Er sieht jedoch seine Möglichkeiten aus der Ferne so gut wie erschöpft und kann nur hoffen, daß ein glücklicher Zufall oder weitere gründliche Suche bald einen andern ans Ziel führen möge. Bei Dingen wie denen, um die es hier geht, ist auch immer damit zu rechnen, daß trotz allem Bemühen um besonnenes, umsichtiges Vorgehen Naheliegenderes übersehen wird. Auch darum hat der Verfasser das Gefundene, obwohl Fragment, nicht länger behalten wollen.

### 1. Die Grundlage in Briefen Hölderlins

a) *Die Gesellschafterin der Majorin, eine Wittve aus der Lausitz, ist eine Dame von seltnem Geist und Herzen, spricht französisch und Englisch, und hat so eben die neuste Schrift von Kant bei mir gehohlt. Überdiß hat sie eine ser interessante Figur. Daß Dir aber nicht bange wird, liebe Rike! für Dein reizbares Brüderchen, so wisse 1) daß ich um 10 Jare klüger geworden, seit ich Hofmeister bin 2) und vorzüglich, daß sie versprochen und noch viel klüger ist, als ich. Verzeihe mir die Possen, Herzgenschwester!*

b) *In Waltershausen hatt' ich im Hauße eine Freundin, die ich ungerne verlor, eine junge Wittve aus Dresden, die jetzt in Meinungen Governante ist. Sie ist ein äußerst verständiges, vestes u. gutes Weib, und ser unglücklich durch eine schlechte Mutter. Es wird Dich interessieren, wenn ich Dir ein andermal mehr von ihr sage, u. ihrem Sebiksaal.*

So schrieb Hölderlin seiner Schwester aus Waltershausen am 16. Januar 1794, seinem Freunde Neuffer aus Jena rückblickend am 19. Januar 1795<sup>1</sup>. Ende Dezember 1793 war er in den weltabgeschiedenen Ort im Grabfeld, südlich von Meiningen, gekommen. Die Gesellschafterin trat damals die Dame des Hauses, die im September zur Entbindung nach

<sup>1</sup> StA 6, Nr. 72 Z. 44–51 und Nr. 93 Z. 119–124.

Jena gereist war und erst Mitte März 1794 zurückkehrte. Soweit der Dichter im Frühjahr und Sommer ein Bild des Hauses entwirft, wird es beherrscht von der Gestalt Charlottens. Er weiß sich *im Kreise eines seltenen, nach Umfang und Tiefe, und Feinheit, und Gewandtheit ungewöhnlichen Geistes* leben<sup>1</sup>. Von der Gesellschafterin spricht er bis zu dem Brief an Neuffer nicht mehr. Aber in dem früheren erhält sie eines der höchsten Prädikate, die er damals zu vergeben hat: *von seltnem Geist und Herzen*, und in dem Rückblick nennt er sie ausdrücklich, und ganz unbefangen, *Freundin*. Der Schatten einer in seinen Augen nicht gemeinen Persönlichkeit wird sichtbar. Dem Verfasser lag es ob, für die Erläuterungen zum Briefband der Stuttgarter Ausgabe die Ungenannte zu bestimmen. Er mußte schließlich resignieren. Der Name war nicht festzustellen, ohne ihn nicht voranzukommen.

## 2. Der Ausgangspunkt in unbekanntenen Briefen über Hölderlin

a) *Hölderlein habe ich vor 14 Tagen in einem Concert gefunden, (er geht selten aus) angedredet und lange mit ihm gesprochen, nur nicht von der Kirms. Ich glaube ohne dies, daß er mich vielleicht, wenn er vermutet, daß ich etwas davon weiß, lieber 10 Meilen weiter gewünscht hat. Ein bißscher Mann ist es. Ich wünschte selbst zu wissen, wie er jetzt wegen der Kirms gestimmt ist, möchte aber nicht gerne gerade zu ihm sagen, daß ich davon weiß.*

b) *Herrn Hölderlein habe ich nicht wieder gesehen. Er hat mit fast niemand Umgang, sondern lebt blos sich, seinen Studien, – und einige setzen hinzu – der Mutter seiner Zöglinge, die ein angenehmes Weib sein soll. Dies bewog mich, von seiner Einladung, die die Höflichkeit erfordert hatte, keinen Gebrauch zu machen. Er muß vermuthen, daß ich seine sonstigen Verhältnisse kenne und ich bin ihm deswegen wahrscheinlich nicht sehr willkommen. Ich hoffte immer durch Briefe von den Fritz Gelegenheit zu bekommen ihn genauer kennen zu lernen, welches ich wirklich wünsche.*

So schrieb Ernst Schwendler aus Frankfurt der Hofrätin Heim in Meiningen am 2. April und 5. August 1797<sup>2</sup>.

Der Verfasser der Briefe bedarf der Vorstellung. Ernst Schwendler (1774–1853) war Wahl-Frankfurter: ein Kaufmann aus ehrbarer, doch unbegüterter und sehr kinderreicher Familie, der es nach längerem Aufenthalt in Nordamerika (1805–18) zu Wohlstand und Ansehen in der Handelsstadt brachte. Diese war ihm von einst vertraut: nachdem er die Handlung in Erfurt erlernt, lebte er in Frankfurt vom Mai 1796 an als Angestellter eines Bankhauses, das er im Juli 1802 mit einer Seidenfirma in Crefeld

<sup>1</sup> StA 6, Nr. 84 Z. 26–28.

<sup>2</sup> Beide Mitteilungen, jeweils ohne den Schlußsatz, sind längst veröffentlicht, der Hölderlin-Forschung aber entgangen: Otto Ruppertsberg, Ernst Schwendler. Alt-Frankfurt Jg. 1928/29, S. 67–71.

vertauschte, die ihn drei Jahre darauf, mit großem Erfolg, über See schickte. – Hauptquelle der Kenntnis seines Wesens und Lebens bis zur Heimkehr sind seine Briefe<sup>1</sup>, einige an Eltern und Geschwister, die meisten an die Hofrätin Heim. Ein Mann, der früh „des Lebens ernstes Führen“ anerkannte: vornehmlich auf Beruf und Fortkommen bedacht, seiner Armut Rechnung tragend, doch nicht eng, bitterer Anwandlungen immer Meister bleibend, – der Welt offen und ihre Dinge scharf betrachtend, angenehm in Erscheinung und Gebaren, ein rüstiger Wanderer und Schwimmer, dabei nicht musenfremd, Konzerte liebend und die Flöte spielend, – geneigt zum Unmut über Gleichgültigkeit und Undank, aber stets auch herzlicher Empfindung fähig, nah befreundet mit dem Hofmeister im Hause Hollweg, dem nachmals berühmten Geographen Karl Ritter.

Zu Meiningen wie zu Charlotte von Kalb, der geb. Marschalk von Ostheim, hatte Schwendlers Familie recht enge Beziehungen. Sein Vater, der aus der Umgegend stammte und 1784 starb, war zweimal mit Meiningerninnen verheiratet und von Beruf Amtmann auf Trabelsdorf, dem Marschalkischen Gut am Steigerwald. Ernst war dort geboren und aufgewachsen, kannte also Charlotte als Erbin und Herrin des Gutes, das sie nebst dem benachbarten Dankenfeld als ihr Jugendparadies liebte. Sein jüngster Bruder Karl wurde in dem wohlhábigen Hause des kinderlosen Hofrats Heim erzogen. In Meiningen lebte auch sein älterer Bruder Friedrich (1773–1844) als Regierungsadvokat und Kabinettssekretär (1802 mit einer Freundin Jean Pauls, der geschiedenen Gräfin Schlabrendorff, vermählt, später Präsident der Landesdirektion Eisenach in Weimar). – Von Erfurt kam der junge Kaufmann vermutlich, von Frankfurt nachweislich mehrmals zu Besuch nach Meiningen. Er hing an der Stadt und der idyllischen Landschaft ums Werratal, am Hause Heim und besonders an der Hofrätin, die er als ihr *aufrichtiger Sohn* liebte und ehrte. Noch am 15. Februar 1807 bekennt er, seine *frohsten Tage* habe er in ihrem Hause zugebracht: *sie wirkten als Würze meines Lebens*<sup>2</sup>. –

<sup>1</sup> Mit dem Abschied von Erfurt einsetzend, über 60. Die zahlreichen Gegenbriefe der Hofrätin sind bis heute verschollen.

<sup>2</sup> Beiläufig sei hier aus dem weiteren Umkreis Schwendlers ein anderes, reizvolles Auftauchen von Hölderlins Namen vermerkt. Es handelt sich um die Tagebücher des jungen Georg Wilhelm Keßler (1782–1846), die sein Biograph ausgewertet hat (Leben . . . des Geh. Rathes Georg Wilhelm Keßler. Leipzig 1853). Keßler: Sohn des Pfarrers in Herpf bei Meiningen, Neffe der Hofrätin, früh verwaist, zeitweilig im Heimschen Haus erzogen, fürs Leben befreundet mit Schwendler; 1810 Schwieger-sohn des „alten Heim“ in Berlin, der ein Bruder des Hofrats war und in ihm seinen Biographen fand, 1823 in zweiter Ehe Schwager Schwendlers; – als junger Mann für geistig-literarische Dinge sehr aufgeschlossen, 1800 Student der Rechte in Jena, danach Hofmeister in Berlin, 1806 (kurz vor Preußens Zusammenbruch, unter dem er als Patriot sehr litt) Referendar in preußischen Diensten, bald freundschaftlich hoch geschätzt von den bedeutenden Präsidenten von Bassewitz und von Vincke, zuletzt Regierungspräsident in Arnberg (Westfalen). In Berlin, wo man sich zu einer literarischen Freitagsgesellschaft zusammenschloß, befreundet mit den Historikern Luden und von Raumer, dem Sophokles-Übersetzer und Ästhetiker Solger, dem Germanisten von der Hagen, dem Schulmann und Goethe-Verehrer Abeken u. a. Als Hofmeister in Berlin hatte er aber auch näheren Umgang mit Hölderlins Freund Böhlen-dorff. Keßlers Biograph berichtet:

Schwendler kannte Hölderlin schon von Meiningen her. Er muß „etwas von ihm gewußt“ haben. Ebenso muß die Hofrätin im Bilde gewesen sein: Schwendler setzt bei ihr die Persönlichkeit Hölderlins wie die Geschichte von der Kirms als bekannt voraus. (Die unumwundene Art seiner ersten Mitteilung, und besonders die Voranstellung des Objekts darin, läßt wohl darauf schließen, daß sich die Hofrätin nach dem Dichter erkundigt, also irgendwoher erfahren hatte, daß er in Frankfurt sei.) Vermutlich verkehrte die Kirms freundschaftlich im Hause des Hofrats, das der „Mittelpunkt der Geselligkeit und geistigen Anregung in der Residenz“ war<sup>1</sup>.

Schwendlers Worte über Hölderlin sind nicht freundlich, aber auch nicht malitios. Schon eh er nach Frankfurt ging, muß es in Meiningen ein „on dit“ gegeben haben, das den Dichter in eine Verbindung mit der Kirms brachte. Sein Wahrheitsgrund war nicht zu bestimmen, die Identität aber mit Charlottens Gesellschafterin von Anfang an nicht zu bezweifeln. Sie mußte erweisbar sein, nun sich die Sache an einem handfesten Zipfel, dem Namen, angreifen ließ. Die folgende Skizze mag als notdürftiger Ersatz dessen gelten, was der Dichter seinem Freunde hätte zeichnen können.

„Meist wurde in dem Tagebuch der Abende gedacht, die er mit den Freunden zugebracht hatte, wo es z. B. im Anfang März 1803 heißt: *Gestern verlebte ich einen frohen Abend bei Schnaubert, wo ich mit Sprengel und Böhlendorff Tarok spielte . . .* Doch wird auch anderer, edlerer, erheiternder Genüsse gedacht . . . Er schildert beim Erwachen des Frühlings einen schönen Spaziergang mit Böhlendorff unter traulichen Gesprächen, dann auf dessen Stube beim Thee Mitteilung eines Briefes von Hölderlin aus der Schweiz an Böhlendorff, und zuletzt wurde in Reineke Fuchs bis zum 36. Kapitel gelesen. Dann sagt er: *Eine sichere Kraft durchglühte mein schwaches Wesen, dem Schönen, Edlen zu leben und mich dem Schlechteren, Unwürdigen zu entreißen. Ich faßte Muth, jeden Schatten von bindendem Verhältniß aufzugeben und mich mit der vollen, sehnennden Brust der weiten großen Welt zu überlassen.*“

Der ausdrückliche Vermerk: „aus der Schweiz“ macht es wohl sicher, daß es sich um einen ganz unbekanntem Brief Hölderlins an Böhlendorff aus Hauptwil (Januar bis April 1801), nicht um Nr. 236 oder 240 aus Nürtingen vom 4. 12. 1801 und vom November 1802 handelt. Daß er bei Keßler hängengeblieben und in dessen Nachlaß erhalten sein sollte, ist nicht eben wahrscheinlich; doch ist die Suche nach diesem im Gange. – Es erscheint wohl als möglich, wenn nicht als wahrscheinlich, daß der hohe Muth und die sichere Kraft, wovon sich der junge Keßler nach dem Zusammensein mit Böhlendorff durchglüht fühlt, eine Ausstrahlung dessen ist, was in Hölderlins Briefe stand (der ungefähr gleichzeitig mit dem hochgestimmten an Landauer, Nr. 229, geschrieben worden sein mag): in diesem Falle läge hier eine sehr eigenartige, und wohl die erste mittelbare, Wirkung Hölderlins als Briefschreiber vor. Ob Keßler den zwölf Jahre älteren Dichter wie sein Freund Schwendler von Meiningen her persönlich kannte, steht dahin.

<sup>1</sup> Aug. Henneberger, Jean Pauls Aufenthalt in Meiningen. Meiningen 1863, S. 18.

### 3. Wilhelmine Marianne Kirms

... *Taufpatin war die hinterlassene Witwe des Herzogl. Sachsen Weimarischen Raths Carl Friedrich Kirms, Marianne Wilhelmine, eine geborene Kemterin aus Meissen . . . Die Frau Taufzeugin hält sich seit anderthalb Jahren als Gesellschafterin bei der Frau Majorin von Kalb auf, ist erst 22 Jahre alt, und gehört unter die vorzüglichen Personen ihres Geschlechts.*

So schrieb in sein Taufbuch, aus Anlaß der Taufe eines Dorfkindes am 30. März 1794, der Pfarrer von Waltershausen, Johann Friedrich Nenninger (1760–1828)<sup>1</sup>. Sein Urteil ergänzt das des Hofmeisters.

Welcher Lebensweg führte die junge Witwe im Herbst 1792 mit, oder zu, Charlotte von Kalb nach Waltershausen?

I. Wilhelmine Marianne Kirms<sup>2</sup> war das Kind eines sächsischen Beamten, in dessen Familie sich der Aufstieg vom dörflichen Handwerker zum Bürgertum und zu höherer Bildung durch seinen Vater vollzogen hatte.

Dieser, Traugott Kemter (1696–1773), Webersohn aus der Chemnitzer Gegend, Schüler des Gymnasiums dort und der Pforte, saß seit 1739 auf der Pfarrei Drebach bei Marienberg am Erzgebirge. Seine sechs Söhne ließ er alle studieren; drei – die im Folgenden genannten – konnte er vorher in der Fürstenschule St. Afra zu Meissen unterbringen. Als zusätzlichen Vornamen erhielten alle bis auf einen den sprechenden ihres Vaters: wohl ein Zeichen nicht nur der gottvertrauenden Frömmigkeit des Alten, sondern auch seines patriarchalischen Familiensinnes. Heinrich Traugott wurde 1773 Nachfolger seines Vaters in Drebach, wo er, ganz erblindet, 1798 starb. Christian und Carl Traugott wandten sich nach juristischem Studium der Beamtenlaufbahn zu, die Christian 1777 in das Amt seines eben verstorbenen Bruders führte.

Carl Traugott (Ende 1733 bis 8. März 1777) wurde 1766 Procuraturamtsverwalter, später -amtmann zu Meissen. Seiner am 16. April 1770 in Neustadt bei Dresden geschlossenen Ehe wurden drei Kinder geschenkt: außer Wilhelmine am 9. Januar 1771 eine Tochter Charlotte Sophie und am 11. Februar 1775 ein Sohn Carl Traugott<sup>3</sup>. Wilhelmine kam in Meissen am 21. Mai 1772 zur Welt, war also noch klein, als ihr Vater starb. Der hatte vermutlich ohne viel Mittel angefangen und ließ die Seinen wohl in bedrängten Umständen zurück, die auf die nächste Lebensentscheidung der Witwe miteingewirkt haben mögen. Es läßt sich jedoch nicht sagen, ob und wie deren Lebensweg das Schicksal der Tochter, ihr Ver-

<sup>1</sup> Über Nenningers anziehende Persönlichkeit s. StA 6, Erläuterung zu Nr. 70 Z. 60 und Nr. 72 Z. 32.

<sup>2</sup> Nebenformen: Kirms, Kirmes; Maria, Mariane; Vornamen umgekehrt.

<sup>3</sup> Über die ältere Tochter s. Abschn. 4. Was aus dem Sohne wurde, ist dem Verfasser nicht bekannt. (Der im Afraneralbum aufgeführte Carl Traugott Kemter II, 1781 bis 1805, kann nicht, wie dort behauptet, ein Sohn von Carl Traugott I sein: vermutlich ein Sohn von dessen Bruder Christian Traugott.)

hältnis zur Mutter und jenes ihr Urteil bestimmt hat, das Hölderlin wiedergibt: *eine schlechte Mutter*.

Die Nachrichten über die Familie bringen bis jetzt kaum einen Zug bei, an dem sich auf zuverlässigem Grunde biographische Phantasie und Kombination entfalten könnten, um lebensvolle Persönlichkeiten erstehen zu lassen. Diese Dürftigkeit macht sich besonders mißlich eben bei der Mutter geltend, obwohl die Familie, aus der sie kam, in hellerem Lichte steht. Eleonora Sophia Kemter, wohl um 1750<sup>1</sup> in Dresden geboren, war eines von sieben Kindern – fünf Töchtern und zwei Söhnen – Johann Friedrich Thiel(e)manns (1705–82). Der war Sohn eines Hauptmanns und vermutlich nicht akademisch vorgebildet, brachte es aber zwischen 1737 und 1753 vom Accis-schreiber zum Oberrechnungsrat im Geheimen Kammerkollegium zu Dresden: ein Mann, der in der Beamtenhierarchie seines Landes eine der angesehensten Stellungen zu erklimmen wußte, „die ein Bürgerlicher zu jener Zeit in Sachsen erreichen konnte“<sup>2</sup>. Er war in der Lage, „einen anregenden geselligen Kreis um sich zu versammeln, ähnlich wie einige Zeit später Christian Gottfried Körner . . . Körners setzten überhaupt nur sozusagen die Gesellschaften des Oberregierungsrats Thielemann fort, denn Thielemanns lebten in demselben Hause, das später der Familie Körner gehörte“, in Dresden-Neustadt, nahe der Elbe. So berichtet der Biograph von Thielemanns berühmtem Sohne<sup>3</sup>. Wilhelminens Mutter war nämlich eine ältere Schwester (oder Stiefschwester), ihre Tochter also eine Nichte Johann Adolph (von) Thiel(e)manns (1765–1824), des nachmals vielumstrittenen sächsischen, seit April 1815 preußischen Generals. Als junger Husarenoffizier, wie ihn Anton Graff gemalt hat, war Thielmann nicht nur eine durch männliche Schönheit faszinierende Erscheinung (nach den Erinnerungen des alten Leopold von Ranke, der in seinem Standort Wiehe am Kyffhäuser geboren war, „das Ideal eines militärischen Mannes, voll Energie und Willenskraft“), sondern auch einer der geistig regsten, für Philosophie und Literatur aufgeschlossensten Köpfe im sächsischen Heere. Nach der einen Seite hin stand er in Beziehung zu Körner und durch dessen Vermittlung zu Schiller<sup>4</sup>, nach der andern kam er durch seine Heirat mit Wilhelmine von Charpentier in Verbindung mit Friedrich von Hardenberg, der bei längerem Leben sein Schwager geworden wäre<sup>5</sup>. – Von einem

<sup>1</sup> Das fragliche Taufbuch ist nach einer (vielleicht prüfungsbedürftigen) Mitteilung des Dresdener Kirchenbuchamtes 1945 vernichtet worden.

<sup>2</sup> Friedrich Bülow, General Thielmann. In: *Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen*, 10. Bd., Leipzig 1858, S. 333.

<sup>3</sup> Herman v. Petersdorff, General Joh. Ad. v. Thielmann, Leipzig 1894, S. 2.

<sup>4</sup> S. den Briefw. zwischen Schiller und Körner: K. an Sch. 24. 2. 1792, Sch. an K. 10. 6. 92, K. an Sch. 18. 6. 92, 27. 4. 95, 15. 12. 95, 20. 1. 96, 29. 5. 97, Sch. an K. 18. 6. 97, Ende 1797, 13. 12. 99.

<sup>5</sup> S. Novalis, *Schriften* Bd. 4 Kluckhohn: Nov. an Fr. Schlegel 26. 12. 1797 (Nr. 149), Charl. Ernst an Nov. Anf. Februar 1799 (Nr. 180), Karoline und A. W. Schlegel an Nov. 20. 2. 99 (Nr. 183), Nov. an Karol. Schlegel 27. 2. 99 (Nr. 184), Nov. an Finanzrat von Oppel Anf. Januar 1800 (Nr. 197); Kreisamtmann Just 1805 über Nov., Thielmann und dessen Freund von Funk (S. 432f.). – *Herr von Hardenberg* – zweifellos der Dichter – und *Fräulein von Charpentier* – wohl sicher Julie – erscheinen im Taufbuch von Wiehe, dem Standort Thielmanns, als abwesende Paten seines am 7. 6. 1799 geborenen Sohnes.

engeren Verhältnis Thielmanns zu seiner wesentlich älteren Schwester und zu seiner Nichte Wilhelmine ist bis jetzt nichts bekannt<sup>1</sup>. Doch ist die Verwandtschaft an sich bemerkenswert. Wenn die junge Frau in Wesen und Erscheinung so faszinierend war wie ihr Bruder, so wird einiges von ihrem Lebenswege begreiflich.

Ihren Weg jedenfalls machte auch sie. Am 5. April 1779 wurde sie zum andern Male getraut. Ihr zweiter Mann war ein höhergestellter Kollege des ersten: Christian Ludwig Reut(h), geboren 1723, also wohl fast doppelt so alt wie sie, 1755 Kammerprocurator in Bautzen. Auch er war verwitwet und brachte zwei Kinder in die zweite Ehe mit, aus der je eine Tochter und ein Sohn hervorgingen. Sie währte nur sieben Jahre. Reut starb in Bautzen am 22. August 1786.

Schon ihre zweite Ehe hatte die Mutter „sozial gehoben“. Durch eine dritte – nochmals mit einem beträchtlich Älteren – schwang sie sich steil empor, zur Würde einer Standesherrin. Am 6. März 1791 wurde sie in Cosel (Oberlausitz) die Frau des Barons Jacob Heinrich ö Byrn. Die ö Byrns<sup>2</sup> waren katholisch-irischer Uradel. Johann Jacob hatte als Jacobit um 1725 Heimat in Sachsen gefunden und dort eine von Steuben geheiratet, war 1747 Generalmajor geworden und 1763 als Herr der drei Coseler Güter gestorben. Sein zweiter Sohn Jacob Heinrich, geboren am 28. November 1737, war 1757–1766 in württembergischen Heeresdiensten<sup>3</sup> gewesen und schon mit vierundzwanzig Jahren Major geworden. – Nach seines Vaters Verfügung hatte er die Coseler Güter um 20000 Taler erhalten, zwei davon aber schon 1772 seinem älteren Bruder verkauft. Auch Ober-Cosel sollte er nach seiner Heirat nicht mehr selbst behalten: schon zwei Monate danach trat er das Gut um 15000 Taler ab – an seine eigene Frau. Die Transaktion läßt darauf schließen, daß er verschuldet, sie dagegen wohlhabend und nicht um den Preis adligen Namens ihre guten Taler zu opfern bereit, sondern auf klare Sicherung ihrer Zukunft bedacht war. Die Ehe war wohl eine Vernunft- und Zweck-, von Seiten des Mannes eine Geldehe. Sie blieb kinderlos.

Schon früher einmal hatte die Frau ihr Geld in Grundbesitz angelegt und Gutsherrin gespielt: im Sommer 1787 hatte sie zwei Lehngütchen bei Göda (zwischen Bischofswerda und Bautzen) erworben, aber 1789 wieder abgestoßen. Auch das ö Byrnsche Gut verkaufte sie schon im November 1794 weiter. Von da an häufen sich offene Fragen. ö Byrn starb am 12. Januar 1797 nach langem Krankenlager am „Stickfluß“ in Tschernitz bei Muskau. Das Gut dort gehörte einer Familie (von Dyhern), von der keine Beziehungen zu der des Barons oder seiner Frau bekannt sind. Ob das Paar gemeinsam, ob der alternde Mann allein dorthin gezogen, – wann und wo die Frau gestorben, an wen ihr Erbe gefallen, ob und wie dabei ihre Tochter Wilhelmine bedacht worden ist: all das hat sich dem Verfasser nicht ermitteln lassen. Von einem Lokalforscher wird es sicher auszumachen sein.

<sup>1</sup> Thielmanns reichhaltiger Nachlaß ist auf dem Familiengut in Schlesien unerschreibbar (laut frdl. Mitteilung des Freiherrn Stephan von Thielmann, Düsseldorf).

<sup>2</sup> Eine Geschichte der ö Byrns gibt es nicht. Die Angaben dieses Abschnitts beruhen auf Joh. Mörbe, Orts-Chronik der Rittergüter Ober- und Nieder-Cosel, Hoyerswerda 1845, S. 31–33, und W. von Boetticher, Geschichte des Oberlausitzischen Adels und seiner Güter, Bd. 1, (Görlitz) 1912, S. 236–238 (nur Daten und Rahmentatsachen). Das Freiherrl. Taschenbuch 1921 übergeht Jacob Heinrich.

<sup>3</sup> Nach den württ. Offiziersstammlisten (Hauptstaatsarchiv Stuttgart).



Immerhin taucht der Name der Mutter zwischen 1797 und 1800 noch zweimal<sup>1</sup> auf. Die Zeugnisse betreffen das Verhältnis zu ihren Töchtern erster Ehe und lassen es in freundlichem Licht erscheinen: am 17. Februar 1797 wurde sie in Dresden Patin des ersten Kindes ihrer älteren Tochter, am 14. Januar 1800 von Wilhelminens erstem Kind aus zweiter Ehe (s. Abschn. 4). Beide Male war sie jeweils durch eine der beiden Töchter vertreten. Ihr Wohnort ist nicht angegeben. –

*Eine schlechte Mutter* nach dem Urteil der Tochter. Schlecht als Mutter, schlecht als Mensch? Man ist wohl versucht, sich eine Persönlichkeit vorzustellen, die „das Leben“ zu nehmen und zu meistern verstand: eine Frau, die, aus bürgerlichem Milieu stammend, aufgewachsen in der Atmosphäre des späten Rokoko zu Dresden – und in den Jahren der preußischen Besetzung –, vital und nüchtern-praktisch zumal veranlagt, ehrgeizig und geltungssüchtig, zielbewußt und notfalls „ohne Rücksicht auf Verluste“ moralischer Substanz ihren Weg „nach oben“ zu machen und „sich durchzusetzen“ wußte. Doch ein solches Bild ist vage Phantasie, solange über sie von Zeitgenossen keine Stimme als die der Tochter, von ihrer eigenen Hand keine Zeile zeugt. Schaltet man die Befangenheit im Urteil der Tochter aus, so ist auch eine lebenskluge, energische Frau denkbar, die durch natürlichen, dank der Gesundheit ihres ganzen Wesens lang anhaltenden Charme zu fesseln vermochte.

Aus ihrem Lebenslauf ergeben sich ein paar offene Fragen für den der Tochter. Wurde sie in die zweite Ehe der Mutter nach Bautzen mitgenommen oder bei Verwandten in Dresden oder Meißen gelassen? Lebte sie vor ihrer eigenen Heirat noch kurze Zeit bei ihrem Stiefvater ô Byrn in Ober-Cosel? Was bekam sie von ihrer Mutter für Eindrücke, was für Werte in ihr Leben mit? Sicher scheint nur eines: ihre Bildung im Gesellschaftlichen, Geistigen und Moralischen kann nicht vernachlässigt worden sein. Sonst hätten Charlotte von Kalb und die Hofrätin Heim sie wohl nicht an sich ziehen, hätte Hölderlin in ihr nicht *eine Dame von seltnem Geist und Herzen*, Pfarrer Nenninger nicht eine der *vorzüglichen Personen ihres Geschlechts* achten, hätte sie selber in Waltershausen nicht so anspruchsvolle Kost wie *die neuste Schrift von Kant* – „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ – zu sich nehmen können.

II. Am 27. Dezember 1791, noch nicht zwanzig Jahre alt, wurde Wilhelmine selbst in Weimar getraut. Ihr Mann war der Rat und Kammersekretär Carl Friedrich Gottlieb Kirms, ein Vetter von Franz Kirms, dem bewährten Gehilfen Goethes<sup>2</sup>. Das Paar wohnte im *Rath Jagemannischen*

<sup>1</sup> Bei einer dritten Erwähnung geht es um den Verkauf eines Gartens in der Bautzener Vorstadt 1799; doch ist diese Jahreszahl fraglich.

<sup>2</sup> Im Nachlaß von Franz Kirms (Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar) ist nichts, was ein Licht auf seinen Vetter würfe.

*Hause*, unmittelbar benachbart dem Vulpiusschen und dem Kirms-Krackowschen. Kirms war Beamtensohn, 1746 geboren und nach dem Studium der Rechte in Jena bei der Weimarer Kammer angestellt, aber nicht zu höheren Posten befördert worden. Bei der Heirat war er mehr als doppelt so alt wie seine Frau und seit längerem kränklich, auch hypochondrisch und von Todesahnungen heimgesucht. Davon spricht sein Testament vom 20. April 1792, worin er zugleich das Unglück seiner jungen Ehe bekennt:

*Auf den Fall, wenn ich, wegen meiner seit geraumen Jahren mich heimgesuchten – besonders aber, wegen meiner bekanntermaßen höchst unglücklichen Verheyrathung, seit einigen Monaten mir sehr beftig zusetzenden Kränklichkeiten, befürchten muß, plötzlich . . . versterben sollte . . .*

Die Satzform erweckt einigen Zweifel an der folgenden Bemerkung, er habe seinen letzten Willen *bey noch besitzenden vollen guten Verstandeskräften* aufgesetzt. Die einzige Bestimmung betrifft ein Legat von 500 Talern für seine *vormalige Hausbalterin*. Die junge Frau ist mit keinem Wort erwähnt.

Kirms starb denn auch schon am 7. Februar 1793. Seine Frau aber ging noch zu seinen Lebzeiten, wohl im August oder September 1792<sup>1</sup>, mit oder zu Charlotte von Kalb nach Waltershausen. Bei dem unerquicklichen Erbteilungshandel ließ sie sich von einem Hofadvokaten vertreten. Zwei Schwestern des Rats trugen auf Ausschluß der Witwe vom Erbe an, da sie ihren Mann verlassen, sich *überhaupt allen Pflichten der Ehe entzogen* und keine Kinder bekommen habe. Dagegen erhob ihr Anwalt Protest: sie habe unter allen Umständen Anspruch auf Anteil; außerdem sei sie nicht an den Zerwürfnissen schuld: nach der Akte des Oberkonsistoriums, an das sie sich gewandt habe, stand sie *unter einem unausstehlichen Druck und Behandlung*:

*sie konnte die Leiden nicht länger ertragen, sie mußte also richterliche Hülfe suchen, sie war also pars innocens, der Rath Kirms war pars nocens, welcher causam separationis an die Hand gab und die Rätbin Kirms bat bloß um Correction des Mannes und daß sie leidlicher gehalten würde.*

Die Oberkonsistorialakte ist nicht erhalten, in Abschrift vorhanden aber ein Gesuch der Witwe an das Gericht vom 25. Mai 1793. Es sticht von dem Kanzleistil der Eingaben des Anwalts so sehr durch Knappheit und durch Freimut des Tones ab, daß es von ihr selbst verfaßt sein dürfte, und sei daher in Anmerkung als das bisher einzige, was unmittelbar von

<sup>1</sup> Dieser Termin der Rückkehr Charlottens ergibt sich aus dem Briefe Dora Stocks an Charlotte Schiller vom 27. 8. 1792 (Charl. v. Schiller und ihre Freunde, Bd. 3, Stuttgart 1865, S. 6).

ihr zeugt, mitgeteilt<sup>1</sup>. – Ende August kam es zu einem Vergleich, nach dem die Rätin ein Fünftel der Erbschaft erhielt. Es waren 1738 Reichstaler: ein Betrag, mit dem sich immerhin ein paar Jahre leben ließ. Sie selber hatte gar nichts in die Ehe eingebracht.

Wieder kann nur eine Reihe von offenen Fragen hingestellt werden. Wir wissen nicht, wie sich die beiden in ihrer Ehe unbefriedigten Frauen, Charlotte von Kalb und die Rätin Kirms, kennengelernt haben; nicht, wo und wie das blutjunge Mädchen dem Hagestolz begegnet ist, dem es dann jenseits der Grenzen seiner Heimat die Hand reichte; auch nicht, warum die Ehe so tief unglücklich war. Lag es am Altersunterschied, an einem Gegensatz des Naturells, an Eifersucht und Tyrannei und Geiz des Mannes, am Verhalten der Frau? Vielleicht darin, daß man das Mädchen in diese Ehe gezwungen hatte, in die es sich dann nicht zu schicken wußte, wohl auch gar nicht schicken wollte? Nach der zweiten Äußerung Hölderlins möchte man halb zu solcher Annahme neigen und die Mutter für den Zwang verantwortlich machen. Jedenfalls muß es weit gekommen sein, wenn man den Weggang der Frau nicht als ungewöhnliche Gefühls-härte oder Leichtfertigkeit deuten will. Und jedenfalls verstand es der Mann nicht, sie bei sich heimisch zu machen und tiefere Erfüllung ihres Frauentums erfahren zu lassen. Daß Außenstehende nicht ihr die Schuld gaben, besagt das Verhalten Charlottens wie das Urteil Nenningers, der doch wohl von ihrer Vergangenheit wußte. Sie mag zudem in Erscheinung und Wesen etwas gehabt haben, das ihr die Herzen gewann.

Mit wem sie Anfang 1794 *versprochen* gewesen sein soll, ist nicht bekannt, ihre Stellung als *Gouvernante* in Meiningen nur durch Hölderlin bezeugt, ihre Brotherrschaft nicht ermittelt, der Zeitpunkt der Übersiedlung nicht überliefert, aber wohl erschließbar und vielleicht in Beziehung auf Hölderlin nicht unwichtig. Am 19. Januar 1795 war sie schon in ihrer neuen Stellung. Schwendler aber gedenkt – in zwei nachher noch heranzuziehenden Briefen – am 15. Februar 1807 an ihre *lange Trennung (über 12 Jahre)* und schon am 11. Februar 1800 an *ihren kurzen Aufenthalt in Erfurt*. Nun

<sup>1</sup> *Da, wenn über die Verabfolgung des mir von dem nachgelassenen Vermögen meines Ehemannes zustehenden vierten Theils, wie es den Anschein hat, ein Proceß entstehen sollte, verschiedene auf Handschriften ausgeliehene Capitalien unsicher werden, von diesen und anderen die Zinsen aufschwellen und noch andere für mich mit nachtheilige Folgen entstehen dürften, obnehin auch das Vermögen länger nicht ohne Aufsicht und Obsorge bleiben kann; So will ich unterthänigst bitten:*

*solches mit Zuziehung meines Actoris gerichtlich consigniren und zu dessen Verwaltung bis nach Austrag der Sache einen Procuratorem massae bestellen zu lassen.*

*Ich verspreche mir gnädigste Willfabrung und*

Waltershausen,  
bey Meiningen

Bin

Wilhelmine Mariane  
Wittwe Kirms, geb. Kemter.

schrrieb Charlotte, die ihren Sohn Fritz mit Hölderlin Anfang November 1794 nach Jena geschickt hatte, am 9. Dezember an Schiller einen alarmierenden Brief der Sorge um das Verhältnis zwischen Erzieher und Zögling, das ihr *keine Ruhige stunde mehr* lasse:

*ich werde also in wenigen Tagen von hier abreisen – und sobald ich nach Erfurth komme schicke ich Ihnen einen Expressen – melde Ihnen das ich krank wäre und nicht weiter reisen – könnte. – und bitte Sie inständigst – mit Holderlin u Fritz mich sogleich zu besuchen.*

Schiller erfüllte die Bitte nicht, und Charlotte kam Ende Dezember nach Weimar und Jena, zweifellos auf dem üblichen Weg über Erfurt. Da nun Schwendler im Februar 1807 ausdrücklich sagt, er habe die Kirms *über 12 Jahre* nicht gesehen, wird es wahrscheinlich, daß diese nach Erfurt noch mitkam und ihn dort bei dem *kurzen Aufenthalt* traf. Alles Weitere bleibt ungewiß. Ging sie auch noch kurz nach Weimar und Jena mit? Stand die Trennung von Charlotte schon vorher fest, oder kam sie plötzlich? Dies liegt näher, weil Charlotte sich erst in Weimar zu längerem Aufenthalte dort entschloß, wo sie ihre Gesellschafterin leichter entbehren mochte. Aber sträubte sich diese vielleicht ihrerseits, in die Residenz mitzukommen, die für sie mit so düstern Erinnerungen behaftet war? Oder war noch andres im Spiele? Wir wissen es nicht.

#### 4. Wilhelmine Marianne Zeis

*Die Nachrichten von unserer Frau Kirms waren mir äußerst angenehm. Sagen Sie ihr doch wie sehr ich Antheil an ihren Glück nehme, und daß ich mich noch oft und lebhaft an ihren kurzen Aufenthalt in Erfurt erinnere.*

So schrieb Ernst Schwendler der Hofrätin am 11. Februar 1800 in einem Briefe, von dem der Verfasser – zusammen mit den beiden früheren Äußerungen – zunächst nur die paar Zeilen als Auszug erhielt. Dieser bestätigte den freundlichen Verkehr der Kirms mit der Hofrätin. Die Wendung: *Sagen Sie ihr* erweckte den (unrichtigen) Eindruck, sie habe damals noch in Meiningen gelebt; ihr *Glück* mochte Aussicht auf eine neue Ehe sein.

Von da an schienen nun – mit Ausnahme des Zeugnisses am Eingang des 5. Abschnitts, das sich sehr früh fand – alle Quellen zu versiegen, schien sich das Leben der jungen Frau *von seltnem Geist und Herzen* ganz ins Dunkel zu verlieren. Erst als der Verfasser sämtliche Briefe Schwendlers zur Einsicht erhielt, fand sich darin die Kirms noch zweimal erwähnt. Am 18. Februar 1806:

*Einen schönen Gruß . . . an Mad<sup>me</sup> Kirms oder Zeiß eigentlich nun;*

am 15. Februar 1807:

*Grüßen Sie auch Madam Kirms recht schön, denn sie ist wirklich, die Kürze unserer Bekanntschaft u. die lange Trennung (über 12 Jahre) betrachtet, eine treue Freundin.*

*Kirms oder Zeiß*: die Wendung war zu prüfen an der Genealogie Zeis im Deutschen Geschlechterbuch (Bd. 87, 1935). Dort (S. 576) ist – ohne Datum und Hinweis auf ihre erste Ehe – Wilhelminens Heirat mit einem

Zeis und einiges über ihre Kinder vermerkt. Den folgenden Ausführungen liegen teils diese Angaben, teils Primärquellen zugrunde, die wesentliche Ergänzungen und Berichtigungen ergeben.

Wie erwähnt, wurde Wilhelmine im Februar 1797 in Dresden Patin des ersten Kindes, Isidore, ihrer Schwester Charlotte Sophie, die im Mai 1796 mit dem Ratsaktuar Ludwig getraut worden war<sup>1</sup>. Die Rätin lebte im September 1796 so gut wie sicher noch in Meiningen (s. Abschnitt 5). Kurz vor der Taufe kehrte sie wohl endgültig heim. Jedenfalls fand sie nun neuen Lebensinhalt. Am 8. Januar 1799 wurde sie in Dresden mit Christian Gotthelf Friedrich Zeis getraut, dem sie am 9. Januar 1800 einen Sohn August, am 11. Juli 1804 eine Tochter Agnese schenkte. Zu den abwesenden Taufzeugen des Sohnes gehörte die Hofrätin Heim, die also mit ihr auch nach ihrer Heimkehr in näherer Verbindung blieb. August starb schon am 7. März 1817 in Leipzig, wo er die Handlung erlernte. (Von der Tochter wird gegen Ende dieses Abschnitts kurz zu sprechen sein.)

Wes Geistes Kind war Wilhelminens zweiter Mann? Fand sie an seiner Seite die Heimat, die ihr beim ersten versagt war? Schwendlers Anteil an ihrem *Glück* ist doch wohl Wiederhall ihrer eigenen Worte an die Hofrätin. In welchem Maß aber mag ihr Wesen bestimmt, der geistige Impuls ihrer Jugend, den Hölderlin bezeugt, allmählich gelähmt worden sein durch den Lebensstil des bürgerlichen Beamtentums in Sachsen, zu dessen Schicht sie nun endgültig gehörte: durch satte Wohlhabigkeit?

Wir wissen es nicht. Es gibt jedoch Dokumente, die Einblick in Tradition und Lebensart der Familie Zeis vermitteln. Ähnlich wie die Familie Thielemann steht diese in verhältnismäßig hellem Lichte. Gotthelfs Ahnen waren seit der Reformation durch fünf Generationen hindurch Pfarrer in Sachsen gewesen; erst sein Vater (1731–1812) war „weltlich“ geworden, aber als Oberkonsistorialregistrator noch immer eng mit der Kirche verbunden. Gotthelf folgte ihm in der Verwaltungslaufbahn. Als ältester von fünf Brüdern am 10. September 1762 in Dresden geboren, besuchte er die Landeschule zu Grimma, studierte von 1781 an die Rechte zu Wittenberg und wurde spätestens 1789 Regierungsregistrator.

<sup>1</sup> Charlotte Kemter war mindestens seit 14. 1. 1795 mit Zeis, dem späteren Mann ihrer Schwester, bekannt und mag auch – doch das ist nicht erweisbar – die Begegnung der beiden vermittelt haben. Sie trug sich an jenem Tag in Dresden in sein Stammbuch ein. Die Schrift ist flüssig und gefällig, der Inhalt Zeugnis bürgerlicher, rationalistisch-empfindsamer Kultur; er ragt zwar nicht wesentlich über das Typische hinaus, mag jedoch wegen der Seltenheit von Zeugnissen aus Wilhelminens Umwelt, als Ersatz für einen Eintrag von ihr selbst, mitgeteilt sein:

*Als Mensch mit Menschen seine sittlichen Empfindungen ausbilden; fröhlich seyn mit den frohen, und mit den Bekümmerten trauren; In Freundschaft und reiner theilnahme sein Daseyn an das der andern ketten; ohne Selbstsucht sich zu der beßern Region des warmen Mitgeföhls emporschwingen; Ertheilt wohl reine Freude über die flüchtigen Momente dieses Lebens. – Sansft durch Freundschaft geleitet kommen wir dann unvermerckt zum Abende unserer Tage, und geben Friedlich vom Schauplatz ab, wie der Müde zur Ruhe.*

Der Einblick in Tradition und Lebensstil der Familie ergibt sich in erster Linie aus einem Dokument eigener Art. 1807, am 4. Juli, konnte der alte Zeis auf fünfzig Amtsjahre zurückblicken. Seine Söhne taten sich zusammen, für ihn das Jubiläum würdig zu gestalten. Als Ort ersahen sie den *bekanntem Reiseswitzschen Garten ohnweit dem Plauenischen Grunde*. Der Hauptregisseur aber, der dieses *Fest der Kindesliebe* entwarf und leitete, war Wilhelminens zweiter Mann. Er wurde auch der Schilderer des Tages in einer höchst ausführlichen *Relation, die eine Relation des Herzens fürs Herz* sein sollte<sup>1</sup>. Da ist schlechthin alles bedacht und aufgehoben: die Präliminarien, die anwesenden und die verhinderten Gäste, das Zeremoniell der Ehrungen, die Tischordnung, die gesungenen Lieder, die Reden und Trinksprüche, – nicht zu vergessen den ansehnlichen Weinkonsum. Das alles steht vor dem düstern Hintergrunde der Misere des Landes in dem Jahre nach der Schlacht bei Jena und Auerstedt. Der Schilderer gibt sich als Mann von „jovial“ aufgeräumtem Naturell, mit einiger Selbstgefälligkeit des geschickten Arrangeurs, loyal, gutbürgerlich und traditionsbewußt. In der Feier selbst aber lebt ungebrochen ein starker Patriarchalismus, der aus den Zeiten Klopstocks, Gellerts, Vossens und der Empfindsamkeit her stammt<sup>2</sup>, aber schon ins Biedermeierliche übergeht. – Das patriarchalisch getönte Traditionsbewußtsein der Familie wurde dadurch mitgeprägt, daß der alte Zeis ein naher Freund Gellerts gewesen war. Ein Eintrag des Dichters steht in seinem Stammbuch, das samt dem seines Sohnes Gotthelf erhalten ist. Ebenso befreundet war er seit den sechziger Jahren mit Gellerts junger Dresdener Korrespondentin Caroline Lucius, die 1774 den Pfarrer Gottlieb Schlegel in Burgwerben bei Weißenfels, einen näheren Verwandten Johann Elias Schlegels, heiratete und 1778 ein Trauerspiel ‚Duval und Charmille‘ schrieb. In dem regen Briefwechsel zwischen ihr und Gellert ist sehr oft von dem gemeinsamen Freund Zeis die Rede<sup>3</sup>. Die Pastorin blieb die *älteste und treueste Freundin des Vaters und der ganzen Familie*.

Solchermaßen reicht die sächsische Bürgerkultur des 18. Jahrhunderts an der Schwelle des Biedermeier in das Leben der Familie hinein, der die einstige *Freundin* Hölderlins seit 1799 angehörte. –

Nach einer Anmerkung von Gotthelf Zeis wohnte seine engere Familie damals vor Dresdens Toren auf dem Rittergute Potschappel, an dem er *Anteil hatte*. Dies lenkt zu Wilhelminens Leben zurück. Es ist rasch vollends nacherzählt.

Schon 1801 wurde Zeis mit dem Rittergute Dölitz am Berge belehnt, das er wohl bald wieder abstieß. Der Anteil an Potschappel beruhte auf einer „Societäts-Vereinigung“ der beiden adligen Besitzer mit Zeis und einem Vierten zur Erschließung der Kohlengruben dort. Zeis war mit einem Achtel beteiligt. Das Konsortium wurde 1809 aufgelöst und das Gut an einen andern verkauft, der seinerseits an Zeis 1808 das Rittergut Langenhennersdorf abtrat. Dieses wurde 1812 als Lehen an Wilhelmine gereicht: sie wurde so, wie einst ihre Mutter, Gutsherrin. 1820 verkaufte sie den Besitz

<sup>1</sup> Eine Familienfeier vor 135 Jahren. (Hg. von Friedrich Zeis.) In: *Zeiß-Blätter*, 7. Jg., 1941, S. 305–328.

<sup>2</sup> Fast gespenstisch mutet die Anwesenheit der Frau des Landrentmeisters Weise an: ihr erster Mann war – Gottsched gewesen, damals seit mehr als vier Jahrzehnten tot. – Wie zu erwarten, spielt auch Wilhelmine mit ihren zwei Kindern in der Feier die ihr zugedachte Rolle.

<sup>3</sup> Briefwechsel Chr. F. Gellert's mit Demoiselle Lucius. Hg. von Friedrich Adolf Ebert. Leipzig 1823.

weiter. Die Transaktionen lassen darauf schließen, daß das Ehepaar verhältnismäßig wohlhabend war, – wohl auch darauf, daß die Interessen des Mannes größtenteils außerhalb seines Berufes lagen. 1815 wurde er denn auch entlassen, wegen Vernachlässigung seiner Dienstgeschäfte und wegen der durch Sachsens Teilung notwendig gewordenen Kanzleireduktion. Einige Jahre danach wurde er doch wieder Beamter: Oberlandgerichtsregistrator in dem nunmehr preußischen Naumburg. Dort starb er am 17. Dezember 1839.

Und seine Frau? Bis heut ist nicht bekannt, wann sie gestorben ist und wo sie ruht. Ihr Leben birgt nach dem ersten Rätsel, das die Ehe mit Kirms aufgibt, und einem zweiten – das dem 5. Abschnitt vorbehalten sei – an seinem Abend noch ein drittes. Während der Registrator in den Naumburger Melderegistern, die 1826 einsetzen, schon in diesem Jahre vermerkt ist, wird seine Frau erst später und für sich eingetragen; von ihr heißt es ausdrücklich: *Zugezogen 12. 4. 1828*, und: *Den 16. 4. 36 nach Triest gezogen*. Der Vermerk klingt nach dauernder Entfernung. Anscheinend ist also Wilhelmine weder gleich mit ihrem Mann nach Naumburg gekommen noch bei ihm bis zu seinem Tode geblieben. War im Lauf der Jahre auch ihre zweite Ehe brüchig geworden? Oder liegt der Schlüssel im Lebensweg der 1804 geborenen Tochter Agnese? Diese wurde – nach dem Geschlechterbuch – „Musikünstlerin“ und war in Dresden Schülerin Carl Maria von Webers<sup>1</sup>; sie trat dann in Paris auf und wurde die Frau eines Konsuls L'asseur. Gerne wüßte man, ob ihre Musikalität ein Erbteil der Mutter war. Ihr Meister starb 1826; 1828 ging ihre Mutter nach Naumburg: es wäre immerhin denkbar, daß sie in Dresden blieb, um mit der Tochter in der Zeit ihrer künstlerischen Ausbildung zu leben, bis Agnese ihr Glück in Paris versuchte. Es wäre ferner denkbar, daß Triest 1836 der Dienstsitz des Konsuls L'asseur war und daß es die Mutter, aus irgendeinem Grunde, wieder zu der Tochter zog<sup>2</sup>. Dann wäre der letzte Einschnitt in ihrem Leben eine Folge mütterlicher Liebe. Eine solche Deutung muß jedoch unverbindlich bleiben.

So verliert sich denn doch – wenn auch viel später als es anfänglich schien – das Leben der *Freundin* des Dichters ins Dunkel. Vielleicht könnten manches die Briefe aufhellen, die sie nachweislich von der Heimat aus öfters der Meininger Hofrätin schrieb (diese starb erst 1835). Wenn sie es tat, so wird sie wohl in Dankbarkeit an ihr gegangen haben. Aber was sie ihr früher einmal, mündlich, aus schwerem Herzen vertraut haben mag,

<sup>1</sup> In den Biographien des Komponisten und den gängigen Musiklexika hat der Verfasser den Namen der Agnese Zeis (L'asseur) nicht gefunden. Doch ist ein Stich von ihr in der Sammlung der Veste Coburg.

<sup>2</sup> In der Tat wird L'asseur in einer Zeisschen Stammtafel vom Jahr 1842 als „Konsul in Triest, später in Haiti“ bezeichnet.

und ob ihr die zweite Hälfte ihres Lebens einen Schatten zu bannen half, den ihre Vergangenheit warf: darüber wird es vielleicht niemals Aufschluß geben. –

Die Geduld des Lesers, der füglich etwas über Hölderlin zu erfahren verlangt, mag sich durch die notgedrungen mehr fakten- und umweltbestimmte als deutungssichere Skizze dieses Lebens, das sich doch nach kurzer Berührung unwiederbringlich von dem des Dichters entfernte, über Gebühr belastet fühlen und an dem offenen Schlusse zum Unmut geraten sein.

Es ist das Leben einer Frau, die vielleicht mit dem Dichter durch ein Geheimnis verbunden war.

## 5. Louise Agnese

*1796 d 20 September. Nachmittag um 2 Uhr starb an den Blattern der verwittibten Frau Rätbin Maria Wilhelmina Kirms von Meißen gebürtig eine Tochter Louise Agnese 1. Jahr 9. Wochen 5. Tag alt und wurde d 21 7. br Abends um 6. Uhr durch die Ammefrau auf den Gottesacker getragen.*

So steht es im Sterberegister der Hofkirche zu Meiningen. Die Identität der Mutter ist fraglos. Ihr erster Mann war seit Februar 1793 tot. Ein außer-, ein nacheheliches Kind also<sup>1</sup>. Sein anderer Vorname ist derselbe wie neun Jahre später der von Wilhelminens Tochter zweiter Ehe. Es muß Mitte Juli 1795 zur Welt gekommen sein. Die genaue Altersangabe kann wohl nur auf die Mutter selbst zurückgehen: sie lebte also im September 1796 noch in Meiningen und hatte das Kind nicht etwa dort in fremden Händen gelassen. Nach der Stelle des Eintrags hat sie noch zur Hofkirchengemeinde gehört, also wohl in einer Familie aus den Hofkreisen gelebt, vielleicht gedient. Aber die Geburt und Taufe des Mädchens ist in den Taufbüchern der drei Meininger Kirchen von damals nicht eingetragen. Vermutlich begab sich die Mutter zur Niederkunft an einen stillen, kleinen Ort in Thüringen oder Franken, vielleicht auch in ihre sächsische Heimat.

Der Taufeintrag hat sich jedoch in keinem der sächsischen, thüringischen und fränkisch-ritterschaftlichen Orte finden lassen, die dem Verfasser nach seiner Kenntnis personaler Zusammenhänge in Betracht zu kommen schienen. Eine besondere Rolle spielte in den Überlegungen die ausgebreitete Freund- und Verwandtschaft der Hofrätin Heim und ihres Mannes um Meiningen herum. Wie eingangs erwähnt, wird wohl

<sup>1</sup> Nach den Kirchenbüchern grassierten die Blattern im Herbst 1795 in Meininger Kinderstuben. – Die Bestattungsart war damals nicht ungewöhnlich; im selben Sterberegister vom Jahre 1796 steht dieselbe Formel vielmals auch für die Beerdigung ehelicher Kinder.

nur noch ein glücklicher Zufall weiterhelfen können. Bei den damaligen Verhältnissen muß mit einer Tarnung der Mutter durch einen andern Namen gerechnet werden; die Vornamen des Kindes allerdings können nicht wohl falsch eingetragen sein<sup>1</sup>.

## 6. Erwägungen und mögliche Folgerungen

Der Verfasser ist sich des Sprunges von dem offenen Schlusse des vorigen Abschnitts zu diesem letzten wohl bewußt. Aber der Biograph Hölderlins muß sich, sofern er die Lebensereignisse mit der Existenz des Dichters und ihrer Problematik in Verbindung zu bringen bemüht ist, notwendig der Situation stellen, die zum einen durch die ruhigen, aber hintergründigen Äußerungen Schwendlers, zum andern durch die dem Namen Louise Agnese anhängende Geschichte gegeben ist. Die Frage, die sich daran knüpft, kann vorläufig nicht auf dokumentarischem Grund und daher nicht eindeutig beantwortet werden. Es bleibt daher nichts als so besonnen wie möglich einige Äußerungen und Umstände, die von Bedeutung sein könnten, herzuholen und abzuwägen.

1. Der nächstliegende Umstand ist schon im 2. Abschnitt ausgeführt, muß aber nun nochmals bedacht werden. In dem Meiningener Bekanntenkreise *der Kirms* ging ein „on dit“ um, das den Hofmeister und die Gesellschafterin Charlottens in eine von Schwendler nicht offen benannte Verbindung brachte. Die „Eingeweihten“ nahmen später an, es müsse dem Dichter peinlich sein, daran erinnert zu werden. Es ist schwerlich denkbar, daß sich die Nachrede auf etwas anderes bezogen haben sollte als auf die Geschichte, die durch den Namen Louise Agnese bezeichnet ist. Aber ein solches Gerücht braucht nicht Wahrheit zu sein.

2. Hölderlins zweite Äußerung über die *Freundin* in Waltershausen klingt so lauter und unbefangen, daß man glauben möchte, sie strafe von selbst jenes „on dit“ Lügen.

3. *Die Höllengeister, die ich aus Franken mitnahm*<sup>2</sup>: so kennzeichnet der Dichter in glücklichen Monaten rückblickend die letzte Zeit seines Aufenthalts in Waltershausen vor der Übersiedlung nach Jena, die vermutlich Anfang November 1794 stattfand. Man konnte bisher in dieser Andeutung nur die heillose Zerrüttung des Verhältnisses zu seinem Zögling gemeint sehen. Das hat nach wie vor vieles für sich. Es wäre jedoch die Frage, ob sich *die Höllengeister* auch in ein anderes menschliches Verhältnis des Dichters eingedrängt und es – nach seiner Selbstdeutung wenigstens – vergiftet hatten.

4. *Er ist einer von den wenigen Menschen, die mich eigentlich kennen; und das ist ihm sehr leicht geworden, denn er sah mich in Jena fast alle Tage, an Leib und Seele im höchsten Negligee.*

<sup>1</sup> Wie unsicher in solchen Fällen – auch in denen von Bürgerlichen – die Kirchenbücher von damals sind, zeigt der Fall von Lucka bei Leipzig: dort ist 1793 als Mutter eines am 3. November geborenen und getauften Knaben Wilhelm Julius angegeben: *Madame Julie Krantz, verehelicht mit Herrn Julius Krantz, Speditions- und Handelsberrn auf Reisen, als eine aus Hamburg sich hier eine Zeit aufhaltende Person.* In Wirklichkeit waren die Eltern der französische Leutnant Jean-Baptiste Dubois-Crancé und – Caroline Böhrner geb. Michaelis aus Göttingen, die nachmalige Frau A.W. Schlegels und Schellings. Vgl. dazu: *Familie und Volk* 4 (1955) S. 169.

<sup>2</sup> StA 6, Nr. 128 Z. 35 f.

So schreibt Hölderlin seiner Schwester nach Blaubeuren im Februar 1797 über seinen Landsmann, den Mediziner Johann Caspar Camerer, der sich 1796 dort niedergelassen und 1795 mit ihm seiner Fortbildung wegen in Jena geweiht hatte<sup>1</sup>. Camerers Nachlaß hat sich leider nicht auffinden lassen. Er muß – vielleicht auch als angehender Arzt – tiefen Einblick in Hölderlins seelische Verfassung in Jena gehabt und mag daher auch manches von den Gründen seiner Flucht nach Hause im Frühsommer 1795 gewußt haben. Für diese sind sehr verschiedenartige Motive geltend gemacht worden; am vollständigsten hat sie Hans Heinrich Borchardt diskutiert und kombiniert<sup>2</sup>. Es wäre nun die Frage, ob dabei die Geschichte mit dem Kind Louise Agnese eine wesentliche Rolle mitgespielt haben könnte. Darauf gibt es keine gültige Antwort, sofern man nicht in unzulässiger Weise eine Voraussetzung, die erst sicher zu begründen wäre, als gegeben annehmen will. Immerhin wäre es denkbar, daß Hölderlin erst im Frühsommer 1795 von dem Zustand seiner einstigen *Freundin* Nachricht erhalten und diese seinen Wunsch, von Jena wegzukommen, ins Übermächtige entwickelt hätte. Man braucht dann gar nicht an verantwortungslose Flucht vor der Verantwortung zu denken, die sich da plötzlich vor ihm auftat. Es mag ebenso wohl ein tiefwirkender, besinnungslähmender „Choc“ gewesen sein, der ihn auf die „Fluchtreise“ trieb, – ähnlich wie ihn sieben Jahre später die Nachricht von Diotimas Tod zur Flucht von Stuttgart in die Geborgenheit des mütterlichen Hauses getrieben haben dürfte<sup>3</sup>. Hölderlin war nicht ein Mensch, der eine solche Sache vitalistisch hinter sich werfen konnte (vgl. Punkt 6), – so wenig wie er sein Fiasko als Erzieher, an dem er doch die geringste Schuld trug, einfach abtun konnte. Er war, um so etwas zu verwinden, angewiesen auf den Prozeß der Erneuerung seines Lebens und Lebensgefühls.

Bei diesem vorsichtigen Deutungsversuche darf nicht verschwiegen werden, was dagegen spricht: in dem erwähnten Brief an Hegel (Punkt 3)<sup>4</sup> spricht Hölderlin, was seinen Weggang von Jena betrifft, nur von den *Luftgeistern, mit den metaphysischen Flügeln*, die ihn von dort geleiteten; bald nach der Heimkehr reut ihn sein voreiliger Schritt, und vor Schiller begründet er ihn mit der allzu bedrückenden Nähe des Meisters<sup>5</sup>.

*5. Wenn daß Schicksaal auf eine ebrenvolle Art Dich weiter ruft, und es seyn muß so folge, Doch rabte ich Dir und warne Dich für eines. Kehre nicht dahin zurück, woher Du mit zer-*

<sup>1</sup> StA 6, Nr. 137 Z. 10–13. Über Camerer s. die Erläuterung zu Nr. 91 Z. 55.

<sup>2</sup> Schiller und die Romantiker, Stuttgart 1948, S. 111–144; dazu vgl. HJb. 1950, S. 154–162.

<sup>3</sup> Vgl. HJb. 1950, S. 92 f.

<sup>4</sup> StA 6, Nr. 128 Z. 36 f.

<sup>5</sup> StA 6, Nr. 108 Z. 14–18 und Nr. 102.

rissnen Gefühlen in meine Arme Dich gerettet. – Ich muß Dir nur gestehen es hat mich ein wenig erschreckt, daß Du schreibst Du wollest, in einem gewissen Falle dem Rabt und Ausspruch von Schiller folgen. Wird er nicht suchen Dich in seine Nähe zu bringen? – . . . Wenn es einst so wäre, O! dann gedenke der Liebe! und ihrer unzähligen Qualen!

So flehentlich warnt Susette Gontard am 31. Oktober 1799 den Freund. Im Dezember erklärt sie ihm dann ihre *Abneigung*<sup>1</sup>:

wovon Du mir schreibest habe ich auch nicht die leiseste Abndung gehabt . . . Alles kommt eben daher, weil Weimar nur eine halbe Tagereise von Jena ist. Ich kam diesen Sommer (in Weimar) zufällig in das Haus einer Dame . . .; ich glaube diese Wohnung kann Dir nicht unbekannt seyn. Nun hörte ich vor einiger Zeit . . ., daß Schiller diesen Winter nach Weimar in dieses Haus ziehen würde. Du könntest doch nicht umbin ihn zu besuchen, es könnte Dir wohl nicht angenehm seyn, und was ich dabey empfinden würde, fühlte ich genung an meinem hochklopfenden Herzen als ich zufällig einige Stunden dort zubrachte. . . . Ich weiß es wohl, vor dem hohen Ideal der Liebe, gelten solche Schwachheiten nicht und verdienen Verdammung, aber vor der Menschlichen Empfindung der Liebe! Schonung – Du verstehst mich! – –

Man hat daraus Eifersucht auf Charlotte von Kalb entnommen. Bis jetzt ist kaum eine andere Erklärung möglich. Aber wir wissen ja gar nichts von einer leidenschaftlicheren Gefühlsbindung Hölderlins an Charlotte, woraus er einst mit *zerrißnen Gefühlen* in Diotimas Arme sich *gerettet* hätte. Deren Worte bekämen vielleicht lebendigeren Hintergrund, wenn sie sich auf ein anderes, dunkleres Verhältnis bezögen, von dem ihr der Dichter einmal in stiller Stunde, sich selbst erleichternd, berichtet haben müßte. Susette Gontard hätte dann allerdings gar nicht weiter unterschieden zwischen Hölderlins Aufenthalt in Waltershausen, dem kurzen in Weimar Anfang 1795 und dem in Jena. Bei ihr wäre wohl eine solche Vereinfachung aus räumlicher und zeitlicher Ferne verständlich.

6. Ich hab' in meiner schönsten Lebenszeit so manchen lieben Tag vertrauert, weil ich Leichtsin und Geringschätzung dulden mußte, so lange ich nicht der einzige war, der sich bewarb. Nachbar fand ich Gefälligkeit und gab Gefälligkeit, aber es war nicht schwer zu merken, daß mein tieferer Anteil in dem unverdienten Leiden, das ich duldete, erloschen war. Mit dem dritten Jahre meines Aufenthalts in Tübingen war es aus. Das Übrige war oberflächlich, und ich hab' es genug gebüßt, daß ich noch die zwei letzten Jahre in Tübingen in einem solchen interesselosen Interesse lebte. Ich hab' es genug abgebüßt durch die Frivolität, die sich dadurch in meinen Charakter einschlich, und aus der ich nur durch unaussprechlich schmerzliche Erfahrungen mich wieder loswand. Das ist die reine Wahrheit.

So schrieb Hölderlin aus Frankfurt Anfang 1798 seinem Bruder<sup>2</sup>, durch den Elise Lebret, seine Tübinger Liebe, ihre Briefe zurückverlangt hatte. Der Rückblick auf die Beziehung von einst reicht eigenartig über deren Ende hinaus. Es ist das einzige Mal in Hölderlins Briefen, daß er

<sup>1</sup> Die Briefe der Diotima, hg. von Karl Viëtor. Insel-Bücherei Nr. 455 (51.–57. Tausend: 1954), S. 44 und 50.

<sup>2</sup> StA 6, Nr. 152 Z. 88–100.

von *Frivolität* als einem Zug in seinem *Karakter* spricht, – einem Zuge, den er *nur durch unaussprechlich schmerzliche Erfahrungen* überwunden habe. Welche Erfahrungen? Soviel der Verfasser sehen kann, ist es bis jetzt schlechterdings nicht möglich, dieses von tiefem Ernst beschwerte Bekenntnis auch nur leidlich konkret auf halbwegs bestimmte Erlebnisse oder Situationen, Verfassungen oder Stimmungen Hölderlins zu beziehen. Und doch ist es *die reine Wahrheit!* Es bekäme einen sehr lebendigen, und ergreifenden, Hintergrund, wenn es auf die Geschichte der Gesellschafterin bezogen werden könnte. Es wäre dann ein einmaliges, aber machtvolles Bekenntnis strenger Selbstdeutung und würde ungefähr besagen: der *Leichtsinn* und die *Geringschätzung*, die der Dichter in Tübingen zuerst erfuhr, die *Gefälligkeit*, die er dort später  *fand und gab*, die Oberflächlichkeit, in die sein Verhältnis zu dem Mädchen dort hineingeriet: all das verführte ihn am nächsten Orte seines Lebensweges dazu, seine Beziehung zur Frau einmal leichter, „frivoler“ zu nehmen als es seinem Wesen an sich gemäß und auf die Dauer tragbar war. Das Erwachen aus solcher *Frivolität* war dann eben *nur durch unaussprechlich schmerzliche Erfahrungen*, die wirkliche Befreiung davon erst durch die Begegnung mit einem Wesen wie Diotima möglich. Vielleicht erhielt von hier aus auch die Einzigartigkeit eben dieser Begegnung einen dunklen, aber sehr bewegten Hintergrund.

Dieser sechste und letzte Punkt ist vielleicht der bedenkenwerteste. Das schwerwiegende Bekenntnis deutet nochmals darauf hin, daß es Hölderlins Natur nicht möglich war, Dinge, die ihm böse zustießen und ihn mit sich selber – mit dem, was er einmal in Waltershausen *edleres Selbst*<sup>1</sup> und so oft den *Gott in uns* nennt – uneins machten, in der Weise des Vitalisten einfach von sich abzutun.

*Höllengeister* in Waltershausen, *höchstes Negligee* Leibes und der Seele in Jena, *Frivolität*, die sich einmal in seinen Charakter einschlich und darin auswirkte: sofern all das auf die Sache mit der Gesellschafterin Bezug haben sollte, lägen darin Elemente einer jeweils rückblickenden Selbstdeutung, die zum Selbstgerichte wird. Es ist dann wohl müßig, nach der Berechtigung eines solchen Selbstgerichtes zu fragen, weil es eindeutige Antwort darauf nicht gibt, weil wir das innere Verhalten des Dichters in der Begegnung mit der jungen Frau, den Grad der Stärke seiner Betroffenheit von Eros in dieser Begegnung nicht kennen. Wohl aber mag ohne forcierten Modernismus erwogen werden, ob nicht für den Betrachter über all jenen Urteilen des Dichters selbst ein anderes stehen dürfte: die Auffassung nämlich, daß er in dieser Begegnung, wohl zum einzigen Mal

<sup>1</sup> StA 6, Nr. 80 Z. 26.

in seinem Leben, in vollem Maß und ohne Vorbehalt, ohne Scheidung eines spirituellen und eines sinnlichen Bereiches, das Wagnis der Liebe einging, das immer zum Wesen und Schicksal des Menschen gehört und ihn zu seinem eigentlichen Menschsein reifen lassen soll<sup>1</sup>. Ob er das Wagnis ganz bestanden, ob er die volle Verantwortung für das Du, dem er sich verband, aufgebracht und durchgetragen hat, ist dann eine andere Frage. Der Dichter selbst hat sie vielleicht verneint. Aber: ist es Zufall, daß eigentlich erst nach seiner Rückkehr von Jena, und mit dem Eintritt in Frankfurt, in seinem Denken und Dichten ganz schlackenlos eine Lauterkeit waltet, die im Bündnis mit höchster Vollmacht dichterischen Wortes die reinsten lyrischen Gebilde deutscher Sprachkunst gezeitigt hat? Diese Lauterkeit mag ebenso Frucht der Überwindung vorübergehend eingeschlichener, als gefährlich empfundener *Frivolität* – *durch unaussprechlich schmerzliche Erfahrungen* – wie Frucht der Begegnung mit Diotima sein, deren *beilig Wesen* solche Lauterkeit dem Dichter darlebte.

Nochmals: all diese Erwägungen und Kombinationen müssen vorläufig unverbindlich bleiben. Der Verfasser glaubte sie vorurteilslos unbefangen anstellen zu müssen; er bedauert jedoch selber am meisten, den Leser, der ihm in den Mittelabschnitten langhin durch entlegenes biographisches Gestrüpp gefolgt ist, an einem vorläufigen Aussichtspunkt entlassen zu müssen. Verpflichtend war allein der Versuch, eine Wirklichkeit im Leben des Dichters, und damit vielleicht einen dunklen Hintergrund seiner strahlend reinen Dichtung seit dem Eintritt in Frankfurt, zu erhellen.

<sup>1</sup> Auf Grund der beiden im 1. Abschnitt zitierten Äußerungen Hölderlins hat Paulo Quintela vermutet, die Freundschaft mit der Gesellschafterin sei „die erste und einzige konkrete Liebeserfahrung seines Lebens“ gewesen (A vida e a poesia de Hölderlin, Coimbra 1947, S. 199 ff.).

## EINE PERSONALBESCHREIBUNG VON HÖLDERLIN UND DIE FRAGE SEINES WEGES NACH BORDEAUX

VON  
ADOLF BECK

1955 konnten die Mitglieder der Hölderlin-Gesellschaft das damals eben erschienene Büchlein von Armin Renker, 'Hölderlins Schatten', erhalten: reizvolle Impressionen vom „Erlebnis einer Reise“, Träume auf den Spuren des Dichters, der auf seiner letzten, weitesten Wanderschaft *die traurige einsame Erde* und *die Hirten des südlichen Frankreichs* sah und sich durch *das gewaltige Element, das Feuer des Himmels und die Stille der Menschen, ihr Leben in der Natur, und ihre Eingeschränktheit und Zufriedenheit* . . . *beständig ergriffen* und schließlich, *wie man Helden nachspricht*, . . . *von Apollo geschlagen* fühlte<sup>1</sup>.

Ergreifende Andeutungen, – ein großartiger *Totaleindruck*<sup>2</sup>, eine hinreißende Skizze zu einem nicht ausgeführten Bilde. Es ist wohl begreiflich, daß sie zu poetischer Weiterführung locken mochte, und zugleich zur Rückführung des *Allgemeinen* auf *Besonderes*, der Vision auf Wirklichkeit, zur Konkretisierung dessen, was Hölderlin eben nur als *Totaleindruck* vermittelt, was er beschwört, nicht beschreibt. So geleitet Renker den Leser seines Büchleins dem einsam wandernden Dichter nach durch das ebenso einsame, „romantische“ Tal des Tarn. Der Fluß entspringt bei Sainte-Enimie in den Bergen der Cevennen, den südlichen Nachbarn der Monts Dômes in der Auvergne; er durchpflügt zwischen Florac und Millau – eine Strecke von etwa 50 km – in cañon-artigen Schluchten die Kalkschichten dort, berührt das altberühmte Albi und geht, seinem Gesamtlaufe nach, in großgeschwungenem Bogen von Nordosten weit hinab nach Südwesten, dann nach Westen und Nordwesten, um bei Moissac mit seiner romanischen Benediktiner-Abtei in die Garonne zu münden, die nach Bordeaux führt, dem Ziele des Dichters im Januar 1802<sup>3</sup>.

Hölderlin wollte von Straßburg dorthin ursprünglich über Paris, ging aber dann über Lyon. In dem Aufsatz: 'Zu Hölderlins Rückkehr von Bordeaux'<sup>4</sup> suchte der Verfasser auch gewisse Umstände der Hinreise,

<sup>1</sup> An Böhlendorff, November 1802 (StA 6, Nr. 240 Z. 2-10).

<sup>2</sup> An Neuffer, 28. 4. 1795 (Nr. 99 Z. 15 f.).

<sup>3</sup> Eindrucksvolle Photographien der Tarn-Schluchten und der genannten Orte: Martin Hürliemann, Frankreich, Zürich 1951, S. 112, 116, 123-126, 140.

<sup>4</sup> HJb. 1950, S. 72-94.

und besonders den Grund dieses ungewöhnlichen, beschwerlichen Weges, zu klären. Er meinte, dieser sei dem Dichter in Straßburg nicht, wie er der Mutter am 9. Januar 1802 mitteilte<sup>1</sup>, von der Obrigkeit . . . angerathen, sondern aus allgemeinen Gründen innenpolitischer Vorsicht vorgeschrieben worden. War dem so, dann wurde er vermutlich angewiesen, sich unterwegs zu melden, mindestens in Lyon. Probehaltiger wandte sich der Verfasser daher ans Archiv des Département du Rhône. Dank der Umsicht und Hilfe des Herrn Direktors, Mr. R. Lacour, fand sich das Gesuchte im Stadtarchiv. In dem Paßkontrollbuch steht die folgende Meldung und Beschreibung, nach einem Vordruck im üblichen Schema, doch sehr genau:

18622

Du

*Hoelderlin (J<sup>n</sup> Chrestien Fic) nativ de Lauffen, profession homme de lettre muni d'un Passe-port de Strasbourg Département d* pour aller à *Bordeaux Département d* et partir dans 4 jours, logé *hôtel du Commerce, rue St. Dominique, N<sup>o</sup>.* agé de 32 ans, taille d'un metre 766 millimetres, cheveux et sourcils *chat<sup>e</sup> yeux bruns nez moyen bouche petite menton rond front couvert visage ovale.*

Et a signé. Johann Christian Friederich Hölderlin.

Der eigenhändige Namenszug am Schluß ist deutsch geschrieben<sup>2</sup>: das fällt in der gegebenen Situation eigentlich auf und mag vielleicht ganz stille Spiegelung des ergreifenden Bekenntnisses beim schmerzlichen Abschied von der Heimat sein: *was hab' ich lieberes auf der Welt? Aber sie können mich nicht brauchen. Deutsch will und muß ich übrigens bleiben . . .*<sup>3</sup>. – Reizvoll ist auch, daß schon in der Beschreibung mehreres mit größerem Kiel (in der Wiedergabe durch große Schrägschrift hervorgehoben) unverkennbar von dem Fremden selbst geschrieben ist, und am reizvollsten, daß er sich ausdrücklich *homme de lettre* nennt. In dem Paß für die Rückreise von Bordeaux, wo er sich übrigens mit lateinischer Schrift unterzeichnet, gibt die Behörde als Beruf an: *instituteur*<sup>4</sup>.

Es ist nun die dritte behördliche Personalbeschreibung, die wir be-

<sup>1</sup> Nr. 237 Z. 21f.

<sup>2</sup> In der Wiedergabe hier sind die vorgedruckten Wörter in Geradschrift, die Einträge des Beamten in kleiner, die Hölderlins in großer Schrägschrift, der eigenhändige Namenszug endlich in deutschen Lettern gedruckt. Die Ziffer oben links ist wohl von dritter Hand.

<sup>3</sup> An Böhlendorff, 4. 12. 1801 (Nr. 236 Z. 85–87).

<sup>4</sup> Mit Abbildung veröffentlicht von Irene Koschlig-Wiem, Hölderlin in Bordeaux. Atlantis 1943, H. 6, S. 177.

sitzen. Alle drei stammen vom selben Jahre. Die erste steht eben in dem Paß für die Rückreise vom 10. Mai 1802, die zweite in dem, der am 28. September für Hölderlins Reise nach Regensburg in Nürtingen vom Oberamt ausgestellt und von seinem Stiefbruder Karl Gok, dem Schreiber dort, ausgefüllt wurde<sup>1</sup>. Beide stimmen in den Hauptzügen mit der neuentdeckten überein<sup>2</sup>.

Mit dem Fund des Eintrags in Lyon war die vorhin rekapitulierte Auffassung bestätigt. Aber die Erhebung dort galt zugleich als Probe. Dahinter stand die Frage der genauen Route von Straßburg nach Lyon und von da nach Bordeaux: die Frage, was der Dichter im Vorbeigehn unterwegs gesehen, wenn auch nicht beschreibend oder dichtend aufgehoben habe. Glückte es in Lyon, so ließ sich denken, in Form analoger Einträge werde sich sein Weg von einer Station zur andern – am ehesten in den Hauptstädten der Départements, durch die er kam – verfolgen lassen. Dabei wurde die Möglichkeit bedacht, daß hie und da zwei Wegesrecken in Frage kämen. Diese Rechnung ist nicht aufgegangen. Von den Départements- und Stadtarchiven, an die sich der Verfasser wandte, liefen, wenn überhaupt, nur „Fehlanzeigen“ ein. An den meisten Orten ist das Material aus der fraglichen Zeit nicht erhalten. Das letzte Wort ist aber wohl noch nicht gesprochen. Persönlicher Augenschein war dem Verfasser bislang nicht möglich<sup>3</sup>.

Von den Eindrücken seiner Hinreise vermittelt Hölderlin im Brief sehr wenig, im Gedichte gar nichts. Es mag daher als müßig erscheinen, seinen Weg zu verfolgen, und soll denn auch davon abgesehen werden, die Landschaften und Kulturstätten, durch die er vermutlich oder sicher kam, ausführlicher beschreibend, etwa mit Hilfe der zahlreichen zeitgenössischen Reisebücher, zu vergegenwärtigen.

Wie Hölderlin der Mutter mitteilt, war *die lange Reise* von Straßburg nach Lyon – vom 30. oder 31. Dezember 1801 bis zum 9. Januar 1802 – u. a. *durch Überschwemmungen* behindert, jedenfalls *ein beschwerlicher, und erfahrungsreicher Weg*<sup>4</sup>. Wohl sicher hielt er sich auf der üblichen Route, die über Schlettstadt, Kolmar, Isenheim – Grünewald war noch nicht

<sup>1</sup> Abbildung 24 in: Die Bildnisse Hölderlins, hg. von Otto Gütter (Veröffentlichungen des Schwäb. Schillervereins 12, 1928).

<sup>2</sup> Der Bordeleser Paß gibt die Größe mit 1,75 m, der Nürtinger nur ungefähr mit 6. F(uß) an; beide sprechen von *boher Stirne*, jener von langer, dieser von *gerader Nase, rothlichen Wangen, . . . braunem Bart* und *breiten Schultern*.

<sup>3</sup> Antwort liegt vor aus Kolmar (Dép. Haut-Rhin), Mâcon (Saône-et-Loire), Clermont-Ferrand (Puy-de-Dôme), Limoges (Haute-Vienne), Tulle (Corrèze), Périgueux (Dordogne).

<sup>4</sup> Nr. 237 Z. 5–8.



entdeckt – und Belfort nach Besançon, von da dem Laufe des Doubs und der Saône folgend über Dôle, Chalon und Mâcon führte<sup>1</sup>. Gelegentliche verheerende *Überschwemmungen* der Saône erwähnt der Reiseschriftsteller Aubin-Louis Millin<sup>2</sup>. In den Reiseberichten wird regelmäßig die Schönheit des Saõnetals geschildert und gepriesen. Hölderlin mag davon, mitten im Winter und bei schlechter Witterung, nur schwachen Eindruck bekommen haben. In guter Jahreszeit fuhr man am liebsten und bequemsten mit der Diligence d'eau, oft mitten in heiterem Volkstreiben, den Fluß hinab; ob sie auch Winters ging und von Hölderlin benutzt wurde, steht dahin<sup>3</sup>.

Wichtiger ist der Weg von Lyon nach Bordeaux. Hölderlin hat, wenn nicht die ganze, gegen 600 km betragende Strecke, so doch den größeren Teil zu Fuß zurückgelegt und sich als Landfremder an eine Poststraße gehalten: das darf mit Zuversicht angenommen werden. Damit fällt die Vermutung<sup>4</sup> dahin, er habe Vienne, die Hauptstadt der spätrömischen Gallia Viennensis und des altburgundischen Reiches an der Rhône südlich von Lyon, berührt und sich an den Antiken dort begeistert. Die Poststraße führte, wie die heutige Route Nationale 89, von Lyon unmittelbar westwärts durch das Bergland des Beaujolais, über die Niederung der oberen Loire, die Monts du Forez und den Allier nach dem alten, düsteren Clermont am Nordhang der Auvergne. Dieser Abschnitt dürfte gesichert sein, fraglich dagegen der Weiterweg, für den sich zwei oder gar drei Möglichkeiten boten. So gut wie ausgeschlossen ist der durch das Quellgebiet der Dordogne südwärts über Mauriac nach Bretenoux, von da westwärts der Dordogne entlang über Bergerac nach Libourne bei Bordeaux: er wäre der weiteste und in seiner ersten Hälfte der allerbeschwerlichste gewesen. Eher könnte der Dichter von Clermont weiterhin westwärts auf einer großen Poststraße (heute Route Nationale 141) bis Limoges gewandert sein: in etwa 800 m Höhe nördlich an dem düstermächtigen Vulkankegel des Puy de Dôme und seinen Nachbarn vorbei, später hinab ins Tal der Vienne, der er bis Limoges folgte. Von hier aus konnte er entweder weiter nach Westen gehen, um Angoulême und damit

<sup>1</sup> Vgl. die Karte der Poststraßen von Frankreich in Reichards Handbuch für Reisende aus allen Ständen, Leipzig 1784.

<sup>2</sup> Voyage dans les départemens du Midi de la France, T. I, Paris 1807, p. 411. Vgl. im Ganzen Kap. 26/27 und die sehr eingehende Beschreibung von Lyon in den folgenden Kap.

<sup>3</sup> Außer Millin vgl. Chr. Fr. Mylius, Malerische Fußreise durch das Südliche Frankreich . . . Bd. I, Karlsruhe 1818, S. 119–187 sowie den dazugehörigen Tafelband mit sehr reizvollen Zeichnungen von Huber, Mylius' Gefährten.

<sup>4</sup> C. C. T. Litzmann, Fr. Hölderlins Leben, Berlin 1890, S. 597 und 602.

die große Straße von Paris nach Bordeaux zu erreichen, oder besser südwestwärts nach Périgueux an der Isle wandern, an die er sich dann eine größere Strecke weit halten mußte, um bei Libourne die Fähre über die Dordogne zu benutzen. Aber mit Rücksicht auf den nachher anzuführenden Bericht Hölderlins ist am wahrscheinlichsten, wenn auch beschwerlicher als dieser Weg über Limoges, derjenige (der heutigen Route Nationale 89) durch die Monts Dômes (südlich vom Puy de Dôme) und an den nördlichen Höhen der Monts d'Auvergne entlang über Ussel und Tulle wiederum nach Périgueux an der Isle. Deren langgestrecktes Tal ist nach Südwesten, also den warmen Winden der Biscaya offen und daher klimatisch begünstigt: vielleicht erklärt sich daraus die Mitteilung am Tage der Ankunft in Bordeaux (28. Januar)<sup>1</sup>: *Diese letzten Tage bin ich schon in Einem schönen Frühlinge gewandert.*

Die Bahn jedenfalls, die Renker den Fremdling weit hinab nach Süden ziehen läßt – der sich doch in Lyon freute, sein *ordentlich Geschäft bald anzutreten*<sup>2</sup>, – kann ernstlich nicht in Frage kommen. Sie wäre fast eine Irrbahn gewesen: für eine Wanderung von zweieinhalb Wochen entschieden zu weit und außerdem gewissermaßen ohne rechten Weg und Steg. Sie gleicht zwar nicht im strengen Sinn, doch immerhin von ferne der Peripherie eines Halbkreises über dem Durchmesser der Luftlinie Lyon – Bordeaux.

Man sehe darin keine kleinlich-billige Kritik. Ein Dichter darf seinen Träumen folgen, darf eigene Wege gehen und seine „Helden“ solche gehen lassen. Der Historiker darf sich wohl von seinen Träumen anregen lassen, sie aber nicht zu Ende gehen; er ist an die nüchterneren Wege der Wirklichkeit gebunden.

„Romantisch“ genug, und sehr bewegend, ist Hölderlins Weg von Lyon nach Bordeaux noch immer. Ein Weg, der ihn an den schuldigen *Dank gegenüber dem Herrn des Lebens und des Todes* gemahnte. Ein Weg *auf den gefürchteten überschneiten Höhen der Auvergne, in Sturm und Wildniß, in eiskalter Nacht und die geladene Pistole . . . im rauben Bette* neben sich<sup>3</sup>. Ein jeder große Mensch hat wohl sein eignes Schicksal, seinen eignen „Schicksalsstil“, dem geheimnisvoll die Begebnisse und Erfahrungen seines Lebens respondieren. Welchem der großen Dichter der Deutschen wäre wohl eine solche Wanderung schicksalhaft angepaßt? In Hölderlins Leben aber gibt es gar noch eine ähnliche, ebenso einsame, wenn auch nicht eben gefährliche. Genau ein Jahr zuvor, am 10. oder 11. Januar 1801, bricht

<sup>1</sup> Nr. 238 Z. 10f.

<sup>2</sup> Nr. 237 Z. 24.

<sup>3</sup> Nr. 238 Z. 3f. und 11–13.

er von Stuttgart zu Fuß nach Hauptwil auf. Die Freunde geleiten ihn bis Tübingen; von da pilgert er das Tal der Steinlach aufwärts nach Hechingen, am Zollern vorbei den steilen Nordhang empor auf die Höhe der Alb, um „über Ebingen und das Hochsträß nach Siegmaringen“ und zum Bodensee zu kommen<sup>1</sup>. „Das Hochsträß“: der Schwabe entnimmt schon dem Namen, daß es sich um eine von den Römern angelegte Höhenstraße handeln muß, die sich dort auf einsamer, rauher Höhe (rund 800 m) zwischen zwei Tälern nordsüdlich nach Siegmaringen hinzieht. Und wer die Alb, die „Rauhe“, kennt, der weiß, wie es im Hochwinter dort auf solcher kahlen Höhe gewesen sein mag. Man sieht darauf den Wanderer dahinziehen, dem fremden Orte seiner neuen Bestimmung, zugleich aber unaufhaltsam seinem Schicksal entgegen. . . Doch dies ist kaum mehr geradeheraus sagbar; birgt doch der Versuch, solche Dinge zu vergegenwärtigen, sie zu entfalten und vor das Auge des Herzens zu stellen, auch schon die Gefahr, sie sentimental zu verfälschen.

<sup>1</sup> Nr. 226 Z. 4 (nur in Regestenform überliefert).

## MOTIV UND KOMPOSITION

### VERSUCH EINER ENTWICKLUNGSGESCHICHTE DER LYRIK HÖLDERLINS\*

VON  
LADISLAUS MITTNER

#### *Die Stille des Äthers*

Kein Gedicht Hölderlins gewährt uns vielleicht so unmittelbar Einlaß in die lebendige Mitte seiner harmonischen, in sich geschlossenen dichterischen Welt, wie die allem Anschein nach improvisierten Strophen 'Da ich ein Knabe war . . .', die, in den Frankfurter Jahren (wahrscheinlich 1796) entstanden, als das glücklichste poetische Selbstbildnis Hölderlins, zugleich aber auch als die vollständigste Darstellung seines damaligen kosmischen Weltbildes anzusehen sind. Erstaunlich ist, wie sich in diesen Strophen das dichte Gewebe inhaltsreicher Bilder mit einer außerordentlichen Leichtigkeit des Tons vereint. Das Gedicht fußt auf einem typischen, oft wiederholten Kindheitserlebnis, das, vertieft und weiterentwickelt, nach und nach zum Wesenskern der Seele und auch der Dichtung Hölderlins wurde. Die Rückkehr zur Natur, mit der das Gedicht anhebt, rettet den Dichter nicht nur vor der Brutalität der Menschen, sondern auch vor der

\* Aus einem Hölderlin-Kolleg, Venedig und Padua 1953-54; Umarbeitung des Aufsatzes 'La lirica di Hölderlin', veröffentlicht im Bande 'Ambivalenze romantiche', Firenze: D'Anna, 1954. S. 1-121. (Da ich diesen Aufsatz stark kürzen mußte, sei mir an einzelnen Stellen ein Hinweis darauf gestattet; ich zitiere ihn mit AR. Die Hauptthese meines Buches ist in der DVjs. 1953, 580 zusammengefaßt.) Der neue Titel möchte andeuten, daß es bei der ästhetischen Behandlung nicht sowohl auf die Motive selbst ankommt, als auf ihre künstlerische Verwirklichung in der kompositorischen Einheit. Man erleichtert allerdings ein richtiges Verständnis der Gedichte, wenn man die oft sehr dramatischen, manchmal geradezu unlösbaren Konflikte zwischen der Dynamik der Einzelmotive und dem Streben nach kompositorischer Einheit untersucht; das porro unum ist aber zuletzt doch, bei jedem Gedicht zu verstehen zu suchen, ob es ein in seiner Vielfältigkeit in sich abgerundetes Kunstwerk, eine Verwirklichung des „Einen in sich unterschiednen“ ist, ob es der großen Hölderlinschen Forderung „Es ist ganz, was es ist und darum ist es so schön“ entspricht. Man nimmt der Größe eines bewunderten und geliebten Dichters nichts, wenn man feststellt, daß bei ihm auch unproduktive Motive auftauchen und sich als störende Fremdkörper in einzelne Gedichte eindringen. Allerdings haben die Motive gerade in Hölderlins „progressiv-universaler Poesie“, die immer einer unvergleichlich großen, alles umfassenden Einheit zustrebte, oft ihr Eigenleben und können auch unabhängig von den Einzelgedichten ästhetischen Wert besitzen. Andererseits ist die Isolierung der Gedichte oft äußerst schwierig, manchmal undurchführbar. Viele Gedichte oder Gedichtteile

nur als wirres und sinnloses Geschrei begriffenen menschlichen Sprache, und zwar ist diese Rettung nicht des Dichters eigene Tat, sondern geheimnisvoll beglückende höhere Einwirkung:

Da ich ein Knabe war,  
Rettet' ein Gott mich oft  
Vom Geschrei und der Rute der Menschen.

Ermöglichte die Rettung die Flucht in die Natur, so bestand das Glück des Geretteten in einem den übrigen Menschen unbekanntem Zustand der Gnade:

Ich verstand die Stille des Äthers,  
Der Menschen Worte verstand ich nie.

sind als Vorstufen oder Teilverwirklichungen späterer Gedichte zu betrachten; umgekehrt lassen sich besonders in der Spätzeit einzelne Teile aus einem oft willkürlich aufgezwungenen Kompositionsrahmen als in sich vollendete Gedichte herauslösen. Auch deshalb muß der Deuter immer versuchen, dasjenige, was der Dichter verwirklichen wollte oder zu verwirklichen glaubte, von dem zu unterscheiden, was er tatsächlich verwirklicht hat. Dazu kommt eine weitere Erwägung. Wie jeder große Seher sagt Hölderlin zuweilen „heiligenötigt“, was er nie sagen wollte; solche Stellen sind ganz besonders zu berücksichtigen, auch wenn – gerade weil – der Dichter selbst sie gleich darauf gemildert, gestrichen oder gar ausdrücklich widerrufen hat. Die organische Einheitlichkeit der dichterischen Schau, auf die es allein ankommt, hat natürlich mit dem logischen Zusammenhang der mehr oder weniger bewußt geordneten Ideen oder gar mit der Regelmäßigkeit der metrischen Form nichts oder kaum etwas zu tun; wir dürfen vielmehr behaupten, daß Hölderlins Streben nach einem folgerichtigen, überzeugenden Gedankengang und nach einer regelrechten Metrik sich oft schädlich auswirkt. Vielleicht wird die prinzipielle Unterscheidung von dichterisch produktiven und unproduktiven Motiven, von organischer Einheitlichkeit und von bloß gedanklicher oder formaler Einheit zeigen, daß Hölderlins dichterisches Weltbild viel einfacher, jedenfalls viel organischer ist, als man gewöhnlich annimmt, und daß es sich sehr folgerichtig entwickelt und zwar – das sei hier gleich hervorgehoben – immer im Einklang mit dem zyklischen Bewegungsgesetz der Natur.

I., II. usw. = Propyläen-Ausgabe (I–V nach der zweiten Auflage). – StA I. 1, StA I. 2 usw. = Stuttgarter Ausgabe. (Die Gedichte Versöhnender . . . und Mnemosyne werden immer nach dieser Ausgabe angeführt.) HJb. = Hölderlin-Jahrbuch. Beißner = Fr. Beißners Kommentar zum 2. Bd der Stuttgarter Ausgabe. Böhm = W. Böhm: Hölderlin, Halle 1928–1930. Böckmann = P. Böckmann: Hölderlin und seine Götter, München 1935. Guardini = R. Guardini: Form und Sinn der Landschaft in den Dichtungen Hölderlins, Stuttgart 1946. Lachmann = E. Lachmann: Hölderlins Christus-Hymnen, Wien 1951.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, meinem treuen Mitarbeiter Dr. Dieter Kremers, der mir bei der Deutung einzelner Stellen und bei der Korrektur behilflich war, meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

Der Gegensatz zu den Menschen ist hier wieder als Gegensatz zur menschlichen Sprache verstanden; der Dichter stellt der Menschensprache die Götterstille (W. Rehm, 'Götterstille und Göttertrauer' S. 134 ff.) entgegen, die er als Stille<sup>1</sup> des Äthers erlebt. Diese Stille des Äthers ist nun wohl die angemessenste Definition der Hölderlinschen Dichtung der mittleren Zeit<sup>2</sup>, in den Jahren, die den letzten großen Hymnen vorangehen. Die Gedichte dieser Zeit sind von einer gleichmäßigen Reinheit, die man nur als eine ätherische bezeichnen kann, und von einer tiefen Harmonie, die in ihrer vergeistigten Zartheit oft fast den Eindruck einer Harmonie des vollständigen Schweigens erweckt; sie scheinen aus einer geheimnisvollen Vermählung des Wortes mit einer leichteren und höheren Sprache zu erblühen, mit einer göttlichen Stille, die die ganze Natur durchwaltet. Die erste Aufgabe des Interpreten wäre, den ästhetischen Wert dieser kosmisch-religiösen Stille zu bestimmen; eine Aufgabe, die wohl nie vollkommen zu lösen sein wird. Sicher ist die Stille des Äthers nicht rein negativ, als vollständiges Fehlen jeglichen Lautes zu fassen: unser Gedicht erwähnt den „Wohllaut des säuselnden Hains“ (v. 29) und die „Lüftchen des Himmels“ (v. 6), die mit dem Knaben spielten; in anderen Gedichten erscheint die Gottheit des Äthers im leisen Säuseln des Windes, der von den Wipfeln der Bäume zu den Menschen herab-

<sup>1</sup> Wir werden der Wortgruppe still, Stille, stillen überall begegnen. Die Stille bleibt wesentlich pietistisch, auch nachdem sie durch Winckelmann in antikem und durch Goethe in kosmischem Sinne umgewertet wurde (AR 274). Auch bei Hölderlin wird sie von der beglückenden Fülle der „unaussprechlichen Gefühle“ pietistischen Ursprungs erzeugt; sie bezieht sich aber nicht mehr auf Gott, sondern auf die göttliche Harmonie der Natur. Über den Gegensatz Stille – Sprache und den Dreischritt Stille – Sprache – Gesang, besonders in Friedensfeier vgl. jetzt W. Binder, DVjs. 1956, 319 ff. – Die Stille des Meeres (Der Archipelagus, v. 296) ist eine unvollkommenere Vorahnung der Stille des Äthers für den Menschen, den „der tiefere Ozean des Äthers reizt, wo die leichtere Welle sich regt“ (An den Äther, v. 45 f.).

<sup>2</sup> Wir übergehen fast ganz die hauptsächlich in der Nachahmung Schillers stehenden Jugendgedichte. Schillers „sentimentalisches“ Pathos, überwiegend abstrakt-ideologisch in der Substanz, gezwängt in Strophen von edler, gemessener Symmetrie, in denen der Parallelismus und die Antithesis mit oft zu aufdringlich intellektualistischen Reimen tyrannisch herrschen, entspricht nicht Hölderlins Natur; langsam muß er sich, die Kurzstrophen der griechischen Lyrik zu Hilfe nehmend, eine schmiegsamere Form schaffen. Etwas Schillersches wird jedoch auch später immer spürbar sein: der „sentimentalische“ Abschluß, das Bedürfnis, das Gedicht in einer Sentenz zu resümieren, oder wenigstens nach einer „Bedeutung“ zu suchen, die den konkreten Inhalt des Gedichtes irgendwie transzendiert. Diese „Bedeutung“ wird aber in einem viel lyrischeren Sinne „sentimentalisch“ sein als bei Schiller, sie wird vor allem in der Entdeckung einer unbestimmbaren Berührung zwischen Natur und Seele bestehen.

kommt<sup>3</sup>. Dieser Naturlaut, eine Offenbarung des Göttlichen, wohl auch des Geistes schlechthin, ist und bleibt für Hölderlin ein kosmisches Geschehen; möglicherweise ist die beinahe beredte Stille des Äthers eine Theophanie des kosmischen Glanzes, ein zugleich stoffliches und unstoffliches Wunder, das Vibrieren des Lichtes, das vom Himmel zur Erde niederrieselt und sich auch als Laut, als unendlich harmonische Musik kundgibt, obwohl es viel eher mit den Augen als mit dem Gehör wahrgenommen wird.

Vom höchsten Himmelsgott gerettet, ist Hölderlin nicht nur der Dichter des Äthers, er ist vor allem ein Dichter der ätherischen Stille und Reinheit, der die ganze Natur vom Äther umflossen und verklärt sieht. Was den Leser in den gräzisierungsbildenden Gedichten sogleich einnimmt, ist die kristallene Reinheit und eine gewisse mozartisch ausgewogene Gleichförmigkeit des Tons bei allem Fluten widerstrebender Gefühle. Die Elemente der Hölderlinschen Landschaft sind immer dieselben oder fast dieselben; es sind wenige, an sich allgemeine, nicht konkret individualisierte Elemente: die Blumen, die Blumen im allgemeinen, die „Blumen der Erde“, selten konkreter etwa als Rosen oder Lilien bezeichnet; die Bäume, die auch sehr oft unbestimmt sind<sup>4</sup> oder nur allgemein als blühende oder fruchtbeladene Bäume bestimmt werden; der Hain, die Quelle, der Bach, der Zephir. Diese Elemente, die sich, jedes für sich genommen, von denen des bukolisch-sentimentalen 18. Jahrhunderts kaum unterscheiden, fügen sich jedoch zu Bildern von unvergleichlicher Harmonie, denn sie leben in geheimnisvollem Einklang mit der Seele des Dichters. Die Blumen und Bäume sind die Liebe des Dichters zu Blumen und Bäumen; die Liebe zu den Blumen ist zugleich Liebe zur Mutter Erde, ein fast körperliches Haften an der geliebten Erde; die Bäume sind der schattige Wald, der den Dichter in den heißesten Stunden schützend umfängt, um sich dann in der Stunde der Dämmerung in einen von der Gottheit durchwehten Hain zu verwandeln. Die Elemente des Bildes sind oft auf ver-

<sup>3</sup> „Kömmst du säuselnd herab von des Fruchtbaums blühenden Wipfeln“ (An den Äther, v. 50); „wo . . . die finsternen Bäume / Der Geist umsäuselt“ (Der Rhein, v. 189f.). Beide Stellen beschreiben die Lichttheophanie in der Stunde der Abenddämmerung. Vielleicht ist auch die „Kühlung“ in der Hymne Die Wanderung, v. 47 als der leichte Abendwind zu verstehen, der mit dem „milderen Licht“ des Abends (Der Rhein, v. 169) von den Bäumen herunterkommt: „wenn nicht aus Zweigen herunter / Gekommen wäre die Kühlung.“ Die Friedensfeier, die auch hier beschrieben wird, findet immer am Abend statt: Versöhnender . . . I, v. 34 und v. 88, Der Rhein, v. 179, Friedensfeier, v. 11.

<sup>4</sup> Bezeichnenderweise weist im Gedicht Des Morgens die Handschrift neben „Buche“, v. 2 die Varianten „Pappel“, „Birke“, „der Bäume Laub“ auf. Genauer bestimmte Blumen (Germanien, v. 65) oder Bäume (Der Rhein, v. 210f., vielleicht auch Andenken, v. 12) sind oft symbolisch zu deuten.

schiedenen Ebenen angeordnet mit einer deutlichen Vorliebe für die Vertikale, die den Leser fast unmerklich veranlaßt, den Blick von der blumenbedeckten Erde zu den Wolken, zum Himmel zu heben. Die Unbestimmtheit der Einzelzüge ist eine äußerst glückliche Form poetischer Verstärkung: je weniger die Teile des Bildes unsere Aufmerksamkeit fesseln, desto leichter verwirklicht sich die verborgene Einheit des Gesamtbildes, dessen Elemente vollständig entstofflicht werden<sup>5</sup>.

Hölderlin konstruiert seine Naturbilder mit liebevoller Geduld und kehrt oft zu schon vollendeten Bildern zurück, um ihre Harmonie zu vertiefen; viele Gedichte scheinen nur verschiedene Formen oder Phasen eines einzigen, unerreichbar schönen Idealbildes zu bieten. Das Naturbild muß aber eine absolute Vollkommenheit aufweisen, denn nur so kann es dem Dichter das Gefühl absoluten Behütetseins geben: mit seinem idealen Naturbild baut Hölderlin gleichsam auch seine Seele auf. Die ätherische Ausgeglichenheit der verklärten Natur verstärkt die moralische und religiöse, die in der Seele des Dichters herrscht. Die Liebe zur ätherisch durchleuchteten Wirklichkeit empfindet Hölderlin als seelische Reinheit; diese Reinheit ist eine moralische, die den irdischen Gütern willig entsagt, um desto freier in den erhabenen Regionen des kontemplativen Geistes zu weilen, aber nicht minder die Reinheit der Leidenschaftslosigkeit, die auch in Augenblicken heftigster Erregung beschaulich bleibt; vor allem aber eine Reinheit ätherischer Schau, die die Schönheit im Lichte wahrnimmt:

Unschädlich, wie vom Lichte die Blume lebt,  
So leben gern vom schönen Bilde  
Träumend und selig und arm die Dichter<sup>6</sup>.

Wie in dieser Strophe, so auch im Gedicht 'Da ich ein Knabe war' vergleicht sich Hölderlin mit einer Pflanze, die nach dem Licht strebt:

<sup>5</sup> Eine auffallende Ausnahme bildet in kompositorischer Hinsicht das improvisierte Fragment Komm und siehe die Freude um uns (II. 39), eine äußerst lebendige Beschreibung eines kurzen Sommerregens, in dem Licht und Finsternis launenhaft abwechseln, statt sich harmonisch zu verschmelzen. Wohl deshalb vermochte Hölderlin weder die Beschreibung abzuschließen, noch in ihr eine „Bedeutung“ zu entdecken.

<sup>6</sup> An eine Verlobte. Die Interpunktion der StA (Beistrich nach „leben“ und nach „träumend“) ändert nicht wesentlich den Sinn, zerstört aber den beziehungsreichen Parallelismus „vom Lichte leben“ – „vom Bilde leben“. Die Handschrift Mörikes hat einen Beistrich nur nach „leben“; setzen wir auch nach „träumend“ Beistrich, so ist das „und“ nach „träumend“ etwas auffallend. Mir scheint, daß der letzte Vers unverkennbar die Schlußkadenz von „Götter wandelten einst“ wiederholt („hoffend und duldend und still“): hier wie dort das innige süße Glück der resignierenden und eben deshalb hoffnungsvollen Beschaulichkeit.

Und wie du das Herz  
 Der Pflanzen erfreust,  
 Wenn sie entgegen dir  
 Die zarten Arme strecken,  
 So hast du mein Herz erfreut,  
 Vater Helios!

Er erkennt sich auch sonst oft in einer Pflanze, ja vermag sich selbst eigentlich nur als eine Pflanze darzustellen: die Stillé in seiner Seele ist ein blumenhaft sensitives Lebensgefühl, ein alles umfassendes, freilich oft bis zum Schmerz passives Glück. So verstehen wir den wahren Sinn seiner Weltflucht und seiner Rettung: nur inmitten der Natur kann der Dichter blumenähnlich unter den stillen Blumen leben. Eine Mimose, gewohnt, sich von dem stets schmerzlichen Kontakt mit der Umwelt in sich selbst zurückzuziehen, dehnt und entfaltet sich nun der Dichter unter der Liebkosung der Sonne, läßt sich vom kaum spürbaren Hauch des Zephirs wiegen und hebt einer Pflanze gleich die Arme zum Äther in einer Gebärde, die den Abstand zwischen der beglückten Seele und dem göttlichen Spender seines Glückes zu verringern, ja aufzuheben versucht<sup>7</sup>.

Die Blume verdankt aber ihr Gedeihen nicht nur dem Sonnenlicht, sondern auch der Erde. Hölderlin erkennt sich in der Blume, weil auch er

<sup>7</sup> Aus diesem Gefühl heraus wird die Gestalt des Ganymed (z. B. An den Äther, v. 35 und sonst oft) geboren, ein poetisch unfruchtbares Reminiszenzmotiv, da Hölderlin die Erde zu sehr liebt, um sich von ihr wirklich lösen zu können. In Ganymed erscheint Der gefesselte Strom in anthropomorpher Form wieder; anscheinend wurde Mahomets Gesang, dessen Beginn in Der gefesselte Strom, v. 9–10 deutlich anklingt, durch Goethes Ganymed überlagert. Die Konjektur von Seebaß IV. 305, nach der die (etymologische?) Kombination Mündung: Mundschenk den Übergang vom Fluß zu Ganymed bewirkte, ist durchaus glaubhaft; im Gedicht Empedokles, v. 8 und in Empedokles auf dem Ätna, v. 9 ist der Krater ein gärender Kelch (*καταίρη*), ein Bild des dionysischen Selbstopfers, der Selbstverschwendung, durch welche das Leben des Menschen sich im Alleben auflöst. Ganymed bleibt aber trotz seines Namens ein Strom (vgl. das harte, aber gerechte Urteil Böckmanns, S. 314): Bergsohn, v. 1 läßt sich noch auf Ganymed beziehen, Stromgeist, v. 19 braucht aber eine sehr komplizierte Erklärung (HJb. 1952, S. 77). Der Sinn des Gedichtes wäre: „Der Stromgeist enthebt sich als freigewordene geistige Gestalt dem empirischen Strom. So strebt er seinem Ursprung zu, dem Äther.“ Läßt sich aber mit dem Ganymedflug die Bewegung des „linkischen“ und „zorntrunkenen“ Stromgeistes versöhnen, der „eilt“ und „irre geht“? Bezeichnend ist jedenfalls die dichterisch mißlungene Umnennung, denn die Bewegung des Flusses wird durch sie umgekehrt; der Bergsohn, der soeben von den Felsen heruntergestürzt ist, strebt nun nach dem Himmel, er will sich nicht im Meer, sondern im Äther auflösen (s. Anm. 119). An Eduard verschmelzt Ganymed etwas eigenmächtig mit dem Dioskurenmotiv (s. Anm. 31–34); poetisch lebendig wird Ganymed erst später durch die Verchristlichung des Adlers (Der Einzige).

zugleich am Himmel und an der Erde teilhat. Die Erde wird freilich in unserem Gedicht nicht ausdrücklich erwähnt (s. Anm. 23), ist aber doch als ideelle Ergänzung des Himmels gegenwärtig: die „Lüftchen des Himmels“, v. 6 und die „Blumen des Hains“, v. 5 verhalten sich zueinander wie Himmel und Erde; denselben Zusammenhang zeigt auch der Schluß, in dem der Dichter inmitten der Blumen auf der Erde liegt, während er über seinem Haupte ein himmlisches Säuseln vernimmt. Anderswo drückt sich die Auffassung viel deutlicher aus, daß der Mensch zugleich der Sohn der Erde und des Himmels ist; insbesondere wird in den Gedichten 'Die Eichbäume' und 'Der Rhein' die übermenschliche Größe der Helden und Titanen diesem doppelt göttlichen Ursprung zugeschrieben. Die unlösbare Erdverbundenheit Hölderlins erzeugt nun die feste Assoziation von Dichter, Blume, Erde und Liebe<sup>8</sup>. Es ist dies der Schlüssel zum Verständnis mancher dunklen Stelle. Der nur scheinbare Pleonasmus „die Blumen der Erde“<sup>9</sup> drückt mit wundervoll natürlicher Einfachheit des Dichters Liebe zur Erde aus; auch der Dichter ist ein Sohn der Erde, eine Blume der Erde, sein Gedicht gleichsam ein Liebeszeichen der Erde an die Menschheit. Wie die Mutter Erde all ihre Söhne, die ganze Menschheit, ja alles Lebendige mit gleicher Liebe umfaßt, ist auch des Dichters Liebe zur Erde zugleich Alliebe; wie die allliebende Erde allversöhnend ist, so soll auch der Dichter durch seine Liebe die ganze Menschheit versöhnen. Die „Söhne der Erde“ – ein Ausdruck, dessen Bedeutung an zwei sehr wichtigen Stellen m. W. noch nicht erkannt wurde – sind nicht die Menschen im allgemeinen, sondern nur die ätherisch reinen Menschen, die Dichter, die bei Hölderlin freilich immer nur die deutschen Dichter sind. „Die Söhne der Erde sind, wie die Mutter, / Alliebend“ ('Der Rhein', v. 150f.); die „Söhne der liebenden Erde“ ('Versöhnender . . .' I, v. 83) sollen und werden deshalb die große Versöhnung der Menschheit verwirklichen und dadurch ein neues goldenes Zeitalter des Friedens herbeiführen<sup>10</sup>. In späterer Zeit vereinfacht sich Hölderlins

<sup>8</sup> Vgl. insbesondere „Es atmeten / Der dunkeln Erde Blüten mich liebend an“ (Geh unter . . ., v. 14 f.). „Und lieben lernt ich / Unter den Blumen“ (Da ich ein Knabe war . . ., v. 20f.).

<sup>9</sup> An den Äther, v. 52, Ihre Genesung, v. 5, Geh unter . . ., v. 14.

<sup>10</sup> Die „allversöhnende“ Erde (StA II. 2, S. 683, Z. 13) führt uns zur Hymne Versöhnender . . . Am Ende dieser Hymne können mit den Worten „uns, den Söhnen der liebenden Erde“ nur die deutschen Dichter gemeint sein; die Schlußverse „Daß wir, so viel herangewachsen / Der Feste sind, sie alle feiern“ nehmen ja bereits unmißverständlich den großen Schlußsatz von Patmos vorweg: „Dem (dem Gebote, allen Göttern zu ‚opfern‘, alle religiösen Traditionen treu zu bewahren und richtig zu deuten) folgt deutscher Gesang.“ Erwiesen scheint damit auch, daß in Friedensfeier

Stilsprache noch mehr und die Worte „Liebe“ und „lieb“ genügen oft allein, um auf die Erd- und Heimatverbundenheit des Dichters hinzuweisen<sup>11</sup>. Die Erde wird aber zum Mittelpunkt eines nur geheimnisvoll angedeuteten Netzes dunkler symbolischer Beziehungen, weil sie selbst – dem lichten Äther gegenüber – das Prinzip der Dunkelheit darstellt, die nie zur Erkenntnis ihres eigenen Wesens gelangt.

Es besteht tatsächlich ein Kontrastverhältnis zwischen dem Lichtbedürfnis und der Erdliebe Hölderlins. Im Sinnbild der Pflanze versöhnen sich allerdings die beiden Tendenzen; wo der Dichter den Gegensatz zu stark empfindet, greift er zum Bild der „wild umirrenden, ungestalten“ Rebe (‘Gesang des Deutschen’, v. 7–8), die sich „über den Boden ausbreitet“, weil ihr „der Stab gebricht, woran zum Himmel sie aufwächst“ (‘An den Äther’, v. 38). Die wahre Lösung des Kontrastes erlebt aber Hölderlin als ein sich täglich wiederholendes Wunder im köstlichen und flüchtigen Augenblick der Abenddämmerung, wenn der Lichtgott vom Himmel zur Erde herabsteigt. Mit einer solchen Offenbarung des Äthers endet das Gedicht ‘Geh unter, schöne Sonne’:

... es atmeten  
Der dunkeln Erde Blüten mich liebend an,  
Und lächelnd über Silberwolken  
Neigte sich segnend herab der Äther.

der „Fürst des Festes“ der deutsche Genius (Fr. Beißner) ist: was in Versöhnender... I nur noch eine Hoffnung und eine Aufgabe für die deutschen Dichter war (über die Bedeutung der Mehrzahlform „wir“ an solchen Stellen vgl. Anm. 26), ist in Friedensfeier bereits erfüllt und wird in einer Gestalt personifiziert, die anscheinend als gegenwärtig gedacht ist (s. Anhang S. 156 ff.). Wichtig scheint mir, daß v. 150 der Rheinymne die unmittelbar vorangehende Frage „wie nenn’ ich den Fremden?“ beantwortet. Hölderlin weiß nicht, wie er den französischen Geisteshelden nennen soll; die deutschen Dichter vermag er dagegen mit ihrem wahren Namen zu nennen. Der unausgesprochene, aber starke Kontrast ist vielleicht im Sinne zu verstehen, daß der Franzose zwar zur Natur zurückgekehrt ist, die deutschen Dichter sich dagegen von der Natur nie getrennt haben. Am Ende der Strophe ist freilich wieder ausdrücklich von Rousseau die Rede, aber die folgenden Strophen beziehen sich wieder auf Hölderlin selbst. (Die Vorstufe zu dieser Vertauschbarkeit von Rousseau und Hölderlin ist im Gedicht An die Ruhe, s. Anm. 67.) Die charakteristische Mehrzahlform (s. Anm. 26) in v. 150 (gegenüber der Einzahl „der Fremde“ und „der sterbliche Mann“) scheint sich jedenfalls nur auf die Hölderlinisch echten, auf die deutschen Dichter beziehen zu können. Wie man auch meine Deutung beurteilen mag, wird man, wie ich hoffe, zugeben, daß der Wechsel Einzahl – Mehrzahl – Einzahl nicht zufällig sein kann und daß man diese Stelle der Rheinymne mit Hilfe der allem Anschein nach früher begonnenen Hymne Versöhnender... deuten muß.

<sup>11</sup> Die Wanderung, v. 87, Andenken, v. 58, wohl auch Mnemosyne I, v. 19. „Liebe“ ist einer der Namen der Erde (s. Anm. 27).

Auch das Ende des Gedichtes ‘Da ich ein Knabe war...’ feiert die abendliche Stille, wie es sich aus dem Vergleich mit dem viel früheren Gedicht ‘Die Stille’ (1788) ergibt, dessen Anfang als eine Vorstufe zu ‘Da ich ein Knabe war...’ angesehen werden muß<sup>12</sup>:

Wenn so oft in stiller Pracht die Abendsonne  
Durch den dunklen Wald zu mir heruntersah.

Mit einer herrlichen Theophanie des Äthers unmittelbar vor der Abenddämmerung schließt aber vor allem ‘An den Äther’:

Aber indes ich hinauf in die dämmernde Ferne mich sehne,  
Wo du fremde Gestad’ umfängst mit der bläulichen Woge,  
Kömmst du säuselnd herab von des Fruchtbaums blühenden Wipfeln,  
Vater Äther! und sänftigest selbst das strebende Herz mir,  
Und ich lebe nun gern, wie zuvor, mit den Blumen der Erde.

Die romantische Gleichsetzung von Fern und Nah, von Sehnsucht und Ruhe (AR, S. 273–277) vollzieht sich bei Hölderlin mit außerordentlicher Intensität und in überraschend konkreter Form als ein Naturphänomen, in dem das zyklische Werden des Tages sich vollendet zwischen dem Sinken der Sonne und dem Einbrechen der Dunkelheit. Die sehnsuchtschwere, beglückte Schlußkadenz der Äther-Hymne zeigt uns die Muse Hölderlins nicht als Melancholie, die zugleich Freude ist, sondern als Ruhelosigkeit, die sich mit dem Frieden verbindet, als sehnedes Verlangen, das gleichzeitig vollendete Glückseligkeit ist. Abwesend und doch gegenwärtig, wird das göttliche Licht angerufen als ein unendlich fernes, unerreichbares, und zugleich sinnlich erfahren und ausgekostet. Die Streitfrage um die romantische Klassik oder die klassische Romantik Hölderlins<sup>13</sup> klärt sich von selbst, wenn wir in den schönsten Hölderlinischen Bildern das glückliche Zusammenwirken eines unaufhaltbaren Aufschwungs mit einem traumhaft seligen, aber wohl abgemessenen Abschluß richtig nachempfinden. Goethe hätte seine Deutung der „Harmo-

<sup>12</sup> In bewußtem Gegensatz zur Stille wird in diesem Gedicht der Ausdruck „Lärm der Tore“ leitmotivartig in der ersten und in der letzten Strophe (und in v. 74) verwendet. – Die ausführlichste Beschreibung des Lichterlebnisses bietet der letzte Brief Hyperions (II. 289), in dem über dem bereits dunklen Wald eine still glänzende Wolke schwebt, die anscheinend noch von der Sonne beleuchtet wird. Diese Wolke, die das Wunder des abendlichen Doppellichtes so genau erklärt, ist zugleich ein pietistisches Sinnbild der Gnade, die zu den Menschen herabsteigt, vgl. „Und zu mir... / Aus den Höhn die goldne Wolke sank“ (An die Natur, v. 23 f.), ähnlich Geh unter... v. 14 und auch sonst.

<sup>13</sup> AR, S. 8–9. Beißner sieht im Hölderlin der Spätzeit einen „hesperischen“ Klassiker. Hesperien ist aber bei Hölderlin nur eine abstrakte, undichterische Konstruktion, ein ungelöstes und unlösbares Problem (s. Anm. 53 und 119).

nie der Sehnsucht“, welche die Melodien in Moll regiert, auf Hölderlin anwenden können: „Die Sehnsucht, die nach außen in die Ferne strebt, sich aber melodisch in sich selbst beschränkt, erzeugt den Minor.“

Die archetypische Situation der abendlichen Lichtepiphanie, in der die Lyrik Hölderlins der mittleren Zeit gipfelt, erhält ihre vollständigste, endgültige Gestaltung in den zwei herrlichen Strophen 12 und 13 der Rheinymne. Der Augenblick, in dem der Tag „sich zur Erde neiget“, ist hier nicht nur das Brautfest eines Gottes und einer Göttin, er ist vielmehr das Brautfest der Götter und der Menschen, zugleich das Versöhnungsfest der „Lebenden all“: das Schicksal selbst scheint „für eine Weile ausgeglichen“, scheint in einem Augenblick selbstvergessener Ewigkeit innezuhalten. Hölderlins Weltbild ist ganz vom zyklischen Gesetz des kosmischen Geschehens beherrscht; der göttliche Augenblick der Abenddämmerung steht bei ihm genau in der Mitte zwischen Mittag und Mitternacht (s. Anm. 69). Das Stillestehen der Zeit ist aber auch ein Stillestehen des Menschenschicksals, der Geschichte. Der Mittag ist nämlich die Zeit des heißen, wilden Kampfes (s. Anm. 67), die Nacht die Zeit des dumpfen, leblosen Schlafes; im heiligen Augenblick der Dämmerung kommen diese zwei unheiligen Zustände magisch zum Ausgleich. Trotz seiner Kürze wird das abendliche Friedensfest in drei aufeinanderfolgenden Phasen beschrieben. Am Anfang werden „die Tapferen“ und „die Flüchtlinge“ erwähnt (v. 184f.), die Sieger also und die Besiegten, die, vom Krieg ermüdet, eine Herberge und den Schlaf suchen und daher am Fest nicht teilnehmen können; dann „die Liebenden“, die vom ätherischen Gefühl der Alliebe durchdrungenen Dichter<sup>14</sup>, die immer „sind, was sie waren“, immer im heiligen Hain weilen, da ihr Dasein selbst ein immer wiederholtes Erleben des höchsten kosmischen Augenblickes ist; zuletzt „die Unversöhnten“, die sich aber, von der Offenbarung des Äthers überwältigt, noch vor dem Einbruch der Nacht versöhnen, um das erlebte Glück so lange als möglich in ihrer Seele zu bewahren. Wie man sieht, bilden die Dichter die unbewegliche Mitte des Friedensfestes: in ihrer Seele „gleicht sich das Schicksal aus“, ist das Schicksal immer ausgeglichen. Die Strophe bietet die prägnanteste, in ihrer Kürze bereits fast hermetische Schilderung des Hölderlinschen Lichterlebnisses: inmitten der schon finsternen Bäume, die „der Geist umsäuselt“, freuen sich die Blumen der „unschädlichen Glut“ des von oben geheimnisvoll niedersteigenden milden Abendlichtes.

<sup>14</sup> Die Worte „Die Liebenden . . . sind / Zu Hause, wo die Blume sich freuet / Unschädlicher Glut“ nehmen genau den Schluß von An eine Verlobte auf (s. Anm. 6), der sich auf die Dichter bezieht.

Das Brautfest des Himmels und der Erde erscheint indessen in seiner Flüchtigkeit fast illusorisch. Wenn sich die Gegenwart des Göttlichen auf Erden offenbart, schickt sich das Licht schon an, uns zu verlassen; es *scheint* zu uns herabzukommen, nur *weil* die Sonne, die es hervorbringt, nicht mehr zu sehen ist. In diesem Augenblick ist in Hölderlins Darstellung die Erde (oder der Wald) bereits dunkel (‘Die Stille’, letzter Hyperionbrief II. 289, ‘Geh unter . . .’, v. 14). Das immer doppelwertige sakrale Lichterlebnis, das mystische Halbdunkel des heiligen Hains (*lucus a non lucendo*)<sup>15</sup> gestaltet sich so in einem auffallend konkreten Naturbild. Freuderfüllt bis zur Trunkenheit, fühlt der Dichter schmerzlich die Flüchtigkeit des Glückes und sucht es gerade durch das Bewußtsein seiner Flüchtigkeit zu steigern. Die vollendete Freude enthält zugleich das Wissen um den Schmerz, mit dem sie erkaufte wird, die Erwartung der nächtlichen Kälte und Dunkelheit. Der Dichter muß also den Sonnenuntergang anrufen, bald resignierend (‘Geh unter, schöne Sonne!’), bald in ungestümem, verzweifeltem Flehen. In ‘Abendphantasie’, einer der vollendetsten Kompositionen Hölderlins, träumt der Dichter, geblendet von den purpurnen Abendwolken, auch er selbst löse sich auf „in Licht und Luft“, im leuchtenden Äther; aber sogleich schwindet die Verzauberung, zerstört vielleicht durch das unerfüllbare, fast frevelnde Gebet: ‚Dorthin nehmet mich auf!‘ Dunkelheit umgibt plötzlich den Dichter und „wie immer“ fühlt er sich wieder allein unter dem Himmel. Erst das Alter, der Abend des menschlichen Lebens, wird vielleicht sein jugendlich unruhiges Sehnen säftigen; einen sicheren Trost gewährt ihm einstweilen nur der Schlaf, der die Qualen des Herzens vergessen läßt.

Der zyklischen Vision des sich täglich wiederholenden kosmischen Geschehens entspricht eine zyklische Vision des menschlichen Lebens; dieses Grundgesetz des Hölderlinschen Lebensgefühls verwirklicht sich auch in der Architektonik vieler der bedeutendsten Gedichte<sup>16</sup>. In der leiden-

<sup>15</sup> Vgl. Verf. ‘Wurd (Das Sakrale in der altgermanischen Epik)’, Bern 1955, insbesondere §§ 70–79.

<sup>16</sup> ‘Die Stille’ verwirklicht in ihrer Gliederung das zyklische Gesetz des Menschenlebens, Deutscher Gesang und Des Morgens mit Abendphantasie das zyklische Gesetz des Tages; in Der Rhein passen sich die Phasen des Menschenlebens restlos denen des Tages an. Die Trilogie Heimkunft, Herbstfeier und Brot und Wein ergänzt das Gesetz des Tages durch das der Jahreszeiten; sie beginnt mit einem Frühlingsmorgen und endet mit einer Herbstnacht. Versöhnender . . . I geht von einer Offenbarung aus, die Hölderlin in den Alpen an einem Februarmorgen erlebte und in der er fast eine Wiederholung des morgendlichen Festes sah, das er in seiner Kindheit inmitten der Natur feierte und das er in der zweiten Strophe schildert („Einst freueten wir uns auch, / Zur Morgenstunde“); das Gedicht schließt mit der Hoffnung auf das Versöhnungs-

schaftlichen Gleichsetzung des höchsten Augenblickes im Leben der Natur mit dem höchsten Augenblick im Leben des Menschen ist aber die Hölderlinsche Tragik schon mit gegeben. Dem Kreislauf der Stunden und der Jahreszeiten scheint der Kreislauf unseres Lebens zu entsprechen; das Leben beschreibt aber in Wahrheit eine Parabel. Bis zu einem bestimmten Augenblick – bis zum göttlichen Augenblick der Abenddämmerung – scheint die Lebensparabel mit der Kreisbewegung der Natur übereinzustimmen; dann aber treten die beiden Bewegungen immer schärfer auseinander, denn ein anderes ist die Nacht der Natur, ein anderes Alter und Tod, die Nacht des menschlichen Lebens. Kann das Leben des einzelnen sich dem Alleben einfügen, kann es sich darin auflösen und mit ihm wiedergeboren werden, kann die Parabel sich zum Kreis schließen? Das eherne, unerbittliche Gesetz „So durchlauf ich des Lebens | Bogen und kehre woher ich kam“ wird in der zweiten Fassung von 'Lebenslauf' mit dionysischem Jauchzen bejaht: „Aufwärts oder hinab!“; der Mensch bewahre sich „die Freiheit, aufzubrechen, wohin er will“. Indem Hölderlin „woher ich kam“ nun durch „wohin ich will“ ersetzt, rundet er die Parabel des Menschenlebens zum kosmischen Lebenskreis, in dem Leben und Tod nicht mehr voneinander geschieden sind. Der Dichter kann jetzt 'An die Parzen' die Bitte richten, sie mögen ihm einen einzigen Sommer und einen einzigen Herbst gönnen, ein einziges vollkommenes Glück, eine einzige zur Vollendung gereifte poetische Frucht: „Einmal | Lebt ich wie Götter und mehr bedarfs nicht.“ So zeichnet sich die dem Sänger des Äthers innewohnende Tragödie deutlich ab. Der tragische Dichter der letzten Hymnen findet sich keimhaft im Idyllischen, der sich den immer nur zu flüchtigen Erscheinungsformen des Göttlichen mit leidenschaftlicher, oft verzweifelter Sehnsucht anheimgibt<sup>17</sup>.

\*

Wir kehren noch einmal zu 'Da ich ein Knabe war . . .' zurück, um seinen Aufbau zu untersuchen. Das Gedicht, dessen Metrik während der Komposition geändert wurde, ist eine Improvisation, dem ersten Herausgeber zufolge ein Fragment; nichts weist aber in der Handschrift darauf, fest, das am Abend stattfinden wird. (vgl. Anm. 3). Ähnlich beginnen Am Quell der Donau und Patmos im Helldunkel des frühen Morgens; das erste Gedicht ist nicht eigentlich zu Ende geführt, in der Schlußstrophe von Patmos ist das geforderte Opferfest der deutschen Dichter nur im „hesperischen“ Lichte denkbar. Das im Archipelagus folgerichtig durchgeführte Schema (Frühling – Herbst) kehrt also in späteren Gedichten z. T. wohl unbeabsichtigt, aber mit desto überzeugenderer dichterischer Kraft wieder.

<sup>17</sup> Man halte dagegen die Goethesche Lichtepiphanie, das kosmisch-religiöse Erlebnis der Morgenröte (auch in Maifest und in Ganymed!).

daß Hölderlin es als unvollendet betrachtete. U. E. ist das Gedicht nicht nur vollständig, sondern besitzt auch eine in jeder Hinsicht vollkommene Architektur; ja, es verwirklicht auf die einfachste und spontanste Weise gewisse Baugesetze, die in den bedeutendsten Hymnen der Spätzeit herrschen. Am Anfang (v. 1–7) und am Schluß (v. 28–32) finden wir eine scharf gesehene, genau beschriebene Situation; die einzelnen Züge sind genau aufeinander abgestimmt und ergeben ein äußerst lebendiges, lyrisch vollkommen beseeltes Bild<sup>18</sup>: alles ist „richtig und warm und klar“ (III. 242). Die letzten Verse beschreiben ein abendliches Bild (s. Anm. 12), obwohl dies nicht ausdrücklich gesagt wird. Was die Anfangssituation betrifft, so haben wir einigen Grund zur Annahme, daß die Rettung des Knaben frühmorgens geschah<sup>19</sup>: dann paßt sich auch dieses Gedicht dem zyklischen Gesetz des Tages an. Das formelle Prinzip aber, auf welches wir anspielten, ist vom Inhalt unabhängig, ist rein architektonisch. In den bedeutendsten Hymnen Hölderlins ist der Anfang und der Schluß fast immer von großer bildhafter Kraft und von überwältigender Spontaneität; der mittlere Teil dagegen befriedigt viel weniger, ist oft unklar und zusammenhanglos. Wir finden darin abstrakte Sprüche und mythologische Reminiszenzen, die mit dem Thema des Gedichtes nicht oder nur peripherisch zusammenhängen, sowie unaufhaltsame Gefühlsergüsse, Fragen des quälendsten Zweifels, eine gewundene und vorsichtige Einschränkung oder Umdeutung des soeben Gesagten, plötzliche Polemik und auch Unterbrechungen des Gedichtes, also eigentliche Lücken, die sich sicher nicht einfach mit „metrischen Gründen“ abtun lassen. Der mittlere Teil behandelt oft den Zerfall der Lebenskräfte, den Schlaf des Geistes und ist auch formal betrachtet manchmal der Teil des dichterischen Zerfalls: die Phantasie ist nicht wach genug, um die Bilder ordnend zu beherrschen, die sich ihr in Fülle, oft chaotisch aufdrängen. Diese mittleren Strophen lassen sich aber wenigstens zum Teil dichterisch rechtfertigen, denn sie ermöglichen großartige Kontrastwirkungen, ja erzeugen gleichsam aus sich selbst den siegreichen Aufschwung des letz-

<sup>18</sup> Anfang und Schluß lassen sich freilich nicht ganz genau abgrenzen. Man kann auch v. 8–13 mit der Anrufung von Helios noch zur Anfangssituation rechnen; Luna gehört nicht mehr dazu. Andererseits weist die Stille des Äthers 26 inmitten der Verse 20 bis 27 bereits auf die Endsituation, die mit v. 28 beginnt.

<sup>19</sup> Wie der Knabe in der autobiographischen zweiten Strophe von Versöhnender . . . I sich in der ersten Morgenstunde eines Feiertages von der Kirche fernhält, um seine Götter in der Natur anzubeten, so wird er hier von seinen strengen Erziehern vermutlich wieder am Morgen eines Sonn- oder Feiertages – eines schulfreien Tages – „gerettet“; so rettete dann wirklich „ein Gott“ den Knaben, freilich nicht der Gott, dem der Feiertag galt.



ten Teiles. Die Hymne führt uns so vom Licht ins Dunkel und aus dem Dunkel wieder zum Licht. In diesem Verfahren glauben wir den wahren, den dichterischen Wert des konstruktiven Dreischrittes zu erkennen, der mit der Länge der einzelnen Abschnitte, mit der Einteilung in Strophen oder Triaden kaum etwas zu tun hat<sup>20</sup>. In unserem Gedicht weist nun der mittlere Teil im Keime einige der oben genannten Kennzeichen auf. Die Göttin Luna, ein inhaltsleerer Name, der sich durch den Parallelismus mit Helios aufdrängte, fällt aus dem Rahmen des Gedichtes, dessen Grundthema ja Pflanze und Sonne, Pflanze und Äther ist; der Gefühls-erguß in den Versen 16–19, leidenschaftlich, aber an sich unpoetisch, gemahnt an den abstrakt-weinerlichen Tagebuchstil der Zeit; die Polemik gegen die Sprache der Menschen ist v. 20–25 einigermaßen widersprüchlich und verwirrend, denn der Dichter selbst hat das göttliche Unnennbare soeben mit allzumenschlichen Namen genannt<sup>21</sup>. Aber dieser Mangel an Folgerichtigkeit in den Bildern, Gefühlen und Tonlagen erscheint zuletzt voll berechtigt, denn erst seine Überwindung ermöglicht die bezaubernd schönen Verse

Ich verstand die Stille des Äthers,  
Der Menschen Worte verstand ich nie,

die trotz ihrer Dichtheit und Präzision gleichsam über der Erde schweben und die Resignation des Weltflüchtigen in ätherischer Seligkeit auflösen. Die Verse 28–29 malen dann in einem konkreten Naturbild die Situation aus, in der das Kind die Stille des Äthers erlebte.

Das Gedicht endet mit dem völlig unerwarteten, jäh abbrechenden Vers „Im Arme der Götter wuchs ich groß“, in dem Schwab mit einigem Recht den Anfang einer neuen Strophe erkannt zu haben scheint, vermutlich einer Strophe, die ein neues Thema hätte einführen sollen. Wirklich

<sup>20</sup> Dieser architektonische Dreischritt, der das tiefste Lebensgefühl Hölderlins ausspricht, ist nicht ohne weiteres einem allzu bewußt konzipierten philosophischen Dreischritt gleichzusetzen. Der Abend ist an sich noch nicht die „Vollendung“ des Morgens; erst der Herbst ist, besonders in der Metapher „Jahre der Völker“, die Vollendung des Frühlings. Wichtig ist dagegen, wenn wir das spontan dichterische Verfahren Hölderlins beobachten, der Umstand, daß in mehreren Gedichten (Wie wenn am Feiertage, Der Einzige, Mnemosyne II., auch Friedensfeier) das bildhafte Hauptmotiv des Anfangs als Hauptmotiv des Schlußteils wieder aufgenommen wird. Durch die Wiederholung wird das Motiv verstärkt und vertieft; das führt dann wirklich (in Wie wenn am Feiertage . . . und Der Einzige) zu einer Art Synthese des ersten und des letzten Teiles.

<sup>21</sup> „Noch nicht“ kann v. 20 nur bedeuten, daß der Dichter später die Namen der Götter gelernt hat, die er als Kind nicht kannte. Verherrlicht aber das Gedicht nicht das Göttliche als ein über allem menschlichen Nennen Stehendes?

bricht im Schlußvers plötzlich und unaufhaltsam ein titanisches Selbstbewußtsein hervor; das Wort „groß“<sup>22</sup> am Ende des Gedichtes wirkt fast wie ein Donnerschlag. Dies ist um so überraschender, als das Gedicht vom traumhaften Glück des von den Göttern Geretteten und Geliebten in einer Art Wettstreit mit Goethe, als Gegenode zum Prometheusmonolog, entstand. Goethes Worte „Da ich ein Kind war“ stellt Hölderlin fast unverändert an den Anfang des Gedichtes; er tut es aber nur, um sich vom Titanen zu distanzieren, um das gottlose Titanentum zu verwerfen. Das Gedicht entstand in einem Augenblick glücklichster Inspiration, in dem Hölderlin die Thematik des Gedichtes 'Die Stille' (den Gegensatz zwischen der Stille der Natur und dem „Lärm der Tore“) mit einer Hyperion-Stelle<sup>23</sup> auf einer neuen lyrischen Ebene verschmelzte, auf der Ebene der ätherischen Seligkeit: er war nun zutiefst überzeugt, daß er ein Liebling der Götter war, dem ein den Titanen unbekanntes Glück zuteil ward. Nun war es freilich bereits titanenhafte Vermessenheit, sich auf diese Weise neben, ja über Goethe zu stellen, auch wenn dies z. T. unbeabsichtigt, vielleicht sogar unbewußt geschah. Wie dem auch sei, die Palinodie des Titanentums wurde zuletzt selbst fast zu einer neuen Titanenode. Der Widerspruch ist aber im Grunde ein scheinbarer und gerade das hellt im letzten Vers blitzartig den tiefsten Sinn des ganzen Gedichtes auf: der zarte Götterliebling wurde zu einem Titanen, mußte zu einem Titanen werden, weil ihm die Götter ein zu großes, ein übermenschliches Glück zuteil werden ließen. Wir sehen hier, wie sich das Titanentum Hölderlins fast gegen seinen eigenen Willen behauptet, sich gerade aus der Verwerfung des Titanentums entwickelt und so seinen eigenen Gegensatz mit

<sup>22</sup> „Großwachsen“ ist wohl eine verstärkende Kreuzung von „groß werden“ und „aufwachsen“.

<sup>23</sup> „Da ich ein Kind war, heißt es, da streckt' ich meine Arme aus nach Freude und Sättigung, und die Erde bot ihre Blumen und Beere mir dar, und die mächtige Natur gab lächelnd sich dem Kinde zum Spiele“ (II. 541). Das Bild ist hier noch ausgesprochen tellurisch; seinen Mittelpunkt bildet die Erde, darüber wölbt sich die gleichfalls weibliche „Natur“; Sonne und Äther fehlen, der Himmel wird erst später zusätzlich erwähnt. Das Gedicht wurde dann in ätherisch-solarem Sinne umgestaltet; erst dadurch wurde der Gegensatz zu 'Prometheus' deutlich. In unserem Gedicht streckt Hölderlin die Arme nicht nach der Erde, sondern nach der Sonne, wie Prometheus sein Auge „zur Sonne kehrt“; er wird aber in seiner Liebe zur Sonne nicht „betrogen“ wie der Titan. Auch er wird „von Sklaverei gerettet“ wie Prometheus, aber, wieder im Gegensatz zu Prometheus, durch „einen Gott“. Wenn nun im ersten Vers „Knabe“ steht statt „Kind“, so ist vielleicht auch diese Abweichung vom 'Prometheus' zugleich eine umgekehrte 'Prometheus'-Reminiszenz: Hölderlin mag sich einen Knaben genannt haben, um sich dadurch vom wilden Knaben zu distanzieren, der bei Goethe „Disteln köpft“ (vgl. auch 'Tod des Empedokles', erste Fassung, III. 98, v. 10).

in sich schließt<sup>24</sup>; der Schlußvers verdient aber vor allem wegen seiner auffallenden architektonischen Funktion unsere Aufmerksamkeit: er nimmt bereits die unerwartet kühnen, großartig lapidaren Schlußsätze vorweg, die in mancher späteren Hymne zu den gewaltigsten Leistungen Hölderlins gehören.

### Griechenland und Germanien

Während Hölderlins Liebe zum Äther kosmische Alliebe ist, die über der Erde schwebt und keine geographischen Grenzen kennt, ist seine Liebe zur Erde immer nur die Liebe zur deutschen Erde, zum heimatlichen Boden. Er nennt sich einen „Sohn der Erde“ nicht nur, weil er ein Dichter, sondern auch und vor allem, weil er ein deutscher Dichter ist. Man darf nicht übersehen, daß die mehr oder weniger bewußt und vollständig mythisierte Erde auch sonst nur die deutsche Erde ist, wie mit den Dichtern immer nur die deutschen Dichter gemeint sind<sup>25</sup>, nämlich das Idealbild des deutschen Dichters, der als Sohn der allliebenden und allversöhnenden Erde die Götter aller Völker der Weltgeschichte mit gleicher Liebe umfassen und die Völker dadurch versöhnen wird. Höchster, oft verwegener Ehrgeiz verbindet sich bei Hölderlin immer unzertrennlich mit Bescheidenheit, ja mit tiefster Demut: er bezeichnet nie sich selbst oder doch nicht nur sich selbst<sup>26</sup> als den großen deutschen Dichter, dessen baldiges Erscheinen er so vertrauensvoll erwartet, daß er ihn als einen

<sup>24</sup> Über die noch ganz unsicheren Anfangsstadien und die allmähliche Entwicklung des Titanismus Hölderlins vgl. L. Vincenti: 'Il motivo titanico nell' opera di Hölderlin' in 'Saggi di letteratura tedesca', Milano: Ricciardi, 1953; ein Buch, von dem die deutsche Literaturkritik und die deutsche Leserwelt Kenntnis nehmen sollte.

<sup>25</sup> Wie andere Romantiker, sieht Hölderlin im deutschen Geist zuweilen den Geist der Dichtung; insbesondere überträgt er die ätherische Bedürfnislosigkeit, die selige Armut des deutschen Dichters auf das deutsche Volk (Germanien, v. 108). Von Nationalismus im geläufigen Sinne kann dabei um so weniger die Rede sein, als die nationale Sendung der Deutschen auch für Hölderlin ein uneigennütziger Kosmopolitismus ist, der alle Völker geistig bereichern und miteinander versöhnen soll.

<sup>26</sup> Der charakteristische Plural „wir“ bezeichnet die Gesamtheit der deutschen Dichter, den ersehnten Dichterbund, als dessen Wegbereiter oder auch Haupt sich Hölderlin zuweilen betrachtet haben mag (vgl. insbesondere Versöhnender . . . I. v. 83, mit dramatischer Wiederholung Am Quell der Donau, v. 65–66 und sonst oft. Ganz ähnlich verwendet Nietzsche das „wir“ in Kapitelüberschriften wie 'Wir Furchtlosen'. 'Wir Unverständlichen'. 'Unser neues Unendliches', um das Wunschbild einer Gemeinschaft als bereits verwirklicht hinzustellen). Noch charakteristischer ist bei Hölderlin die Ersetzung des oft stolz-jubelnden „wir“ durch ein vielleicht mehr vorsichtiges als bescheidenes „ihr“ (Wie wenn am Feiertage . . . , v. 10), vor allem aber die ich-Form, in der Hölderlin am Ende desselben Gedichtes die Bestrafung des verwegenen, „falschen“ Dichters nur an sich, nur als Selbststrafe („Weh mir!“) vollzieht.

im idealen Sinne bereits anwesenden betrachtet. Die vorsichtige Selbstbescheidung Hölderlins erklärt sich nicht nur aus seiner scheuen Natur, die sich vor ihrem eigenen Titanentum fürchtet. Seine tiefste Überzeugung ist zwar, daß der deutsche Dichter als Allversöhner die Dichter aller anderen Nationen überflügeln wird; er weiß aber, daß ihm selbst seine große Aufgabe noch nicht oder doch nicht vollkommen gelungen ist, und er leidet unter seiner Unfähigkeit, seine Sendung zu erfüllen, wie er unter der Unfähigkeit der Deutschen leidet, ihre geschichtliche Sendung zu begreifen und zu verwirklichen. Dabei spielt die negative Seite – die Passivität – seiner Erdverbundenheit eine besondere Rolle: er überträgt die Passivität der stillen und geduldigen Lebensgebärerin und -ernährerin Erde auf den „Sohn der Erde“. Als einen solchen bezeichnete sich der Dichter zum ersten Male in der Ode 'Die Heimat', als er nach der Rückkehr in die Heimat plötzlich und beinahe mit Staunen seine Unfähigkeit entdeckte, „die Güter“ des Lebens zu „ernten“, sich in der harten Wirklichkeit tätig zu behaupten:

Ein Sohn der Erde  
Schein ich: zu lieben gemacht, zu leiden.

Wie die in ihrer Liebe still duldende Erde schweigsam, in sich verschlossen und dunkel ist, so sind auch die Dichter zuweilen nicht nur allduldig, sondern auch schweigend<sup>27</sup>. Dem Dichter gelang es wenigstens ein einziges Mal, den „Geist des Vaterlandes“ zu „nennen“, in der unvergleichlich schönen, feierlich-stürmischen Endstrophe von 'Deutscher Ge-

<sup>27</sup> „Allesduldend“ ist die Mutter Erde (StA II. 2. 683 Z. 13), „allzugeduldig“ sind die deutschen Dichter (Die Wanderung, v. 105). Den Zusammenhang zeigen besonders folgende zwei Stellen: „O heilig (Variante: schweigend) Herz der Völker, o Vaterland, / Allduldig gleich der schweigenden Mutter Erd“ (Gesang des Deutschen, v. 1–2). Prosaentwurf zum nicht ausgeführten Schluß von Der Mutter Erde: „ . . . im *Verborgnen* haben, sich selbst *geheim* . . . dir auch *verschwiegene* Männer gedienet, die Helden aber, die haben dich geliebet . . . und dich die Liebe genannt, oder sie *(haben) dunklere* Namen dir, Erde, gegeben“ (StA II. 2. 683 Z. 24–28). – Die negativen Züge der Erde sind zunächst anthropomorph gedeutet: die dunkel Schweigende ist die Trauernde und die Schummernde, weil die Sonne sie verlassen hat (z. B. Dem Sonnengott, v. 9, An den Frühling, v. 27); in Wirklichkeit ist sie aber, wie wir sahen, bereits dunkel, wenn der Äther zu ihr niedersteigt. In der Empedokles-Dichtung ist die Erde „dunkel“ (sofern sie zum Äther strebt, III. 130 v. 5 und 224 v. 1), „ernst“ und „in sich geschlossen“ (sofern die Menschen zu ihr streben, III. 91 v. 23 und 93, v. 23). Die tellurische Hymne bringt die tragische Wendung: Hölderlin wird plötzlich während der Komposition vom unerschöpflichen Geheimnis der Erde überwältigt; Bilder und Namen drängen sich ihm in Fülle auf, er kann die Hymne nicht zu Ende führen. In der Hymne Die Wanderung nimmt die „verschlossene“ Erde v. 93 deutlich die Züge der gefürchteten tellurischen Urgöttin an.

sang', in der sich das Vaterland uranisch im Bilde des Vaters verkörpert; die Priesterin Germania vermag dagegen ihre Mutter, die Erde, nicht zu nennen (Germanien, v. 97); noch weniger vermögen es die drei Säger in der tellurischen Hymne 'Der Mutter Erde'. Die Priester der schweigenden Mutter waren selber schweigsam; die dunkle Göttin hatte bereits in alter Zeit noch „dunklere Namen“ erhalten; kein Name war dunkel genug, um sie zu „nennen“.

Der sehnlichste Wunsch, der Erde doch ein sichtbares Antlitz zu verleihen, erklärt vielleicht am besten die auffallende Tatsache, daß Hölderlin, der in der Natur immer nur die deutsche Natur sieht, sich doch zwingt, diese Natur als eine nichtdeutsche darzustellen. Er erlebt das berückende Geheimnis der Natur in der schwäbischen Landschaft, besingt aber dann in seinen Gedichten Helios und Luna, den Äther und den Zephir. Seine Mythologie ist im wesentlichen eine Mythologie der Naturkräfte – der Kräfte der deutschen Natur – in griechischem Gewand. Das von der Gegenwart der Götter belebte Griechenland, das mythische Land des ewigen Frühlings und der ewigen Jugend, ist in Wirklichkeit das griechisch verklärte „glücklich Suevien“. Mit ihren zahlreichen Flüssen erscheint dem Dichter diese Landschaft als eine Schwester Griechenlands, dessen Flüsse er mit nimmermüder Begeisterung aufzählt. „Die sehnstüchtigen Bäche der Heimat“ (Patmos, v. 23) sind darum, wie der Dichter, von einem unbezähmbaren Wandertrieb erfaßt; aber der Main und der Neckar, die in den Rhein fließen und mit ihm ins Meer münden, suchen nicht so sehr die unermessliche Weite des Ozeans, als den Weg nach Griechenland<sup>28</sup>. Die süße Gabe der Kirschen und Pfirsiche, mit denen Suevien seine Kinder überhäuft, wird vom Dichter als Geschenk Griechenlands oder Kleinasiens genossen; von Griechenland künden auch die Schwalben, die im Frühjahr ihre Nester unter dem Dach der Häuser bauen; an Jonien, nur an Jonien denkt immer der Dichter – „doch Menschen / Ist Gegenwärtiges lieb“ ('Die Wanderung', v. 80–87). Daher hat Hyperion gleich den Schwalben zwei Vaterländer und beschließt trotz allen Enttäuschungen, die er unter den Deutschen erlitt, in Deutschland zu bleiben. Dieser sein Entschluß, der den Leser nicht wenig überrascht, scheint ihm natürlich: der deutsche Frühling ist ja der gleiche, wie der griechische, wie der Frühling der ganzen Erde: „Wieder wollte ich nun Deutschland verlassen . . ., aber der göttliche Frühling hielt mich zurück. Er war die einzige Freude, die mir geblieben, war

<sup>28</sup> Der Main endet mit dem Bild des Ozeans, beschreibt aber auch die griechische Landschaft; in der Umarbeitung des Gedichts (Der Neckar) wird der Ozean nicht mehr erwähnt.

meine letzte Liebe; wie konnte ich an anderes denken und das Land verlassen, in dem auch er sich befand?“ (II. 287). Bei den Deutschen findet Hölderlin zuweilen die Verneinung jeglichen Griechentums, während er in der deutschen Natur eine geheimnisvolle Fähigkeit entdeckt, sich in griechische Natur zu verwandeln. Griechenland ist also, ähnlich dem Vater Äther, zugleich in weiter Ferne und in greifbarer Nähe. Darin unterscheidet sich Hölderlins romantisiertes Hellas unverwechselbar von dem eines Keats oder auch eines Leopardi; es lebt nicht nur in der Erinnerung und in der Hoffnung, sondern ist auch konkrete Wirklichkeit, ist die Wirklichkeit des Dichters, eine Landschaft voll Glück und doch voll Sehnsucht, die selige Landschaft der „schwäbisch-griechischen Synthese“ (HJb. 1954, S. 67).

Die schwebende Leichtigkeit der Hölderlinschen Naturbilder läßt uns zunächst nicht erkennen, wie mühsam, ja schmerzlich der Aufbau dieser Ideallandschaft für den Dichter war, schmerzlich nicht wegen der Motive, die er dabei verwenden konnte, sondern deretwegen, die er ausschließen mußte. Das spezifisch Christliche und Deutsche verdrängt er ganz; konkreter ausgedrückt: in seiner Landschaft ist weder Platz für die Dorfkirche, noch für die mittelalterliche Burg, die doch beide von größtem malerischem Reiz und aus der schwäbischen Landschaft nicht wegzudenken sind<sup>29</sup>. Dabei war Hölderlin sehr fromm und ein Bewunderer des deutschen Mittelalters. Die so gewissenhafte Gräzisierung der heimatlichen Natur ist die Frucht einer harten ästhetischen Zucht, die in der Dichtung ein labiles Gleichgewicht erreichte, aber die seelische Einheit des Dichters zerstörte.

Versuchen wir, die Spaltung zwischen Ideal und Wirklichkeit in aller Kürze zu klären. Schiller hatte gelehrt, daß der moderne Mensch im Gegensatz zum antiken nicht imstande ist, seine seelischen Kräfte miteinander in Einklang zu bringen; Hölderlin schränkt diese Lehre auf seine Weise ein: der moderne Mensch im allgemeinen und der Deutsche im besonderen vermag seine seelischen Kräfte nicht zu harmonisieren, weil er den Sinn für das Göttliche, der eben Sinn für Harmonie ist, verloren hat. Der Dichter bezieht sich dabei auf die strengen Lehrer, die ihm die Jahre der Kindheit und der Jugend verdüstert hatten, wohl auch auf

<sup>29</sup> Das christliche Element setzte sich allmählich und mühsam erst in den großen Hymnen durch; die Dorfkirche finden wir als poetisches Motiv erst in den Jahren der Umnachtung (StA II. 1. 258, v. 46–48). Auch das patriotisch-mittelalterliche Element wurde (mit Ausnahme der dritten Strophe von Herbstfeier) konsequent verdrängt, gleichsam von der Erde verschlungen, wie die Opfergefäße und die Waffen der Vergangenheit (Der Mutter Erde, v. 40 und 59) oder der sagenhafte Flüchtling Ulrich (Der Winkel von Hardt). Über Heidelberg, v. 21–26 (vgl. S. 101).

die Geistlosigkeit der Reichen, denen er sich nun selbst als Lehrer zu verkaufen gezwungen war. In erster Linie richtete sich aber seine Kritik – als eine sehr persönliche Form pietistischer Gegenwirkung – gegen den orthodoxen Protestantismus. Als Kind flüchtete er sich an den Feiertagen in den Wald, um das Fest auf seine Weise zwischen Blumen und Quellen zu feiern, während ‚von fern der schauerliche Gesang der Gemeinde‘ tönte (‘Versöhnender . . .’ I. v. 18). Hölderlins Naturreligion bedeutet eine neue Verwirklichung jener Harmonie, die die Pietisten in der innigen Verschmelzung der Seele mit Gott und besonders mit Christus, dem „Seelenfreund“, fanden. Er lehnte nun die orthodoxe Theologie ab, weil sie ihm nicht nur die Vergöttlichung der Natur, sondern auch eine allzu innige Liebe zum Erlöser verbot. Die religiöse Krise wurde verschärft durch die politischen Ereignisse des Jahrhundertendes. Die französischen Revolutionsheere, die nach dem Sturz der Tyrannei gegen die Grenzen vorrückten, wurden von dem im Tübinger Seminar wie in einem Kloster lebenden Theologiestudenten als Befreier angerufen; sicher ist aber andererseits, daß der Anblick einer in Trümmer gehenden Welt die Seele Hölderlins tief verstört hat. Der „Zeitgeist“, eine rätselhafte, schrecken-erregende Gottheit, raste fessellos; vielleicht war sein Toben notwendig, um eine jedes göttlichen und menschlichen Wertes entleerte Gesellschaft zu zerstören; aber es war nicht abzusehen, wohin die Furien die Völker treiben würden, die eine Selbstmordepidemie überkommen hatte: „Und Völker auch ergreift die Todeslust.“ Bewunderung findet sich also neben Ratlosigkeit, die mit Entsetzen gemischt ist. In dieser Situation scheint sich Hölderlin über sein eigenstes und persönlichstes Problem klar geworden zu sein, das Beieinanderwohnen und die Unvereinbarkeit der idyllischen und der titanischen Seele in seiner Brust. War denn der Dichter, der den Heldenmut besang und das Kommen eines Helden verkündete, nicht eben damit selbst ein Heros, der Schmied einer neuen Zeit? „Du wirst lachen“ – schreibt er 1792 an Neuffer –, „daß mir in diesem meinem Pflanzenleben neulich der Gedanke kam, einen Hymnus an die Kühnheit zu machen. In der Tat, ein psychologisch Rätsel!“ (I. 278). Statt Rätsel hätte er besser Dilemma gesagt; die Poesie ist für ihn Kontemplation, die vor der Tat zurückscheut. Napoleons Feldzug in Italien erschütterte seine Ideen über das Heldentum; es war nicht mehr möglich, den Abstand zu übersehen zwischen dem Dichter, der die Geschichte besingt, und dem Helden, der die Geschichte schafft. Gegenüber Napoleon fühlt sich Hölderlin geradezu gelähmt: kein Gedicht könnte „den Geist dieses Jünglings“ „fassen“, der gleich jedes „Gefäß“ zersprengen würde. Der Dichter rechtfertigt sich aber im gewaltigen Fragment ‘Buonaparte’

auf seine Weise dem Helden gegenüber; die Sendung des Dichters ist nicht, den Helden zu preisen, sondern den „Geist der Helden“ zu bewahren, aus dem die Helden der Zukunft geboren werden:

Heilige Gefäße sind die Dichter,  
Worin des Lebens Wein, der Geist  
Der Helden sich aufbewahrt.

Hölderlin möchte fast, daß der heroische Geist für immer im Gesang beschlossen bleibt, und scheint beinahe erstaunt darüber, daß Napoleon ihn in der Tat entfaltet<sup>30</sup>. Hier bot sich nun der Phantasie Hölderlins ein Motiv an, das man als das Dioskurenmotiv bezeichnen könnte: Dichter und Held werden trotz ihrer Verschiedenheit als einander irgendwie doch geheimnisvoll gleichende Zwillingbrüder aufgefaßt. In der biographischen Wirklichkeit erkannte Hölderlin seinen heldenhaften Bruder in Sinclair<sup>31</sup>; dahinter aber fühlt man seine bestürzte Bewunderung für Napoleon<sup>32</sup>. Einen der stärksten Eindrücke aus der griechischen Dichtung empfing Hölderlin von der Szene, da der in seinem Stolz verletzte Achill, das Urbild des Helden, als Held gleichsam abdankt, um sich an dem Strand des Meeres von seiner göttlichen Mutter trösten zu lassen<sup>33</sup>. Wie

<sup>30</sup> Auf dasselbe Blatt, auf dem er mit fiebernder Hand die Verse Buonaparte aufzeichnete, schrieb Hölderlin auch die erste Fassung der Ode Empedokles, in der das Bild des heiligen Gefäßes zweimal in seltsamer Umkehrung erscheint. Empedokles, der sich in den „gärenden Kelch“ des Ätna stürzte, opferte den ganzen Reichtum seiner Seele, so wie Kleopatra in einem Kelch ihre kostbarsten Perlen auflöste. Der Philosoph wird in der Endfassung nicht mehr als heiliger Weiser, sondern als Held bezeichnet (v. 12), sicher weil er den „Wein des Lebens“ ausgoß, statt ihn nach Dichterart zu bewahren.

<sup>31</sup> An Eduard, in zweiter Fassung Die Dioskuren. Der Vergleich mit Sinclair findet sich unausgesprochen auch in Der Rhein, wohl auch in Andenken.

<sup>32</sup> In Dem Allgenannten, im Grunde auch in Versöhnender . . ., projiziert Hölderlin sein persönlichstes Problem in Napoleon (s. Anm. 79 und Anhang) und erkennt sich dadurch gewissermaßen in ihm. Ein ähnliches Dioskurenverhältnis besteht zwischen Rousseau und Napoleon, die für Hölderlin zwei entgegengesetzte Seiten der Revolution darstellen, die der philosophisch-dichterischen Begeisterung und die der umwälzenden Tat. Wie Napoleon ein Adler ist, so ist es auch Rousseau (Rousseau, v. 45), in dem Hölderlin, einen Satz aus dem Contrat social mißverstehend, einen Propheten Napoleons sah. (P. Bertaux, Le lyrisme mythique de Hölderlin, Paris 1936, S. 273.) Hölderlin setzt sich nun zuweilen Rousseau gleich (s. Anm. 67) und wird dadurch wieder ein dichterisch-kontemplativer Bruder Napoleons. Nach H. O. Burger ist die „Freundesgestalt“, in der Napoleon erscheint (Versöhnender . . . I v. 2), als eine Rousseausche Gestalt zu verstehen (DVjs. 1956, S. 358).

<sup>33</sup> Achill, II. 46. Mit derselben Szene bricht bezeichnenderweise das Versfragment des Hyperion ab. Nach Hölderlins Ansicht läßt Homer seinen „Götterjüngling“ „wenig in Handlung erscheinen“, um ihn dadurch nicht zu „profanieren“ (III. 247).

der griechische Held, so sucht auch der von den Menschen enttäuschte und verletzte Dichter Zuflucht bei der göttlichen Trösterin Natur und erkennt sich als das Lieblingskind der Natur, als Dichter der Natur ('Der Rhein', v. 159–165). Anderswo gibt er sich dem Traum hin, wenigstens ein Patroklos zu sein, der Patroklos seines Freundes Sinclair, und macht Patroklos zu einem Sänger, der, allein mit der Leier bewaffnet, dem Freund in der Schlacht folgt, um sterbend seinen Ruhm zu singen<sup>34</sup>. In 'Mnemosyne' ist Achill noch Hölderlins Liebesheld („Am Feigenbaum ist *mein* / Achilles *mir* gestorben“); der schon fast umnachteten Phantasie des Dichters erschien nun Patroklos vermutlich als ein verkleideter, ein falscher Achill<sup>35</sup>. Das Dioskurenmotiv ist in den meisten Gedichten ein störender Fremdkörper; es enthüllt einen Zwiespalt, der weder in der Seele des Dichters, noch in seiner Dichtung restlos bewältigt wurde.

Man wird nun die paradoxe Anlage des 'Hyperion' besser verstehen können. Hölderlin hat gelegentlich davon geträumt, aus Liebe zum Vaterlande gegen die deutschen Tyrannen zu kämpfen<sup>36</sup>; Hyperion kämpft wirklich für sein Vaterland – die Wahlheimat Hölderlins –, jedoch nicht gegen innere Tyrannen, sondern gegen den fremden Zwingherrn. Es geht ihm aber nicht besser als Hölderlin selbst. Hyperions Griechenland ist nicht mehr das antike Hellas, sondern das Griechenland von Hölderlins Zeit, das, seiner einstigen Größe kaum mehr bewußt, von den Türken beherrscht wird, deren Joch es nicht abzuschütteln vermag. Deshalb fühlt sich Hyperion unter den Griechen ebenso fremd und vereinsamt,

<sup>34</sup> „Und wenn ich singend fiele, dann rächtest du / Mich, mein Achill“ (An Eduard, I. v. 25 f.). In diesem ganz besonderen Sinne sind die Dioskuren Waffenbrüder. Alabanda, der Held der Tat, begrüßt Hyperion als seinen Waffenbruder (II. 118); Panthea, die „Heroide“ (!), vergleicht sich im gleichen Sinne mit Empedokles, indem sie von den Waffenträgern des Helden spricht (III. 80 v. 10), zu denen auch sie gehören möchte. Daß aber Empedokles doch kein eigentlicher Held ist, muß Hölderlin zugeben. Das Schicksal der Zeit des Empedokles forderte freilich „nicht Gesang“, aber auch „nicht eigentlich Tat“; jedenfalls „scheint Empedokles nach allem zum Dichter geboren“ (III. 326), während sein Gegner wirklich „zum Helden geboren ist“ (III. 334). In Empedokles auf dem Ätna hat Hölderlin die wahre Natur seines tatlosen Helden richtiger erfaßt; bezeichnenderweise ist in dieser Fassung der Herrscher von Agrigent der Bruder des Empedokles.

<sup>35</sup> Von Achill, von Ajax und dann noch einmal von Ajax sagt Hölderlin mit monotonem Nachdruck, *wo* sie starben; von Patroklos hingegen, daß er „im Harnisch des Königs“ starb.

<sup>36</sup> Die Schlacht, deren erste Fassung nicht vor 1797 entstand, wurde als die deutsche Marseillaise bezeichnet (III. 485). Aus der späteren Fassung (Der Tod fürs Vaterland) wurde alles ausgemerzt, was sich auf die konkrete politische Situation bezog, insbesondere die „Unterdrücker“, die sich „Väter nannten“.

wie Hölderlin unter den Deutschen. So kommt auf der politischen Handlungsebene gerade jene Einzelheit psychologisch der Wahrheit am nächsten, die vom Erzählerischen her gesehen am meisten überrascht, daß nämlich der in der deutschen Verbannung lebende Hyperion weniger über seine Landsleute als über die Deutschen enttäuscht ist. Was konnte aber die von ihm geführte neugriechische Bruderschaft tun, um sein Vaterland zu befreien – was konnte Hölderlin für sein Volk und für seine Zeit tun? Hyperion träumt, obwohl er Plutarch seinen Lehrer nennt, von einer mystischen „neuen Kirche“, einem neuen „Geisterbund“, der eine „Theokratie der Schönheit“ errichten soll. Viel klarer hat Hölderlin seine Sendung erkannt, als er Diotima in einem fast traumhaft hingehauchten Gedicht ('Götter wandelten einst') gestand, er wolle das ihm auferlegte Leben „hoffend und dulnd und still“ tragen und mit der Geliebten zusammen für die Nachkommen eine „geheimere“, jetzt noch nur von den Göttern gekannte Welt schaffen. Die Tragödie des kryptodeutschen Hyperion besteht nicht in seinem Unvermögen, für seine Landsleute politisch zu handeln, sondern darin, daß es ihm nicht gelingt, seine Pseudogriechen – die Deutschen – in hölderlinisch echte Griechen zu verwandeln. Der Zwiespalt zwischen Held und Dichter durchzieht den ganzen Roman, der eine „griechische“ Harmonie nur auf der Ebene des Stils erreicht, im Wunder einer „heilig-nüchternen“, bei aller Leidenschaftlichkeit ätherisch ausgeglichenen Prosa. Es ist aber dies eine äußerst verletzte Harmonie. „Um die ganze Dichtung breitet sich eine Atmosphäre, in der sich gesammeltes Schweigen mit seelischer Gespanntheit mischt, als habe Hölderlin schreibend stets davor gezittert, daß ein profaner Lärm die heilige Stille brechen könne, die der Schönheit eigen ist.“<sup>37</sup> Die vollendete Form läßt die peinigende seelische Disharmonie nur um so deutlicher hervortreten. 'Hyperion' ist ein schmerzvolles introspektives Tagebuch, das tragischste der vielen aufgewühlten selbstbiographischen Romane, in denen sich die Krise jener Jahrzehnte spiegelt.

Denselben widersprechenden Gefühlen verdankt der 'Empedokles' seine Entstehung. Hölderlin stellt hier den idealen Dichter als einen Weisen dar, der mit der Reife des Alters sein seelisches Gleichgewicht fand<sup>38</sup>. In der ersten, noch überwiegend introspektiven Fassung kann Empedokles das Verständnis seiner Landsleute nicht erlangen, denn er

<sup>37</sup> G. Gabetti, La poesia di Hölderlin in der Zeitschrift *Il Convegno*, Mailand 1929 (VIII.) S. 633.

<sup>38</sup> Dies Idealbild stellt eine Reaktion auf das erschreckende, nur allzu prophetische Bild dar, das Hölderlin sich nach so vielen Fehlschlägen im praktischen Leben von der eigenen Zukunft bot: „ein Knabe mit grauen Haaren“ (III. 429).

vermag, wie Hyperion, überhaupt nicht, unter den Menschen zu leben – und sei es auch nur, um sein Glück mit ihnen zu teilen; er erträgt sein Leben nur in der heiligen Stille der Natur, wenn er in der Natur ganz aufgehen kann. In den späteren Fassungen tritt die Gestalt des Weisen von Agrigent viel plastischer hervor, die Tragödie bleibt aber statisch in seiner Seele. Ist er schuldig, so ist er es sich selbst und den Göttern, nicht aber den Menschen gegenüber. Ursprünglich bestand seine Schuld darin, daß er im Augenblick des Aufgehens in der Natur seine begrenzte Person nicht vergessen konnte, daß er sich für einen Gott hielt, ja sich vor dem Volke zum Gotte ausrief. In der letzten Fassung bringt sich Empedokles den Göttern als reines Sühnopfer dar, auf daß die Menschheit durch seine Hingabe sich religiös erneuere<sup>39</sup>. Als eine Tragödie kann 'Empedokles' kaum angesehen werden; die künstlerisch gültigsten Teile – die Monologe des Helden und die Worte des geheimnisvollen Ägypters, der in ihm den ersehnten Erlöser erkennt –, sind eher gewaltige Hymnenfragmente. Eben deshalb ist aber mit 'Empedokles' Neuland erobert. Das Ideal des gereiften Dichters, der Herr seiner Kräfte und seines Schicksals ist, verwirklicht sich im Ton einer vertieften und gereinigten Verzweiflung, die in ihrer beherrschten Unbeweglichkeit nicht mehr als Schmerz empfunden wird. Die Verse gewinnen eine metallische Dichte und den Glanz dunkler Bronze. „Zerschlagen ist das zarte Saitenspiel“: in der Sphäre des 'Empedokles' ist kein Platz mehr für den Dichter der Idylle; es kündigt sich schon der seiner Verantwortung voll bewußte Seher an, der in den leidenschaftlichen und zugleich wundervoll gemessenen Oden 'Gesang des Deutschen' und 'An die Deutschen' (zweite Fassung), den schönsten politischen Gedichten der deutschen Literatur, sich nunmehr berechtigt fühlt, voll Zorn und doch voll Hoffnung sein Volk – und mit ihm sich selbst – zugleich zu tadeln und zu verherrlichen.

Im Opfer des Empedokles ist Hyperions Opfer religiös-metaphysisch vertieft. Seinem tragischen Schicksal gehorchend trennt sich Hyperion von Diotima, weil er seiner Sendung ahnend gewahr wird, weil er sich trennen muß von einem Glück, das ihm den Weg zur Größe versperrt. Er zerstört – wie Hölderlin selbst – Glück und Leben der Geliebten und zerstört auch, für immer, das eigene Glück. Im 'Empedokles' bringt sich

<sup>39</sup> Die unvergleichlich dramatische Gespanntheit der letzten Szene zeugt von der Beherrschtheit des Helden, der der Versuchung des Titanismus widersteht und die bestürzte Frage des Ägypters („Bist du der Mann? derselbe? bist du der?“) nicht bejaht, nicht eigentlich bejaht. Auch sein Jünger spricht nur indirekt – tief ergriffen, aber mit wunderbar zarter Behutsamkeit – Hölderlins tiefste und geheimste Überzeugung aus, daß der Held sich vergöttlicht, indem er sich den Göttern aufopfert: „Groß ist seine Gottheit / Und der Geopferte groß“ (III. 171).

der Seher, der nunmehr weiß, was ihm auferlegt ist, dem Gotte selbst zum Opfer und wird im übermenschlichen Augenblick des Selbstopfers selbst zum Gott: „Groß ist seine Gottheit | Und der Geopferte groß.“ Als die wahre dichterische Frucht des Hölderlinschen Opfers ist aber nicht 'Empedokles' anzusehen, sondern zwei später entstandene große Gedichte, mit denen, aus der sänftigenden Betrachtung der Verzweiflung geboren, ein neuer und erweiterter Kosmos ans Licht tritt. Ungefähr ein Jahr nach der Trennung von Susette beginnt Hölderlin jene 'Elegie', die für ihn schlechthin die Elegie seines Lebens bleiben sollte; ein Jahr darauf den 'Archipelagus', Gipfel und Krönung seiner gesamten klassischen Dichtung.

Mehr als sieben Jahre lang mühte sich Hölderlin um den 'Hyperion'; in der glücklichen Eingebung eines Augenblickes ordneten sich die kontrastierenden Motive des Romans spontan zu einem großartigen, weitatmigen Gedicht von tiefer, vollkommener Harmonie: 'Der Archipelagus'. Kühnheit des Wurfes und Vollkommenheit der Ausführung gehen hier eine Verbindung ein, wie sie weder in den vorangehenden, noch in den folgenden Gedichten je erreicht wurde: harmonisch sind oft die ersteren, aber nicht vom selben Gefühl für Größe geprägt; kraftvoller zuweilen die letzteren, aber fast immer auf Kosten des Maßes und der Klarheit. 'Der Archipelagus' bezeichnet in der Lyrik Hölderlins den Augenblick der Schillerschen „schweren Verbindung“ von Kraft und Maß, Genie und Geschmack.

Das Meer beherrscht als lebenspendende und lebenerhaltende Urkraft im konkreten Wortsinn das ganze Gedicht. In der wundervollen Beschreibung, mit der das Gedicht anhebt, dringen die Wogen des allgegenwärtigen Meergottes in alle Buchten des zerklüfteten Landes; das Meer gebiert aus seinem Schoße die Inseln, und Vater Äther, mit dem es in inniger Verbindung lebt, sendet ihm aus seinen Wolken das Himmels Geschenk des Regens. Unablässig durchdringen und beleben sich die kosmischen Kräfte, die auch das Gedicht in allen Teilen zur Einheit binden. Das Meer und Poseidon bleiben immer im Mittelpunkt; an ihnen inspiriert sich Themistokles und sie helfen ihm, die persische Flotte zu schlagen; als Stadt Poseidons entsteht Athen wieder und Poseidon ruft der Dichter in den Schlußversen noch einmal an. Zu Unrecht sieht man also im Gedicht, besonders seit Gundolf, vor allem oder ausschließlich die Verherrlichung des Sieges griechischer Humanität über asiatische Barbarei. Schon die Gewichtverteilung im 'Archipelagus' widerspricht dieser Deutung. Anfang und Schluß, sich gegenseitig ergänzend, zeigen deutlich, daß nicht der Perserkrieg das Hauptanliegen des Gedichtes ist,

sondern das Wechselverhältnis Hellas – Germanien. Zu Beginn des Gedichtes lebt Griechenland nicht mehr – oder noch nicht. Verschwunden sind die Griechen von einst und mit ihnen ihre Götter; vielleicht wird sie aber der Dichter dereinst wieder zum Leben erwecken, der sich allein zu diesem Zwecke nach Griechenland begibt: um die griechische Landschaft zu beseelen und ihre Götter auferstehen zu lassen; diese werden aber in Deutschland auferstehen, wo ihr Kult durch das Lied des Dichters bereits aufzuleben beginnt. Der Neuaufbau der Tempel Athens und ihre neue Weihung nimmt so einen anderen Aufbau und eine andere Weihe vorweg, die Wiedergeburt des Göttlichen in Deutschland. Eine große zyklische Bewegung beherrscht die Geschichte, dem Wechsel der Jahreszeiten vergleichbar, ein Zyklus, den der Seher nur dunkel erahnen kann<sup>40</sup>: dem griechischen Frühling wird der deutsche Herbst folgen, in dem die Antike wiedererstehen und ihre höchste Reife erlangen wird. Der Dichter weiß aber wohl, daß die große deutsche Herbstfeier noch ferne ist. Wie Themistokles sich vor der Schlacht am Meeresstrande mit Poseidon berät (v. 81–85), so steht am Schluß auch der deutsche Dichter am Meeresufer und fleht zu Poseidon. Das Dioskurenmotiv verwirklicht sich hier in der Architektur: fast unwillkürlich setzt sich Hölderlin dem griechischen Helden gleich. Aber der Dichter, dessen Geist „die reißende Zeit und die Not und das Irrsal“ zu überwältigen drohen, braucht nicht sowohl Tatkraft und Mut, als beschauliche Klarheit, die ihm nur die Tiefe des stillen Meeres geben kann. Das Gebet an den Meerese Gott in den letzten Versen strömt in eine weit ausschwingende, fast schmerzlich gespannte Periode, die gleichsam unter unseren Augen Glied für Glied erstritten wird. Die Spannung löst sich dann in einem Schlußvers von sanft abgerundeter Gemessenheit, zögernd in der Gangart und etwas dumpf im Ton: „Laß der Stille mich dann in deiner Tiefe gedenken.“ Im weiten Atem des 'Archipelagus' spürt man das mächtige, tiefe Atmen der Wasser, das zugleich ein Schicksalslied (v. 287) der Weltgeschichte ist. Von hier ist jener leidenschaftliche Aufschwung der Phantasie abzuleiten, der die Wirklichkeit der vergangenen Zeiten mit dem Traum der Zukunft ver-

<sup>40</sup> Die messianischen Erwartungen des Jahrhundertendes, die Hoffnung auf ein bevorstehendes „goldenes Zeitalter“, die auch für die Theorie der Romantik von so großer Bedeutung sind (AR, S. 220–223), waren sicher nicht ohne Einfluß auf die Entstehung von Archipelagus. In der stets kosmischen Schau Hölderlins sind aber die großen „Zeitalter“ der Völker nicht mythisierte Jahrhunderte, sondern Jahre oder geradezu Jahreszeiten, deren Wechsel den Gesetzen der Natur unterworfen scheint: „Doch die Jahre der Völker, / Sah ein sterbliches Auge sie?“ (An die Deutschen, zweite Fassung, v. 43f.). „Doch wie der Frühling wandelt der Genius / Von Land zu Land“ (Gesang des Deutschen, v. 37f.).

eint und das griechische Frühlingsfest mit der ersehnten deutschen Herbstfeier in einem großen kosmisch-historischen Zyklus zusammenfaßt.

Was vom 'Archipelagus' gesagt wurde, gilt in mehr als einer Hinsicht auch von der 'Elegie', die ganz verschiedene Gefühle besingt und doch aus demselben lyrischen Klima hervorgeht. Wundervoll ist der weite, organische und abwechslungsreiche Aufbau dieser beiden Gedichte; dramatisch und dennoch harmonisch erklingen Schmerz und Freude, Verzweiflung und Glaube im wechselnden Rhythmus von Ebbe und Flut; Ideal und Wirklichkeit vermischen sich nicht, wie im 'Hyperion', nach einem willkürlichen historisch-biographischen Schema, sondern vereinigen sich im spontanen und immer wechselnden Spiel des Anziehens und Abstoßens. Im 'Archipelagus' blüht Griechenland zu neuem Leben auf, weil es des Dichters Sendung ist, das Ferne und Leblose zu beseelen; aus demselben Grunde ist in der 'Elegie' die für immer verlorene, nicht mehr zu dieser Erde gehörende Diotima wirklicher als je, dichterischer als je. Wie im 'Archipelagus' schwindet auch in der 'Elegie' der Schmerz in der Betrachtung eines kosmischen Gesetzes, das das kurze Menschenleben übersteigt und doch zugleich das Gesetz der Seele ist: das ganz verinnerlichte „Jahr der Sterne“ (v. 37) zeitigt die Gegenwart des Jahres der Seele (v. 115), eines ewigen, aus dem Glauben an Liebe und Schönheit geborenen Frühlings. Trennung und Verschmelzung, Verzagen und Hoffen folgen einander wie das kosende Spiel von Welle und Gegenwelle im fein abgestimmten Aufbau der Bilder voll magischer Klarheit. Die sanfte Flußlandschaft, die den Hintergrund der 'Elegie' bildet, ist eine der schönsten Landschaften der deutschen Dichtung: überall Bäche und Quellen, eine tauende Insel und liebende Schwäne, in den Wellen sich betrachtend, in denen das Blau des Himmels zerfließt; Bild und Gegenbild alles, Ruf und Echo silberner Transparenzen. Es scheint fast die ganz durchgeistigte Seelandschaft der Entsagenden zu sein, die Goethe in den 'Wanderjahren' mehr andeuten als ausführen wird. Für den Liebenden, der die Geliebte nie wiedersehen wird, kann diese Landschaft keine irdische sein und doch ist es zugleich ein irdisches Land („dort . . . oder auch hier!“), das er einst kannte hier unten und das nun ewig und wahr ist, wahr wie der Glaube, der es im Gesang erschuf: „Wo die Gesänge wahr und länger die Frühlinge schön sind“<sup>41</sup>.

<sup>41</sup> Ein brüderliches Echo scheint das platonischste Gedicht Hölderlins in Leopardis Ode an die unbekannte Geliebte, *Alla sua donna*, zu finden: *Di qua dove son gli anni infausti e brevi*. Aber Leopardis Hier verschmelzt sich nie magisch mit dem Dort, seine Erdenjahre bleiben „kurz und unheilvoll“; sie werden nicht zu kosmischen

Unter den kürzeren Gedichten dieser Periode sei hier noch 'Heidelberg' erwähnt, das Uhland als das schönste Gedicht Hölderlins bezeichnet hat, und das in seiner fein instrumentierten, überaus komplexen Harmonie bei jeder Lektüre mit neuen Schönheiten überrascht. Die Gefühlsrhythmik dieses trotz seiner Kürze weitatmigen Gedichtes scheint eine geheimnisvolle, schwer bestimmbare Ähnlichkeit mit der 'Elegie' aufzuweisen. Ebbe und Flut auch hier, die sich nur in zarten, kaum wahrnehmbaren Schwingungen der verschiedenartigsten, widersprechendsten Gefühle äußern. Der Schmerz löst sich in der traumhaft beglückenden Kontemplation der Landschaft – und zugleich der Vergangenheit. Doppelt bewegt den Dichter der Aufenthalt in der schönen Neckarstadt, denn er ruft die schmerzliche Erinnerung an einen früheren Besuch wach. Magisch an die Neckarbrücke gebannt, hatte Hölderlin „einst“ – unmittelbar nach seiner Flucht aus Jena<sup>42</sup> – den heroischen „Jüngling“, den Strom, betrachtet, der, wie er selbst, voll Ungeduld schien, sich in die „Fluten der Zeit“ zu werfen, um darin unterzugehen. Wieder steht nun der Dichter auf der Brücke; er erlebt wieder den Schmerz jener tragischen Tage, in denen er sich mit einem verzweifelten, ihm selbst unverständlichen Entschluß von Schiller trennte; desto heftiger muß in diesem Augenblick ein neuer, noch nicht vernarbter Schmerz den Dichter bewegen, der sich mit einem nicht weniger heroisch-tragischen Entschluß auch von Diotima losgerissen hat. Wie das „liebliche Bild“ der blumenreichen Ufer den Strom nicht zurückhält, so hatte Diotimas Blumenseele den Dichter von seinem Schicksalsweg nicht ablenken können: in der Liebe zum heimatlichen Boden und zu den stillen Blumen erkannte Hölderlin immer das tiefste, das eigentliche Wesen der Liebe – und zugleich seiner Geliebten<sup>43</sup>. Er schafft hier wirklich eine „heroische Landschaft“ (Guardini), die Heldenmut und Idyllik versöhnt. Wehmütig betrachtet er den ungestümen Fluß; die liebliche Landschaft erweist sich diesmal stärker<sup>44</sup>. So können die Gefühle, nunmehr ganz entstofflicht, vollständig in der Landschaft aufgehen. Hölderlin schildert scheinbar nur, was er „einst“ auf

Jahren. Das Schwanken zwischen Immanenz und Transzendenz kennzeichnet allein die deutsche Romantik.

<sup>42</sup> Adolf Beck, HJb. 1947, S. 50ff.

<sup>43</sup> Vgl. insbesondere den Hyperionbrief „Unter den Blumen war ihr Herz zu Hause“ (II. 155). Als schöne Gärtnerin steht Diotima vielleicht am Anfang und am Schluß des Gedichts Die Eichbäume, das bereits im ersten Vers die Gefühlsspannung von Heidelberg zusammenfaßt: „Aus den Gärten komm ich zu euch, ihr Söhne des Berges.“ (Der Bergsohn ist bei Hölderlin sonst immer der Fluß.)

<sup>44</sup> Nur „Jüngling“ und „Fluten der Zeit“ verraten noch – im mittleren Teil –, daß der Dichter den Fluß auf sich bezieht.

der Brücke empfand; in Strom und Wiese, die trotz der Trennung vereint bleiben, erkennt er aber sich mit der Geliebten: die Gestade schauen mit schmerzlicher Liebe dem Strom nach, der Strom bewahrt auf bebenden Wellen das Bild der Gestade. Der eigenartige Zauber des Gedichtes ist wohl dadurch zu erklären, daß darin ein doppelt erlebtes Bild sich doch als ein einheitliches erweist. Der einstige und der neue Schmerz erhalten einen einheitlichen Sinn, als Folgen desselben Zwiespaltes zwischen der idyllischen und der tragischen Seele, den die Landschaft unverändert in sich trägt und den nun auch der Dichter betrachtend nachempfindet.

Die Hölderlinsche Kunst, die einzelnen Teile großer Naturgemälde durch unmerkliche Übergänge zu einem kompositorischen Ganzen zu verschmelzen, erreicht hier ihren Höhepunkt. „Schlank und stark“ ist die Linie des Gedichtes, wie die Brücke, die mit dem unbeweglich darauf stehenden Dichter den idealen Mittelpunkt bildet, Gegenwart und Vergangenheit symbolisch verbindend; das Bild selbst ist aber voller Bewegung, ist nur Bewegung. Zwei Linien kreuzen sich in den ersten Strophen: die Bewegung der Wagen und der Menschen auf der Brücke wird von der Bewegung des Flusses durchschnitten. Ferne wechselt mit Nähe; zwischen den Bergen, aus denen der Fluß kommt, und der weiten Ebene, die den Fluß lockt, breitet sich die Wiese aus, die jedoch auch in Bewegung dargestellt wird, wie sie sich in den Wellen zitternd widerspiegelt. Hier ändert sich plötzlich der kompositorische Rhythmus. Der Dichter erhebt die Augen zum Hügel, auf dem die schicksalskundige Burg thront. Geschichte wird auch diesmal gleich zum Naturbild: die ewige Sonne verjüngt die Burg, die ein feindliches Schicksal, die „Wetter“ des Krieges, aber auch die des Himmels, niedergerissen hatten<sup>45</sup>. Der plötzliche Blick nach oben – eine große kosmisch-geschichtliche Erleuchtung, die, wie es sich zeigen wird (Anm. 62 und 119), die Hauptthemen der späteren großen Hymnik bereits keimhaft in sich birgt – ist indessen von kurzer Dauer. Die Burg ist nämlich nicht in ihrer Bewegungslosigkeit, sondern in Bewegung gesehen; sie „hängt ins Tal“ hinab, bewegt sich gleichsam auf das Tal zu, wie der sich nach Ruhe sehrende Dichter, dessen Augen jetzt stufenweise von der Sonne zur Burg heruntergleiten, dann zu dem mit Sträuchern bedeckten Hügel und zum Tal, wo Heidelberg unter duftenden Gärten ruht. Selbst die Pflanzenwelt gehorcht nun dem Gesetz eines allmählichen Decrescendo (Bäume – Sträucher – Blumen). In dieser sanft gleitenden und doch fast ungeduldigen Bewegung („rauschten . . . herab, . . . blühten herab“) erreicht das Gedicht mit dem letzten Wort „ruht“ fast unmerklich seinen festen Ruhepunkt; erst hier löst ein Prä-

<sup>45</sup> HJb. 1947, S. 58.



sens das in der ganzen Beschreibung herrschende Präteritum ab. Wie am Ende der Hymne an den Äther „lebt“ der Dichter nun wieder, „gern mit den Blumen der Erde“. Die Blumen trennen ihn aber diesmal nicht von der menschlichen Gesellschaft; sie umkränzen die Stadt, die ohne sie gar nicht zu denken ist. Hölderlins „Dankgedicht“ (Beck) an Heidelberg, die „ländlich schönste“ der Vaterlandsstädte, ist sein einziges Gedicht, in dem „Natur und Kunst“, die Landschaft und die von den Menschen geschaffene Welt sich völlig in einem Gesamtbild versöhnen.

#### *Unter Gottes Gewittern*

Wenn wir nur die äußere Geschichte der Motive betrachten, bricht Bacchus, als Gott der überwältigenden Inspiration, mit der Hymne 'Wie wenn am Feiertage . . .' in die idyllische Welt Hölderlins ein. Die Hymne besingt in den mittleren Strophen die Geburt des Bacchus und den Ursprung der Dithyrambe, die, wie die Rebe, ja wie der Weingott selbst, zugleich von den Göttern und den Menschen zeugt, da sie „von Sonn' des Tags und warmer Erde“ entwächst. Hölderlins eigenes Lebenssymbol, die Pflanze, erscheint hier in dionysischer Potenzierung: die Rebe ist nicht mehr der Mensch einfach als Pflanze dargestellt, sie ist ein Sinnbild der Gottergriffenheit, der mystischen Dreieinheit von Mensch, Gott und Lied. Wie bedeutsam auch diese neue Anschauung sein mag, ist der eigentliche dichterische Gehalt der Hymne nicht in ihrer esoterischen Symbolik zu suchen. Es ist nicht sicher, daß wir in der Hymne einen unmittelbaren Niederschlag der Lektüre der 'Bacchantinnen' des Euripides im Sommer 1800 zu sehen haben<sup>46</sup>; und, davon abgesehen, ist es nicht ganz berechtigt, ein Gedicht als eine Dithyrambe zu bezeichnen, nur weil es unter anderem vom mythischen Ursprung der dithyrambischen Dichtung handelt. Jedenfalls hat unsere Hymne eine besondere Stellung in der Lyrik Hölderlins, denn es ist das erste der großen Gedichte, deren Strophenform den Einfluß der pindarischen Metrik verrät<sup>47</sup>. Das berech-

<sup>46</sup> Nach Beißner 677 wurde es bereits gegen Ende 1799 verfaßt.

<sup>47</sup> Die Hymnen setzen sich gemeinhin aus Gruppen zu je drei Strophen zusammen, die einander nach der Zahl der Verse entsprechen. Am regelmäßigsten ist das Schema in Die Wanderung (in der die Folge von drei Strophen zu 12:12:15 Versen dreimal wiederkehrt) und in Friedensfeier (dasselbe Schema viermal).

Das Bemühen, überall dasselbe Prinzip der Dreizahl wiederzufinden (Beißner 680f. und HJb. 1950, 28-46), führt nicht selten zu willkürlichen Eingriffen. Die Abweichungen vom metrischen Schema werden zuweilen nicht inneren poetischen Erfordernissen zugeschrieben, sondern, sei es auch nur hypothetisch, einem „Versehen“ (Beißner

tigt uns freilich noch nicht dazu, die Dichtung der Spätzeit, die „dionysische“ Dichtung Hölderlins, mit dieser Hymne beginnen zu lassen, denn das Dionysische deckt sich mit dem Pindarischen nur zum kleinen Teil und hat bei Hölderlin noch gar nicht die heute geläufige Bedeutung, hat überhaupt keine eigentliche, genau umgrenzbare Bedeutung – wie Dionysos selbst kein eigentliches, kein menschlich faßbares Antlitz aufweist. Damit kommen wir zum wichtigsten Punkt. Der Weingott, der sich der begrifflichen Spekulation Hölderlins so tyrannisch aufdrängte, ist viel eher ein suggestiv vieldeutiger Name als eine dichterische Wirklichkeit. Auch in 'Wie wenn am Feiertage . . .' gibt Bacchus nicht den dichterischen Anstoß; er bietet nur eine Deutung, die dem ursprünglich vorherrschenden Gefühl hinzugefügt, ja geradezu aufgedrängt wurde. Die schönsten Teile der Hymne – Anfang und Schluß – sind dichterisch vollkommen, auch wenn – eigentlich *nur* wenn – man von Bacchus ganz absieht. Die Atmosphäre des Gedichtes ist nämlich nicht, wie etwa in 'Brot und Wein', das verführerische dionysische Halbdunkel. In den beiden ersten Strophen herrscht das klare und freudige Licht der wiedergeborenen morgendlichen Natur, in der letzten das reine und harte Licht eines heroisch bewußten Opferwillens. Dionysos selbst und das eigentlich

730 über die Rheinymne); der Herausgeber glaubt sich berechtigt, solche angenommenen Versehen zu korrigieren, indem er z. B. v. 94 von Der Einzige I zur vorletzten Strophe schlägt, während der Vers in der Handschrift die letzte eröffnet. Um das metrische Schema zu retten (Beißner 753 und 744), wird so der dramatische Effekt des Enjambements zwischen den Versen 93 und 94 zerstört, der doch zum Wundervollsten gehört, was Hölderlin geschaffen hat (s. Anm. 60). Nun geht aber das metrische Schema des Hymnus nicht so sehr aus der unvollendeten ersten Fassung, als aus der dritten, ebenfalls unvollendeten und überdies vollständig chaotischen Fassung hervor, in der gerade die wiederhergestellten Strophen sich im Grenzenlosen verlieren. (Neben v. 80 zu vier Silben hat v. 85 deren gute 27; die Strophe kommt so zu ihren vom Dichter beabsichtigten zwölf Versen; nur können „Verse“ wie 85 leider eben nicht mehr als Verse betrachtet werden, wie das Gedicht in den neuen Teilen überhaupt keine Dichtung mehr ist). Andererseits läßt sich auch nicht behaupten, daß die Gruppen zu drei Strophen immer und zwangsläufig eine psychologische und künstlerische Einheit bilden. In Der Rhein sind die Strophen 12 und 13, die der vorletzten und letzten Trias angehören, trotz Hölderlin selbst sehr eng miteinander verbunden (die erste endet mit dem Abendfest, die zweite beschreibt es); in Patmos findet sich ein Enjambement von außergewöhnlicher Kraft zwischen der vorletzten und letzten Trias; nach Beißner 788 ist es „inhaltlich begründet“; „leichter“ scheint es uns aber wirklich nicht. Auf Grund des Kriteriums der Dreizahl sieht A. Hübscher (Hölderlins späte Hymnen, München 1942, S. 27) in Andenken den „plötzlichen Zerfall der Hymnenform“, da das Gedicht aus fünf (und nicht sechs) Strophen besteht, die er willkürlich in Gruppen von 2 + 1 + 2 Strophen aufteilt, um dann nicht weniger willkürlich zu behaupten, es bestehe zwischen diesen Gruppen kein Zusammenhang.

Dionysische treten aber nur in den mittleren, überwiegend erläuternden, mythologisierenden Strophen auf<sup>49</sup>.

Den wahren Kern der Hymne bildet das Gewitter, das die Erde befruchtet und damit das Fest der wiedergeborenen Natur vorbereitet; in solcher Wiedergeburt erblickt aber der Dichter das Versprechen großer geschichtlicher Ereignisse, die lange im dunklen Schoß der Zeiten ruhen: „Denn sie, sie selbst . . . / Die Natur ist jetzt *mit Waffenklang* erwacht.“ Dieses „jetzt“ kann wohl nur im Zusammenhang mit den geschichtlichen Geschehnissen und Hoffnungen der Jahrhundertwende verstanden werden; es bezieht sich aber sicher auch und vor allem auf ein persönliches Naturerlebnis, auf einen lyrischen Augenblick von außerordentlicher Intensität. Von diesem Augenblick an empfindet Hölderlin das Erwachen der wild-schöpferischen Naturkräfte als Beginn eines großen geschichtlichen Geschehens; von nun an tritt der Dichter der Natur auch als Seher und als Führer seiner Nation auf. So wird der Dichter durch seine hingerissene Bewunderung der schöpferischen Natur selbst zum Helden; seine Stimme ist nunmehr die Stimme der heroischen Natur, in der er den heroischen Geist schlechthin, den Geist der Weltgeschichte erkennt<sup>49</sup>. Klopstock hatte in seinen gewaltigsten Oden die nationale Sendung des Dichters und *daneben* das Frühlingsgewitter als eine religiöse Feier, als eine Offenbarung Gottes verherrlicht; der Nachklang dieser Oden war so tief und anhaltend, daß man versucht ist, das ganze „goldene Zeitalter“ der deutschen Dichtung mit ihnen beginnen zu lassen. Hölderlin nimmt nun die beiden Klopstockschen Motive mit genialer Selbständigkeit wieder auf und verschmilzt sie in einer einzigen, naturreligiösen *und* geschichtlichen Vision; seine ganze spätere Hymne ist bereits enthalten im revolutionär kühnen Vers „Die Natur ist jetzt mit Waffenklang erwacht“, einem Vers, der freilich mit Klopstocks Christentum nicht mehr vereinbar ist. Wie die Natur aus dem Chaos des Unwetters unter Schmerzen und doch freudig eine große geschichtliche Zukunft gebiert, so muß der Dichter, der Gottheit gleich – eben gleich der göttlichen *Natur*<sup>50</sup> – leiden, um die himmlischen Gaben zu empfangen und sie „ins Lied gehüllt“, durch sein menschlich-göttliches Wort gleichsam unschädlich gemacht, seinem Volke zu reichen. Nicht die Gestalt des Bacchus herrscht in unserem Gedicht, sondern die der Seher, die, wie Giganten unbeweg-

<sup>48</sup> Die mythische Erklärung ist im Grunde angelernt: „wie Dichter sagen . . .“

<sup>49</sup> Bereits in Heidelberg ist „Wetter“ durch eine kühne, überaus bezeichnende Zusammenziehung kosmisch *und* geschichtlich zu verstehen (HJb. 1947, 58).

<sup>50</sup> Die Worte „eines Gottes Leiden / Mitleidend“ lauteten ursprünglich viel genauer „mitleidend . . . den göttlichen Zorn der *Natur*, und ihre Wonnen“.

lich zwischen Himmel und Erde stehend, sich kühn dem Gewitter aussetzen und die Arme zur Gottheit emporstrecken, um ihren Blitz zu erflehen und zu fassen: den Worten „So steht ihr unter günstiger Witterung“ in der weiten Periode, die die beiden ersten Strophen umfaßt, entsprechen in der Schlußstrophe genau die Worte

Doch uns gebührt es, unter Gottes Gewittern,  
Ihr Dichter! mit entblößtem Haupte zu stehen

und die Schlußworte „bleibt das ewige Herz doch fest“. Eingerahmt von dieser doppelten und doch einheitlichen Darstellung der aufrecht zwischen Himmel und Erde stehenden Dichter, zeichnet sich die Hymne durch eine kraftvolle Einheit aus, die den Tumult der dionysischen Bilder in den mittleren Strophen gemessen und besonnen in eine feste Ordnung zwingt. Wir lernten den jungen Hölderlin kennen, der seine Arme zum Äther erhebt, um gleich einer Pflanze das göttliche Licht in sich aufzunehmen; den Mittelpunkt des ‚Empedokles‘ bildet der Seher, der, allein auf dem Gipfel des heiligen Berges, die Arme furchtlos gen Himmel hebt:

Der Eine doch, der neue Retter, faßt  
Des Himmels Strahlen ruhig auf;

aber Hölderlin wagte hier noch nicht, in seinem Helden sich selbst zu erkennen; er wagte nicht einmal, die Frage zu beantworten, ob Empedokles wirklich der erwartete Retter sei. In unserer Hymne nun setzt sich der im kosmischen Sturm wiedergeborene Dichter zum ersten Male völlig dem Seher – und dem Erlöser gleich. Die große Schlußstrophe der Hymne stellt die glücklichste Verschmelzung von Gespannt- und Beherrschtsein in der Lyrik Hölderlins dar<sup>51</sup>. Nie wieder wird der Dichter die beiden

<sup>51</sup> Der letzte Teil der Hymne wurde wiederholt überarbeitet, sicher auch weil der Dichter ihm eine einwandfreie metrische Form geben wollte. Aber auch hier zählt nicht die Absicht, sondern die poetische Durchführung. Wenn auch in diesem Fall keine der Fassungen von Hölderlin als „endgültig“ betrachtet wurde, so gilt doch immer der Grundsatz, daß eine „autorisierte“, vom Dichter selbst als endgültig angesehene Fassung nicht unbedingt die beste sein muß (ausgezeichnete Bemerkungen dazu in F. Sengles Aufsatz, HJb. 1948/49, 132 ff.) und daß eine dem vorher festgelegten metrischen Schema folgende Fassung nicht zwangsläufig einer anderen vorzuziehen ist, in der das Schema aus zwingenden dichterischen Gründen durchbrochen wurde. Nach der Handschrift zu schließen, hat sich Hölderlin gewiß nie vorgenommen, das Gedicht mit den Worten „bleibt das ewige Herz doch fest“ zu beenden; doch schließt das Gedicht, das seinen Eigenwillen und sein Eigenleben hat, mit diesen Worten. Die ganze Strophe betont die Reinheit des Sehers, der – wie Empedokles in der letzten Fassung – nicht der Hybris der Selbstvergottung verfällt; dieses Gefühl der Unschuld gestattet dem Dichter die Konstruktion des machtvollen Finale „Und tieferschütterter, eines Gottes Leiden / Mitleidend, bleibt das ewige Herz doch fest.“ Die Verse zeichnen

stärksten Komplementärgefühle der letzten Hymnen – die heroische Bereitschaft für die göttliche Erleuchtung und die Furcht vor dem vernichtenden göttlichen Blitzstrahl<sup>52</sup> – mit derselben kraftvollen Sicherheit in einem Bilde gestalten.

Die dionysischen Motive treten nach der Hymne 'Wie wenn am Feiertage . . .' in den Gedichten 'Stuttgart' (später: Die 'Herbstfeier') und 'Der Weingott' (später: 'Brot und Wein') auf, in denen sich Hölderlin vor-

erstaunlich plastisch die Gestalt des Sehers. Die Rekonstruktion dieser Verse durch Hellingrath (IV, 153, 64f.) ist in ihrer Kraft und Knappheit der Stuttgarter Ausgabe unbedingt vorzuziehen. Diese liest sich aus den Varianten drei Verse (64–66) zusammen, die das so einheitliche Bild unnötig komplizieren, indem sie der Beschreibung des nahenden Gewitters einen Hinweis auf das Nahen des Gottes selbst anfügen. In der Seher-Strophe, die länger ist als die übrigen, können wir eine Art – poetisch durchaus berechtigten – Nachgesang sehen (E. Lachmann, DVjs. 17, 237); die über ihre Grenzen verlängerte Strophe kann aber auch als eine Art ideales Strophenejambement zwischen einer vollendeten und einer nur begonnenen Strophe (63–65) aufgefaßt werden. (In der Handschrift ist nach Lachmann 237 der Zwischenraum zwischen Vers 62 und 63 etwas größer als die üblichen Zwischenräume der Verszeilen, freilich nur halb so groß wie der vorhergehende Strophenabstand.) Die kraftvolle Verbindung zwischen „Hände“ (Ende der Nebensätze) und „Des Vaters Strahl“ (Beginn des Hauptsatzes) verwirklicht, wie uns scheint, einen überaus konkreten, fast stofflichen Kontakt zwischen Menschlichem und Göttlichem, wie in Goethes Grenzen der Menschheit (s. Anm. 52) der Kontakt zwischen Gott und Mensch in einer analogen poetischen Situation und in einer analogen syntaktischen Periode gleichsam einen überspringenden Funken erzeugt (Kontaktstellung der Zeitwörter: „ . . . sät: küß' ich . . .“). – Gleich nachdem er sein großartiges Bild geschaffen hatte, gedachte der ob seiner Kühnheit und auch ob seiner Kraft anscheinend fast erschrockene Dichter, dem Bild des selbstbeherrschten Sehers einen Widerruf folgen zu lassen; schon von der ersten Fassung an finden wir die Worte „aber wehe“ (Anm. 26). Der nie vollendete Widerruf hätte die Bestrafung der Hybris des Sehers darstellen sollen, der nunmehr als Entweiher seiner heiligen Sendung und damit als „falscher Prophet“ betrachtet und mit Recht vom Blitzstrahl der Götter zerschmettert wird. Solch schuldbehaftetes Zurückweichen ist für Hölderlin überaus bezeichnend (s. Anm. 102). Zusammenfassend können wir sagen, daß es Hölderlin nur in *einem* Gedicht und auch darin nur einen einzigen kurzen Augenblick lang gewagt hat, sich zum – wahren und reinen – Seher zu erklären und den Blitz anzurufen.

<sup>52</sup> Vom Motiv des Sehers, der den Blitz anruft, scheint der Beginn von Grenzen der Menschheit, den der Dichter selbst im Brief vom 4. Dezember 1801 zitiert, nicht weit entfernt zu sein. Aber Goethes „rollende Wolken“ werden ihm Zitat ganz von selbst zu „rötlichen Wolken“, da Hölderlins Vision weit mehr vom Flammenschein gezeichnet ist, als die Goethes. Wir sind nicht mehr erstaunt, wenn in einem späteren Brief an denselben Freund das Thema des „himmlischen Feuers“ wieder aufgenommen wird und schließlich in dem fürchterlichen, unvergeßlichen Geständnis gipfelt „und wie man Helden nachspricht, kann ich wohl sagen, daß mich Apollo geschlagen“ (V 327). Hier wird der nur geplante Schluß unserer Hymne zur tragischen biographischen Wirklichkeit. – Zuletzt ist noch Der Ister v. 1 zu erwähnen (Anm. 119).

nahm, die im 'Archipelagus' ersehnte deutsche Herbstfeier in dionysischem Gewand, als das Fest der Weinlese, zu besingen. Was in diesen Gedichten überrascht und die schweren Mängel ihrer Struktur erklärt, ist der mißglückte heidnisch-christliche Kompromiß. Nicht genug damit, daß Hölderlin nach dem heroischen Augenblick in 'Wie wenn am Feiertage . . .' die stolz-bewußte Bestätigung seiner Sendung durch einen freilich unvollendeten, stammelnden Widerruf ersetzte; anscheinend wollte er die Bedeutung jenes Augenblickes noch weiter abschwächen, indem er ihm einen christlichen Sinn unterlegte: so als ob seine Schuld nicht in seiner – wirklichen oder angeblichen – titanischen Anmaßung zu suchen sei, sondern im Preis eines heidnischen Gottes. Der Weingott wurde verchristlicht; dabei folgte der Dichter einer Tradition der schwäbischen Mystik, die dem christlichen Symbol des Weins eine orgiastische Deutung gegeben hatte. Christus trat so gleichsam verstoßen in die Dichtung Hölderlins ein, in der Gestalt des Dionysos<sup>53</sup>; damit verwischten sich aber die Züge Christi bis zur Unkenntlichkeit<sup>54</sup>, ohne daß Dionysos des-

<sup>53</sup> Der Weingott ist von der ersten Fassung an *auch* Christus; aber zum Wein, dem Symbol des Bacchus, kommt später das christliche Brot. Brot und Wein bilden die untrennbaren charismatischen Symbole des Christentums; Christus ist also Bacchus und zugleich mehr als Bacchus, eine historisch spätere und *deshalb* vollkommene Offenbarung des Göttlichen. Aber das in den letzten beiden Strophen von Brot und Wein nur beiläufig erwähnte Brot vermag sich nicht als dichterische Realität neben dem Wein durchzusetzen; der neue Titel erscheint deshalb unangemessen, da er mehr verspricht, als das Gedicht enthält. Die historische Betrachtung der Religion verbindet sich dann mit einer verwickelten geographischen Spekulation. Brot und Wein sind „Frucht von Hesperien“, sind die in den Okzident übertragenen Symbole des Christentums. Hesperien ist bei Hölderlin die Verlängerung des eigentlichen Griechenland nach Westen, die erhoffte Wiedergeburt Griechenlands im Westen und zumal in Deutschland. Der Dichter brachte vermutlich die Äpfel der Hesperiden mit denen der nordischen Göttin Iduna, der Göttin der ewigen Jugend und der Wiedergeburt, in Verbindung. In diesem Sinne wird man im Abendland den Sonnenuntergang das im Archipelagus verkündete herbstliche Fest der wiedergeborenen Götter feiern. So wird die abendliche Theophanie zu einem geschichtlich-geographischen Wunschbild. Aber Hesperien, das *Abendland*, hat vor allem eine christliche Bedeutung; sein Name evoziert die Idee des *Abendmahls*, das Sakrament der Kommunion, das Christus „am Abend“ seines irdischen Tages stiftete. (Diese Deutung glaube ich den Ausführungen Böckmanns 364 entnehmen zu können.)

<sup>54</sup> Christus ist der „Syrer“ (Brot und Wein v. 156, vgl. Versöhnender . . . II 41). Syrien kann einfach Palästina bedeuten (so sicher in der Barockfassung von Patmos, StA II 797), es ist aber ein gräzisiertes Palästina, genauer: jenes Kleinasien, das das Reich des Dionysos war, bevor er nach Griechenland kam (vgl. die Übersetzung der Anfangsverse der Bacchantinnen, V 340). Die Parallelstellen beweisen nicht, daß der Syrier in eigentlichem und ausschließlichem Sinne des Wortes Christus ist; sie zeigen nur, daß Hölderlin versucht, Christus in dionysischem Sinne umzustilisieren. Auch

halb irgendwie dichterisch lebendiger wurde<sup>55</sup>. Die Lösung der religiösen Problematik – die christliche Wiedergeburt der heidnischen Götter in Deutschland – versucht der Dichter durch eine zu gewaltsame Umdeutung der Symbole zu erreichen: „Siehe! wir sind es, wir; Frucht von Hesperien ist!“ In Wirklichkeit herrscht in beiden Gedichten das Gefühl der Enttäuschung vor; die Herbstfeier ist auch diesmal nur der Traum und die Erwartung des Festes. Diese Enttäuschung gilt es zunächst zu klären. Der Seher, der eine große, geschichtliche und religiöse Offenbarung zu verkünden hatte, fand – wie Empedokles beim Fest der Agrigenter – taube Hörer, die der Begeisterung unfähig waren<sup>56</sup>; andererseits ließ er sich von seiner Begeisterung zu sehr hintreiben: er verstand es nicht, wie Sokrates, beim Gastmahl, „es sei um Mittag oder es gehe bis in die Mitternacht“, hell zu bleiben<sup>57</sup>. Hier klingt zum ersten Male ganz leise der Gegensatz von Begeisterung und Maß an, das tragische Motiv

als „Fackelschwinger“ ist Christus dem Weingott gleichgesetzt (Brot und Wein v. 155, vgl. „der Gewittertragende“, Patmos v. 78 und „schnellentzündend“, Versöhnender . . . I 63).

<sup>55</sup> Rein ornamentale Allegorik: Hölderlin erwähnt dreimal Rebe und Tanne, die Wahrzeichen des Dionysos, und erklärt dann nur allzu genau die Bedeutung der immergrünen Tanne. Vgl. aber Anm. 82.

<sup>56</sup> Seine Zuhörer zeigten sich zu skeptisch („allzuklug“, Die Herbstfeier v. 37) und machten sich sogar über ihn lustig (Brot und Wein v. 47). In gleicher Weise war der wahre Grund der Unstimmigkeit zwischen Empedokles und den Agrigentern, die sich ebenfalls während eines Festes äußerte, unbestimmt geblieben. („Empedokles nimmt ein besonderes Ärgernis an einem Feste“; dann die noch allgemeiner gehaltene Andeutung: „Ärgernis des Empedokles“ III 67 und 68.) Diese Unbestimmtheit ist auffallend, denn gerade der Konflikt mit den Mitbürgern sollte die Triebfeder der Handlung sein.

<sup>57</sup> Hölderlin kann oder will hier über den eigentlichen Sinn des dionysischen Erlebnisses, der Selbstaufgabe, des Sichvergessens, noch nicht klar werden; der Weingott offenbart sich jedenfalls mehr im Schlaf als im Rausch. Die Stadt Stuttgart gönnte dem Dichter sonst „süße Vergessenheit bei gegenwärtigem Geiste“; das deutet schon auf das Motiv der sokratischen Helle auch im Augenblick der heiligen Trunkenheit hin. Begeisterung und Helle scheinen das Wesen des „Heilignüchternen“ (Deutscher Gesang v. 18, vgl. auch Hälfte des Lebens v. 7) auszudrücken, das Wesen der reinen künstlerischen Beschaulichkeit, die die heiligen Augenblicke der Inspiration im hellen Geiste treu bewahrt; jetzt fühlt sich aber der Dichter fast gezwungen, „die Vergessenheit und das Heiligtrunkene“ (Brot und Wein v. 33) anzurufen; allerdings hofft er, daß die Nacht ihm auch „heilig Gedächtnis“ gönnen werde, „wachend zu bleiben bei Nacht“. Seine eigentliche Schuld erblickte er aber vor allem wohl darin, daß er bereits während des Festes, ja schon vor dem eigentlichen Vollzug des Festes sich dem Schlaf hingegeben hat („Und versucht zu Lust, eh' es die Not ist, den Schlaf“, v. 26). Damit hat er sich aber nicht nur des sokratischen Vorbildes (Der Rhein v. 206–209) unwürdig erwiesen; er hat vor allem das heilige zyklische Gesetz des Tages verletzt.

vom Dichter, der kein Weiser ist, der nie zum Weisen werden kann, weil er eben zu sehr Dichter ist. („Nie treff ich, wie ich wünsche, das Maß!“) In der ersten, seinem Freund Schmid gewidmeten Elegie verspricht er diesem, er werde weitere Freunde mitbringen, um mit ihnen das Fest zu feiern: sie beide allein könnten die große neue Lehre nicht verkünden. In Wahrheit befand sich Schmid im Herbst 1800 nicht in Stuttgart; der Dichter besingt also nicht das Fest, das er wirklich erlebte, sondern ein Fest, wie es hätte sein sollen, wie es dereinst sein wird. In der letzten Strophe wird er unvermittelt der Gefahr dieses Spiels mit der Phantasie gewahr; mit verzweifelm Flehen ruft er die Freunde an, die er haben möchte, die er nicht hat. Wie aus einem Traum erwachend, muß er erkennen, daß er allein ist; doch weigert er sich noch, seinen Augen zu glauben. Erschütternd ist die dramatische Bewegtheit, das unentwirrbare Nebeneinander von Wirklichkeit und Traum in der Schlußstrophe:

. . . o kommt! o macht es wahr! denn allein ja

Bin ich und niemand nimmt mir von der Stirne den Traum?

In der zweiten Elegie verblaßt die erträumte Gemeinschaft mit den Freunden vollständig. Heinse, dem die Elegie gewidmet ist, wurde von Hölderlin zu sehr verehrt, um, wie Schmid, und sei es auch nur in der poetischen Fiktion, eingeladen werden zu können; im übrigen hatte er selbst die große dionysische Feier als eine noch in weiter Ferne liegende verkündet. In 'Herbstfeier' gelangt Hölderlin zur Überzeugung, daß der beste Teil, die wahre Freude seines Gesangs den späten Enkeln vorbehalten sei (v. 108); in 'Brot und Wein' verzichtet er auf jeden Gesang und ruft in seiner Verzweiflung den Schlaf um Vergessen an (v. 26): man beachte die tiefe Trostlosigkeit des Rhythmus, die erschreckend zunehmende Zerbröckelung des Periodenbaus (AR 41) in den Versen

. . . Indessen dünket mir öfters

Besser zu schlafen, wie so ohne Genossen zu sein,

So zu harren, und was zu tun indes und zu sagen,

Weiß ich nicht, und wozu Dichter in dürftiger Zeit?

Man löse die Elegien von ihrem mythisch-theologischen Gerüst: übrig bleibt im wesentlichen eine ergreifende Poesie der Verzweiflung, die sich allmählich in einer ganz undionysischen Selbstbetäubung auflöst. Die Verzweiflung ist echt; die Hoffnung – der descensus des Fackelschwingers Christus-Dionysos – eine Möglichkeit, die der Dichter sich nicht vorzustellen vermag.

Dem fortschreitenden Schwinden der Begeisterung<sup>58</sup> entspricht aber der zunehmende Verfall der dichterischen Substanz. 'Herbstfeier' gipfelt

<sup>58</sup> Das Fortschreiten der Enttäuschung wird noch deutlicher, wenn man die später verfaßte Elegie Heimkunft nach der Anordnung des Dichters selbst als Vorgängerin

im freudig-bewegten Bild der Weinlese (Strophe 4); etwas konventionell wirkt daneben die Aufzählung der großen Gestalten der schwäbischen Geschichte in der vorangehenden Strophe und die allegorische Darstellung der Stadt Stuttgart als einer dionysischen Priesterin in der folgenden. Die Mondnacht im Eingang von 'Brot und Wein' ist in ihrer majestätischen Trauer von eigenartiger, geheimnisvoll leuchtender, aber alles andere als dionysischer Schönheit und bildet eine fast unwillkürliche meditative Pause. Gegenüber dieser Nacht verliert die symbolische Nacht der letzten Strophe jede Konsistenz. Es verweben sich darin heidnische und christliche Reminiszenzen, die überfrachtet sind mit esoterischen Bedeutungen und des dichterischen Lebens ermangeln. Dionysos versöhnt nach Hölderlins Erklärung die Nacht mit dem Tage; ungeprüft nahmen viele Deuter diese Worte auf und glaubten, im Gedicht ein komplexes künstlerisches Spiel von Licht und Schatten entdecken zu können. Die visionäre Beschwörung Griechenlands in der dritten Strophe steht aber – trotz Guardini – nicht auf der Höhe der besten Gedichte Hölderlins<sup>59</sup>; noch weniger poetische Kraft weist am Schluß die Beschreibung des Schlafes auf, der die „seligen Weisen“ der christlichen Vorhölle *und* den Hades mit dem Titan und Cerberus umfängt. Ein tiefer kosmischer Schlaf senkt sich auf alles herab, eine glückliche, halbbewußte Besonnenheit, blaß erhellt von einem dämmernden Vorgefühl einer möglichen, vielleicht nahen Wiedergeburt. Dies und nichts anderes hat Hölderlin hier auszudrücken vermocht; die Interpreten, die in 'Brot und Wein' ein unvergleichliches Meisterwerk sehen, nehmen Schatten für lebendige Gestalten, verwechseln leidenschaftliche Wunschbilder, die sich auf wirre mythisch-theologische Spekulationen stützen, mit verwirklichter Dichtung.

Weder die Hymne 'Wie wenn am Feiertage . . .', noch die beiden Stuttgarter Elegien eröffnen eine neue Phase in der Geschichte der Lyrik Hölderlins. Wo beginnt also der neue tragisch-orphische Stil, der nicht nur die Stille des Äthers, sondern auch eine tiefere und geheimnisvollere „Göttersprache“ darzustellen vermag, jenes „Schicksalslied“ des Wechsels und des Werdens, das die Sterblichen nicht unbestraft enthüllen können? Der neue Stil ist weder an bestimmte Motive, noch an bestimmte

der beiden Elegien von 1800 betrachtet. In Heimkunft ist der Dichter wirklich von den Freunden und den Familienangehörigen umgeben, die ihn wahrhaft lieben, wenn sie ihn auch nicht verstehen.

<sup>59</sup> Die in einer Art halluzinatorischer Anstrengung geschaffene mythische Landschaft (Saal, Boden, Tisch, v. 57) stürzt sofort wieder in sich zusammen, weil sie die religiös-symbolischen Elemente, den Tempel, den Thron, die heiligen Gefäße (v. 59), die sie doch enthalten müßte, nicht aufzunehmen vermag: der „Tempel“ ist eben noch immer, wie im Archipelagus, leer und leblos.

metrische Formen gebunden. Die dämonisch großartige Kunst der plötzlichen Unterbrechungen und der grellsten Erleuchtungen läßt sich bereits in Gedichten der mittleren Zeit aufweisen, in denen einzelne lyrische Augenblicke von außerordentlicher Kraft die kompositorische Einheit fast zu sprengen drohen. Auf das plötzliche, ungewollte Aufbäumen des Titanentums am Schluß des Gedichtes 'Da ich ein Knabe war' haben wir bereits hingewiesen. Noch bezeichnender ist in einigen klassisch gemessenen Kurzoden die Unterbrechung des metrischen Schemas. Die regelmäßige Struktur von 'Abendphantasie', in der jede Strophe eine in sich geschlossene Situation schildert, zerreißt plötzlich am Ende der vierten Strophe; der Dichter schwingt sich in ekstatischem Anruf zum Himmel, voll Sehnsucht, sich mit den purpurnen Abendwolken aufzulösen im All:

. . . und möge *droben*  
In Licht und Luft zerrinnen mir Lieb und Leid!

Der unbezwingbare Aufschwung der Seele erreicht mit *droben* seine Akme; das Wort bedeutet hier wirklich „über alles Begreifen hoch“ und kündigt mit seinem verschwebenden Ton die hauchleichte Auflösung im folgenden Verse an (vierfache Allitteration der Liquida l). Diese musikalische Weichheit läßt uns nicht gleich erkennen, daß wir hier bereits eine jener ausgesprochen „harten“ Fügungen der Spätzeit vor uns haben, die das plötzliche, überwältigende Einbrechen eines urmächtig Visionären durch den dramatischen Kontrast zwischen Metrik und Syntax ausdrücken<sup>60</sup>. Wie der titanische Stil aus dem idyllischen hervorwächst, ist mit der größten Deutlichkeit in der Umgestaltung einer Stelle der 'Elegie' zu sehen:

Dien' im Orkus, wem es gefällt! Wir, welche die *stille*  
Liebe bildete, wir suchen zu Göttern die Bahn!

<sup>60</sup> In solchem Kontrast zwischen Syntax und Metrik liegt oft die ganze Kraft der großen Hymnen. Der am Strophenende unvollendete Satz erzeugt die Empfindung eines raptus (Abendphantasie, Der Einzige, s. Anm. 93), einer ausgesprochen liturgischen Elevation („ein Lösungszeichen“ zwischen den Strophen 12 und 13 von Patmos), vor allem aber den Eindruck einer magischen Nennung, gleichsam einer poetischen Schöpfung ex nihilo („Asia“ zwischen den Strophen 4 und 5 von Am Quell der Donau und ganz ähnlich zwischen den Strophen 2 und 3 von Patmos. Auf gleiche Weise nennt Shelley unmittelbar am Anfang einer neuen Strophe Athen und läßt es so vor unseren Augen aus dem Nichts entstehen: „when o'er the Aegean main || Athens arose.“) Was aber bei anderen Dichtern eine ganz seltene Ausnahme darstellt (undenkbar wäre etwas Ähnliches in den großen Hymnen etwa eines Goethe oder eines Leopardi), ist bei Hölderlin manchmal (besonders in Am Quell der Donau) geradezu die Regel. (Vollständige Aufzählung der Stellen in AR 44–46.)

In 'Menons Klagen' wird aus diesen Versen

Großes zu finden, ist viel, ist viel noch übrig und wer so  
Liebte, gehet, er muß, gehet zu Göttern die Bahn!

Welche Dämonie waltet in der neuen Fassung! Nicht die Stille wird nun durch das Enjambement hervorgehoben; nach dem in trunkener Freude wiederholten Ruf „ist viel!“, nach der gewaltigen Spannkraft von „so“, das am Versende einen unnatürlich starken Ton hat, scheint der Schaltsatz „er muß“, der sich mit ungestümer Hartnäckigkeit wie ein Keil zwischen „gehete“ und „gehete“ zwängt, den dem Dichter vorgeschriebenen Weg unterbrechen zu wollen (man beachte: drei starkbetonte Zeitwörter und drei starke Zäsuren in der ersten Vershälfte des Pentameters, im ganzen nur sechs Silben!), während er in Wirklichkeit die unerbittliche Notwendigkeit dieses Weges selbst schafft. Diese Beispiele mögen zeigen, daß eine genaue chronologische Unterscheidung der Stilarten Hölderlins kaum durchzuführen ist; wir werden aber sehen, daß erst das Erlebnis der Alpenlandschaft im Frühjahr 1801 jenem titanischen und orphischen Grundzug, der schon seit langer Zeit in der Seele des Dichters vorhanden war, zum plötzlichen und vollen Durchbruch verhalf.

#### *Die Hymnen an die Ströme des Vaterlands*

Das Gewitter, das im Gedicht 'Wie wenn am Feiertage . . .' die Natur erneuert, ist eine fast prophetische Vorwegnahme jener weit großartigen Naturoffenbarung, die Hölderlin 1801 in den Schweizer Alpen zuteil wurde. In der Schweiz sah der Dichter, wie unter den Strahlen der Frühlingssonne die Flüsse auftauten und die Gletscher schmolzen. Dieses Naturschauspiel prägte sich seiner visionären Phantasie unzerstörbar ein. Die Alpen wurden dem Dichter zum Berg Sinai, auf dem er zu seinem Gott „vieles sprach“ und eine geheimnisvolle Bitte, die leidenschaftlichste Bitte seiner Seele, an ihn richtete ('Heimkunft' v. 37-40). Die Alpen blieben von diesem Augenblick an die eigentliche Mitte seiner kosmischen Schau. Über den Alpen thront jener höchste Gott, der seine Gaben über die Erde ausgießt, indem er im Frühling die im Eis gefesselten Wassermassen löst und sie in befruchtende Ströme verwandelt. Die wundervolle Beschreibung der Alpen in der ersten Strophe von 'Heimkunft', die das wild jubelnde Chaos der erwachenden Naturkräfte ins Maß des griechischen Distichons, unter das Gesetz einer genauen Symmetrie zwingt, wird am Anfang der Hymne 'Die Wanderung' wieder aufgenommen, wo sie eine hieratisch-magische Transparenz gewinnt. Die über die Gletscher gleitenden Sonnenstrahlen erscheinen dem Dichter jetzt als priestertlich

reine Hände, unter deren leichter Berührung aus heiligen Silberschalen sich sprudelnde Quellen auf die Erde ergießen. Das bacchische Fest der Natur wird so zu einem feierlichen Kultakt. Eingeweiht in das tiefste Geheimnis der Natur, fühlt sich der Dichter als Herold des wieder erwachenden, des ewigen Lebens, als ein kosmischer Demiurg gleichsam, und erkennt sich im Adler wieder, der in der Morgendämmerung mit seinem Sturmschrei den Tag ruft und verkündet:

Dennoch merket die Zeit der Gewittervogel, und zwischen  
Bergen hoch in der Luft weilt er und ruft den Tag<sup>61</sup>.

Von da an ist für Hölderlin der über den Gipfeln fast unbeweglich schwebende Adler<sup>62</sup> das natürlichste Sinnbild des heroischen Sehers, der in königlicher Ruhe und kämpferischer Ungeduld nach den ersten Zeichen einer nahen großen Erneuerung späht. Das Dioskurenmotiv erhält im Adlerbild eine spontane Lösung: der Gewittervogel „merket“ und verkündet den Tag; er „ruft“ und schafft ihn aber auch. Die Erneuerung wird von Hölderlin wieder als eine kosmische, zugleich aber auch als eine geschichtliche empfunden. Die kombinierende Phantasie des Dichters

<sup>61</sup> Der Adler tritt zunächst in Metaphern und Vergleichen auf (Hymne an die Freiheit [1792] v. 1); allegorisch-dekorativ ist die Verknüpfung der solaren Wappentiere Adler und Löwe (Das Schicksal v. 38f., Hymne an die Freiheit [1793] v. 10-12, An die Unerkannte v. 4-6); daneben der gleichfalls solare Falke (Hymne an die Freiheit [1793] v. 10). Die Dioskuren werden als Adlerpaar dargestellt (Hymne an die Menschheit v. 58f., auch Das Schicksal v. 38f., vgl. dagegen die spätere Perspektive in An Eduard, s. Anm. 7). Dem Adler gegenüber erscheint der Geier als unedel (Hymne an die Freiheit [1792] vv. 1 und 44); Hölderlin korrigiert hier implizite Goethes Harzreise (s. Anm. 62), indem er seine Hymne mit dem Adler- und nicht mit dem Geierbild beginnt. Zur unmittelbar erlebten, majestätischen Wirklichkeit wird der Adler in Kanton Schweiz v. 36f.: „Vom Sturme getragen / Schrie und stürzte der Aar, die Beut' im Tale zu haschen.“ Als Adler erscheinen Napoleon, aber auch dessen „Verkünder“ Rousseau (s. Anm. 32). In Menons Klagen erhält der Adler zum ersten Male eine ausgesprochen religiöse Bedeutung: „Dort, wo die Adler sind, die Gestirne, die Boten des Vaters.“

<sup>62</sup> Heiliger Berg, Adler und Bergstrom gehören unzertrennlich zueinander. Ein ähnlicher Zusammenhang ist bereits in der Anfangs- und Schlußstrophe der Harzreise im Winter vorhanden; dieses Gedicht beginnt mit der Darstellung des Raubvogels, der dem Dichter und dessen Lied gleicht, und schließt mit der Verherrlichung des wolkengekrönten Berggipfels, der zum geheimnisvollen Mittelpunkt des Weltalls wird und „aus den Adern“ seiner „Brüder“ die Welt neben sich „wässert“. Von einer eigentlichen Goethe-, „Reminiszenz“ ist natürlich nicht zu sprechen; wir wollen nur betonen, daß das Erlebnis der Alpen in Hölderlins Seele ein archetypisches Bild erweckte und verstärkte, das darin schon seit langem vorhanden war und das er übrigens z. T. bereits dichterisch gestaltet hatte. In Heidelberg finden wir in einem einzigen Bild den allverjüngenden Himmel, den Berggipfel (mit der gigantischen Burg darauf)

wurde nämlich sofort angeregt durch die geographische Lage der Alpen im Herzen Europas und die dreifache Wasserscheide des Gotthard, von dem aus sich Rhein, Tessin und Rhone nach Deutschland, Italien und Frankreich ergießen. Die „unermessliche Werkstatt“ der Natur wird so zugleich zu einem geographisch-geschichtlichen Mittelpunkt. Geschichte und Geographie werden sublimiert in einer neuen Mythologie der Alpen und Flüsse, auf die sich das Beste der Spätlyrik Hölderlins gründet.

In einem idealen Sinne, der der Chronologie sicher nicht genau entspricht, ist 'Der Rhein' die erste der großen Hymnen an die Ströme des Vaterlands. Der Lauf der Flüsse entspricht nach Hölderlins tiefstem Lebensgefühl dem Lauf des menschlichen Lebens; die Ströme fließen nach ihrem eigensten Lebensgesetz, wenn sie, wie der Main, „ruhig mit den Sternen“ von *ihrem*<sup>63</sup> „Morgen zum Abend“ – also von Osten nach Westen – „wallen“ ('Der Main', v. 37f.). Die Donau kehrt dieses Gesetz mit titanischem Eigenwillen um und ist eben deshalb ein heroisch verwegener Fluß<sup>64</sup>. Auch den Rhein treibt „die königliche Seele“ ungeduldig nach Asien; er muß sich aber statt dessen nach Norden wenden, durch göttlichen Willen, aber auch durch die eigene Liebe an die deutsche Erde gebunden. Die unvergleichliche Kraft der ersten sechs Strophen – vielleicht der organischsten Strophenfolge in der ganzen Dichtung Hölderlins – wird gespeist aus der Wahrnehmung eines tragischen Geschicks, das nur allmählich bewußt und heroisch angenommen wird. Der Rhein

und den Strom (der freilich mit dem Berg noch nicht in Zusammenhang gebracht wird); in Herbstfeier, höchstwahrscheinlich vor dem Schweizer Aufenthalt verfaßt, nehmen die Hügel um Stuttgart bereits die „unermessliche Werkstatt“ der Alpen mit kühner Übertreibung vorweg: „Groß ist das Werden umher. Dort von den äußersten Bergen / Stammen der *Jünglinge* viel . . . und hundert geschäftige Bäche / Kommen bei Tag und bei Nacht (vgl. Heimkunft v. 18) nieder und bauen das Land.“ Der Strom als heroischer Jüngling ist z. T. auf F. L. Stolberg (vgl. Beißner 413) und auf Mahomets Gesang zurückzuführen (der sich dann in Hölderlins Ganymed seltsamerweise mit Goethes Ganymed kontaminiert hat, vgl. auch Anm. 7).

<sup>63</sup> Das Possessivpronomen faßt Stromlauf und Lebenslauf in *einem* Bild zusammen. Der Jüngling erscheint deshalb wieder als heroischer Strom, der kühn seinem Untergang entgegenfließt (s. Anm. 44), zuweilen aber auch in der Abendstunde ruhebedürftig „den Bach hinab / Nach seiner Hütte“ wandelt (An die Ruhe v. 21f.).

<sup>64</sup> Hier scheint mir nun das Vorbild F. L. Stolbergs wirklich entscheidend gewesen zu sein, vgl. „Schweig indessen, Gesang! / Bis du einst der Göttin, / Wie die *Donau der Sonne*, / Von ihrem Glanze golden und rot, / Freudig und donnernd entgegen strömst!“ Die Schönheit v. 64–68. „So ermahnte die Deutschen der Priester in Rom / Von der *Donau sonnenbegegnendem Strom* / Bis zu den baltischen Wellen“, Graf Gleichen v. 28–30. Hölderlin scheint hier eine Ähnlichkeit empfunden zu haben zwischen der Donau, die kühn der Sonne entgegenfließt, und dem Adler, der sein Auge nicht weniger kühn zur Sonne wendet.

kennt den leichten Weg zum Meer nicht, wie der Tessin und die Rhone, die mit ihm am Gotthard entspringen. Ein harter und gewundener Weg ist ihm vorgezeichnet. Ein gefesselter Titan, flucht er dem Vater Äther und der Mutter Erde („furchtbar war, da lichtlos er / In den Fesseln sich wälzte, / Das Rasen des Halbgotts“); blind in seiner Wut, durchbricht er die Felsenwände und scheint die ganze Natur mit sich zu reißen (kühnste Zusammenziehung der Bilder: „wie Bezauberte fliehen / Die Wälder ihm nach und zusammensinkend die Berge“); dann aber, gereinigt und gekräftigt durch furchtbare Leiden, nimmt er sein Schicksal an, das ihn nach Norden weist, und verdient sich den Namen eines Vaters und Nähers der deutschen Erde.

An diesem Punkt zerbricht die Linie des Gedichts. An die Stelle des Flusses, der ein Held ist, tritt der Held, der nicht mehr als Fluß dargestellt wird: der Rhein fehlt im ganzen zweiten Teil (Str. 8–14) des nach ihm betitelten Gedichtes durchaus<sup>65</sup>. In den folgenden, an poetischen Ansätzen reichen, aber ziemlich wirren Strophen 8–11 verurteilt der Dichter den frevelhaften, gottverachtenden Titanismus (aber hatte sich der Rhein nicht gerade eben von dieser Haltung gereinigt?) und geht unvermittelt zu einem neuen Thema, zum Preis Rousseaus über, der ihm als Prototyp der großen Helden des Geistes<sup>66</sup> erscheint, welche sich, wie Hölderlin selbst, von der Welt zurückziehen und enttäuscht und verbittert über die Menschen, aber auch erschreckt von ihrer ungeheueren Aufgabe, in den Schoß der Natur flüchten. Der Bruch in der lyrischen Struktur wird nicht nur materiell dadurch hervorgerufen, daß der Held nun nicht mehr in der Gestalt des Flusses dargestellt werden kann, sondern durch die viel schwerer wiegende Tatsache, daß Hölderlin nur den titanischen Heroismus der Jugend, nicht aber die segensreiche Tätigkeit der Reife zu besingen vermag. Er hatte sich vorgenommen, den Mittag des Helden zu besingen, und besingt statt dessen den Mittag des Dichters. Das neue

<sup>65</sup> Den Bruch hat am drastischsten Böhm II 443 aufgedeckt. Gegenüber seinen Bemerkungen wirken die Versuche, die strukturelle oder doch thematische oder wenigstens die lyrische Einheit der Hymne irgendwie zu retten, wenig überzeugend (vgl. Beißners Übersicht, HJb. 1950, 41 ff.). Aufgabe des Interpreten kann es nur sein, zu erklären, warum die Einheit zerbrochen ist.

<sup>66</sup> Der Dichter weiß selbst nicht, wie er diesen Heldentyp, der sicher kein Held der Tat ist, nennen soll („wie nenn' ich den Fremden?“ v. 149). Die drei vom Dichter gebrauchten – nur scheinbaren – Synonyme enthüllen in Wirklichkeit eine vorsichtige und stufenweise Reduktion des titanischen Charakters von Rousseau und dem rousseauartigen Helden: der „Halbgott“ von v. 135 wird in v. 150 (der genau die Frage in v. 149 beantwortet) zum „Sohn der Erde“, also zum Dichter, dann aber, in v. 154, zu einem „sterblichen Menschen“.

Motiv, das das Thema der Hymne überlagert hat, bleibt hier unausgesprochen und kann nur mühsam mit Hilfe anderer Gedichte rekonstruiert werden. Der Rhein war an der mittleren, gewissermaßen an der mittäglichen Phase seiner Existenz angelangt; nun ist nach Hölderlins tiefstem Empfinden die Stunde der Mittagsglut die Stunde des fieberhaft wilden Lebens, in der das Göttliche sich dadurch offenbart, daß es in Umwälzungen und Kriegen eine neue Welt schafft; kurz, sie ist die Stunde des Helden, der dann, sobald die Sonne sich neigt, den Schlaf sucht und deshalb nicht am göttlichen Fest des Sonnenunterganges teilnehmen kann<sup>67</sup>. Der Dichter hingegen gibt sich in der heißen Mittagsstunde dem Schlaf hin und feiert, durch solchen „heiligen Schlummer“ gekräftigt, würdigen schönsten Augenblick des Tages. Die Dichter – das ist es, was Hölderlin hier nicht klar sehen konnte oder wollte – sind keine Helden, sie sind das Gegenteil der Helden, denn sie fügen sich mit einem anderen, gegensätzlichen Rhythmus in den kosmisch-religiösen Zyklus des Daseins.

<sup>67</sup> Die Stelle der Rheinymne v. 185 ff. (die „Tapferen“ suchen „süßen Schlummer“ in der Stunde der Dämmerung und unterscheiden sich damit von den „Söhnen der Erde“, den Dichtern, die in jener Stunde aus dem „heiligen“ mittäglichen Schlaf erwachen) ist zu ergänzen durch die Hymne Am Quell der Donau v. 28–38: die noch wilden und kriegerischen, da um das Göttliche noch nicht wissenden Germanen erschöpften ihre Kräfte in der Mittagshitze und entschlummerten dann in der Abendstunde, „noch ehe Gestirn naht“ (Der „Starke“ v. 27 entspricht genau den „Tapfern“, Der Rhein v. 185). Auch die Priesterin Germanien schläft „am Mittag“ (v. 71), da sie den dichterischen Geist der Germanen, das in der germanischen Seele verborgene Göttliche darstellt, und nicht die Germanen, die „fast dem Wild gleichen“, da sie das Göttliche noch nicht kennen. Man versteht nicht, wie Beißner 741 den Vers 32 von Am Quell der Donau so deuten konnte, als seien die Germanen in der Mittagshitze entschlummert, während der Text doch genau das Gegenteil besagt: der „Starke“ fühlt „die eigene Kraft / In der Mittagshitze“ und erliegt dann dem Schlaf, unfähig, die Theophanie zu ertragen, wenn die kühleren Strahlen der Sonne die Erde treffen. Noch weniger versteht man, warum nach B. Allemann, Hölderlins Friedensfeier, S. 89, die Worte „und gleichet dem Wild fast“ sich auf die antiken Helden beziehen sollten. – Zur Klärung dieser Problematik haben wir aber vor allem das Gedicht An die Ruhe (1789) heranzuziehen, das als eine Vorstufe zu den Rheinstrophen 10 und 11 anzusehen ist. Auch hier geht Hölderlin fast unmerklich in der Gestalt Rousseaus auf (Ich-Form in der ersten, Er-Form von der dritten Strophe an; „der Verachtete“ v. 10 und „der Herrliche“ v. 25 können sich auch auf Hölderlin beziehen, „der Herrliche“ v. 31 dagegen nur auf Rousseau); auch hier versucht es Hölderlin, den Abstand zwischen Held und Dichter auszugleichen. Der Dichter ist zwar kein Krieger, aber die Mittagsruhe gibt ihm „wie“ einem Krieger, dessen „zerfleischte Arme“ sinken, die Kraft, sich wieder zu erheben, „um die Fahne noch voranzutragen“. Der Übergang vom Heldentum des Kriegers zu dem des Dichters vollzieht sich zuletzt durch einen sehr krassen Stilbruch: „Auf springt er“ (plötzlicher heroischer Entschluß, der aber

Unvermittelt erneuter, siegreicher Aufschwung der Phantasie: zwei von uns schon behandelte Strophen (12–13) beschreiben mit unübertrefflicher Meisterschaft die Theophanie der Dämmerstunde; innerhalb des Rahmens der Hymne bilden sie aber einen Fremdkörper. Die vorletzte Strophe, die von der Notwendigkeit sokratischen Maßes<sup>68</sup> bei der Begeisterung handelt, damit der beglückende Augenblick „von Mittag bis in die Mitternacht“ und noch weiter bewahrt werden könne, bereitet die dunkle, aber sehr dichte und kraftvolle Schlußstrophe vor, die, gewirkt aus konkreten, einander heftig widersprechenden Bildern, wegen ihres kühnen und suggestiven Gefüges nur mit der ersten Strophe von ‚Patmos‘ verglichen werden kann. Es ist eine Widmungsstrophe, wie die vorletzte von ‚Patmos‘; in beiden Fällen ist aber das Wesentliche nicht das, was der Dichter ausdrücklich von dem Freund oder dem Mäzen sagt, dem er das Gedicht zueignet, sondern, wie er sich zu jenen in Beziehung setzt. Es ist eine Beziehung der unausgesprochenen, vorsichtig verborgenen Antithese. Diese Antithese nicht zu verbergen wäre Hölderlin im einen wie im anderen Fall nicht nur als Mangel an Höflichkeit, sondern auch als frevelhafte Anmaßung erschienen. Die Dunkelheiten der Strophe klären sich nach unserem Dafürhalten von selbst, und die zahlreichen Bilder zeigen einen deutlichen Parallelismus, wenn man sie nur auf das in der vorhergehenden Strophe genannte sokratische Gastmahl („vom Mittag bis in die Mitternacht“) bezieht<sup>69</sup>. Der Tag („bei Tage“), genauer

eine Tat der Beschaulichkeit zeitigt), „wandelt ernster (!) den Bach hinab / Nach seiner Hütte“, wo er während des Winters ein (literarisches!) „Götterwerk“ vollendet.

<sup>68</sup> Das Problem des Maßes – eines spontan erreichten und vollkommenen oder eines unvollständigen, unwirksamen, ja auch gänzlich fehlenden Maßes – ist für Hölderlin ein dauernder Stachel. Jedesmal überkommt ihn ein Schuldgefühl gegenüber den Chariten, wenn er bemerkt, daß er sich von der Begeisterung wieder zu weit hinreißen ließ oder – im Gegenteil – sich dem vergessenbringenden Schlaf hingab, statt die Eingebung eines überwältigenden Augenblicks treu zu bewahren. Daher die quälenden Zweifel über das Wesen des Maßes und gewisse seltsam gewundene Rechtfertigungen und Einschränkungen. Sokrates besaß allein das vollkommene Maß; jeder hat aber sein eigenes (Der Rhein v. 203), da nicht alle ein Übermaß von Glück auf die Dauer ertragen, weshalb sie den köstlichen Augenblick eines göttlichen Glückes nicht festhalten können; das besondere Maß, das „einige“ (v. 195) – und mit ihnen Hölderlin – besitzen, ist aber in Wahrheit ein Mangel an Maß. Deutlich ist der Widerspruch in Brot und Wein; auch hier bezieht sich Hölderlin auf das sokratische Gastmahl von Mittag bis Mitternacht: „immer bestehet ein Maß, / Allen gemein, doch jeglichem auch ist *eignes* beschieden“ (v. 44f.). In der Zeit der Umnachtung scheint Hölderlin die Möglichkeit des Maßes aufs radikalste geleugnet zu haben; zur Phaëton-Stelle „Gibt es auf Erden ein Maß? Es gibt keines“ (VI 25) vgl. AR 39.

<sup>69</sup> Der Gott, der aus seiner Höhe gelassen „lächelnd“ den wechselnden Kreislauf von Zerstörung und Schöpfung lenkt, offenbart sich bald „in Stahl“, bald „in Wolken



der Mittag, ist der wütende Zusammenprall und der schöpferische Kampf entflammter Energien, er ist das Chaos der Geschichte, das sich zum Sonnenuntergang verhält wie die Tat zur dichterisch-religiösen Schau, wie der Held, der Leben schafft, indem er Leben zerstört, sich zum Dichter verhält, der jede Lebensform liebt und hütet. Die Nacht („bei Nacht“) ist gleichfalls das Chaos; die kontrastierenden Kräfte, die im göttlichen Augenblick der Abenddämmerung sich miteinander harmonisch verbunden, lösen sich bei Nacht auf, um wieder in den Schoß der Ur Dunkelheit einzugehen. Sinklair kennt den Mittag und die Mitternacht, die auch göttlich sind, nicht aber im Sinne wie die Stunde des Abenduntergangs; sie sind nämlich nicht die Stunden göttlichen Friedens und kosmisch-religiöser Kontemplation. Der Dichter bewundert also aufrichtig seinen so tatkräftigen, ja verwegenen Freund, aber unausgesprochen rechtfertigt er sich ihm gegenüber, ja hält sich sogar für überlegen: der Sonnenuntergang – von dem jetzt freilich nicht mehr die Rede ist – bringt ja die harmonische Versöhnung der mittäglichen und der nächtlichen Disharmonie. Das verborgene Dioskurenproblem, das nach Strophe 6 die Einheit des Gedichts zu sprengen drohte, gelangt so zu einer gewissen – vorläufigen und nur sehr dunkel angedeuteten – Lösung. An dieser Stelle aber neigt sich die von einer ganz intuitiven, verborgenen Logik beherrschte Hymne in einer schnellen, unerwarteten Bewegung ihrem tragischen Ende zu. Hölderlin weiß, daß der köstliche Augenblick der Dämmerung gebüßt werden muß. Mit der „uralten Verwirrung“ setzt sich unvermittelt nicht so sehr die Idee des individuellen Todes durch, eines Todes, dem zwangsläufig auch der Held, dem auch der Halbgott verfallen ist, sondern vielmehr die der Zerstreuung des Lebens selbst, einer fürchterlichen, ungläubhaften und doch von einem unerbittlichen Gesetz geforderten Zerstreuung. Wie ein Blitzschlag trifft den Halbgott in Hölderlin die Vision des hereinbrechenden Wahnsinns.<sup>70</sup>

Damit ist jedoch der Reichtum an Suggestionen, die der letzte Vers wachruft, noch nicht erschöpft. Der Dichter hatte im ersten Teil den

gehüllt“, denn er kennt sowohl den mittäglichen Aufruhr wie das nächtliche Chaos. Auf denselben Gegensatz scheint auch der Unterschied zwischen Tannen und Eichen hinzudeuten: die Tannen beschatten den Pfad nicht, der „heiß“ ist unter der brennenden Sonne, während der dichte Schatten des Eichenwalds an die Nacht denken läßt. Wir haben also einen dreifachen Parallelismus. (Als Vorstufe zu dieser Strophe ist das ebenfalls Sinklair gewidmete Gedicht An Eduard anzusehen: „schon blinkt / *Der Stabl Die Wolke dampft!*“ – „und bringe sie dem / *Lächelnden Gotte*“, spätere Fassung, v. 22 f. und 39 f.)

<sup>70</sup> Die Interpreten zeigen sich im allgemeinen nicht geneigt, den letzten Worten auch eine ganz persönliche Bedeutung zuzugestehen, vgl. dagegen die vorzüglichen,

Rhein als mächtigen und wohlthätigen Geist Germaniens dargestellt, als Nährer der Städte und Schöpfer des Reichtums; dann hatte er sich des Stromes anscheinend nicht mehr erinnert. Am Ende der Hymne muß sich aber seinem visionären Blick der Rhein wieder dargeboten haben, und wieder, wenn auch in ganz anderem, weit schmerzlicherem Sinne, als Symbol Deutschlands. Eine doppelte Hybris nimmt der Dichter im größten Strome Deutschlands wahr: der Rhein drängt voller Ungeduld, sich nach Asien und *zugleich* ans Herz des eigenen Landes zu stürzen. Diese beiden entgegengesetzten „Versuchungen“, die noch dazu in zwei verschiedenen Gedichten ihren Ausdruck finden, scheinen sich gegenseitig auszuschließen und vereinigen sich doch in der vom selben Widerspruch gequälten Seele Hölderlins: wird er nicht auch versuchen, die Donau von Westen nach Osten und *zugleich* von Osten nach Westen fließen zu lassen? Am Schluß der Hymne scheinen seine Augen am Endlauf des Rheins haften zu bleiben, der verurteilt ist, im fernen Land in der Verbannung zu verschwinden, sich aufzulösen in ein Gewirr von Armen, die sich im unfruchtbaren holländischen Sand verlieren<sup>71</sup>. Es ist wirklich in mehr als einem Sinne eine verhängnisvolle Tatsache der deutschen Ge-

vorsichtig abwägenden Überlegungen von Bertaux, S. 343 f. Man kann in dieser Hinsicht m. E. die erste Fassung nicht übergangen, in der sich der Dichter mit Heinse vergleicht, dem diese Fassung gewidmet ist: Heinse erscheint dort als erfahrener Schiffer; Hölderlin hat dagegen Schiffbruch erlitten und sehnt sich, obwohl soeben gerettet, danach, aufs neue zu scheitern.

<sup>71</sup> Hölderlins Landschaften sind durch und durch dichterisch; wer sie „verstehen“ will, muß eben „in Dichters Lande gehen“, den dichterischen Gehalt der Gesichte zu erraten trachten. Wenn wir die lyrischen Werte der Hymnen prüfen, scheint uns der Abstand zu groß zwischen dem „Glücklichselig Suevien“, der „Mutter“ (Die Wanderung v. 1) des Dichters, und der finsternen, in sich verschlossenen und „schwer zu gewinnenden“ „Mutter“ des Dichters (und des Rheins) in v. 94–96. Die Mutter ist also in der Hymne Die Wanderung bald Schwaben, bald ein weiteres Deutschland, das der Dichter noch erobern soll. Ebenso einleuchtend scheint uns, daß die dumpfen Worte „schwand / . . . , niemand weiß, wohin in die Ferne“ sich nicht auf das Rheinland der sechsten Strophe von Der Rhein, d. h. auf ein vom Rhein befruchtetes und beglücktes Land beziehen können, sondern nur auf ein anderes, viel ferneres Land, das kein deutsches Land mehr ist und in dem der Rhein verschwindet. Verdient denn der Rhein den Namen „Vater Rhein“ (Der Rhein v. 88) vielleicht nur in seinem Oberlauf, bevor er das Rheinland durchzieht? Hätte der Dichter nur sagen wollen, daß der Rhein gen Schwaben fließt, dann aber nach Westdeutschland abgedrängt wird, so wäre der tragische Ton der achten Strophe von Die Wanderung nicht verständlich. In Die Wanderung v. 94–96 ist der Rhein ein tragischer Strom, weil er sich mit allzu ungestüme Liebe in jenes noch stumme und vom Dichter noch nicht „genannte“ Deutschland ergießt, das mit der dunklen Mutter Erde (s. Anm. 27) gleichgesetzt wird, in jenes dichterische „Herz“ (Die Wanderung v. 95) Deutschlands, das seiner-

schichte, daß der Rhein, der deutsche Strom schlechthin, seine Mündung nicht auf deutschem Boden findet. Da der Dichter sich von seinem Volke nicht trennen kann, deutet die Tragödie des Rheins – Hölderlins prophetisch vorausgesehene persönliche Tragödie – zugleich auch das an, was in jenem geschichtlichen Zeitpunkt dem enttäuschten Dichter als Tragödie des deutschen Volkes erscheinen mußte: eines titanischen und unglücklichen, in harten und schmerzlichen Kämpfen geschmiedeten Volkes, fruchtbar an segensreichen Werken und doch vielleicht, wie der Dichter, dazu verdammt, sich im Übermaß seiner inneren Glut zu erschöpfen und, wie der Rhein, sich aufzulösen, ohne seine große geschichtliche Sendung erfüllt zu haben. Auch hier beschränkt sich der Dichter darauf, die innerste Substanz seiner Schau festzulegen, und auch davon sagt er nicht alles, was er sagen könnte. Der Blitz der „uralten Verwirrung“ am Ende des Gedichts läßt eine von schmerzvollen Wehen geschüttelte zyklonische Welt gespenstisch aufleuchten, bevor sie vom Dichter ihrem Zusammenbruch überlassen wird. Die letzte Strophe ist nicht so sehr chaotisch als gewollt unvollendet im Ausdruck ihrer inneren Logik. Das Chaos in seinen verschiedenartigsten Formen und seiner unerschöpflichen Vieldeutigkeit will der Dichter darstellen und des Chaos fürchterliche Gegenwart läßt er uns mit absoluter Unmittelbarkeit empfinden.

seits das „heilig Herz der Völker“ ist oder sein wird, sobald es der Dichter erobert, d. h. „genannt“ haben wird. Hölderlin überträgt seine unmäßige Ungeduld, dies heilige Herz seines Landes und seines Volkes zu erobern und zu erwecken, auf den Rhein. – Beißner identifiziert 716 die „Mutter“ von Die Wanderung v. 1 mit der von v. 93, da zur Zeit der Stauer das Gebiet der Rheinquellen zum schwäbischen Herzogtum gehörte; Hölderlin selbst unterscheidet aber wenigstens in der endgültigen Fassung deutlich das „Alpengebirge“ von dem „benachbarten“ Suevien (v. 7 und 8). Die beiden Landschaften sind auch dichterisch sehr unterschiedlich gezeichnet. In der Wanderung träumt Hölderlin nicht nur davon, Schwaben, sondern ganz Deutschland zu verlassen, weil er dem ganzen Deutschland die Gaben der Chariten zuteil werden lassen will; so wie die mythischen Kolonisatoren, die nicht nur den schwäbischen Stamm, sondern „das deutsche Geschlecht“ (v. 32) im allgemeinen darstellen, Deutschland und nicht nur Schwaben verlassen. Wir haben es hier offensichtlich nicht mit geschichtlichen Ereignissen, sondern mit einem Mythos zu tun, einem Mythos, der vermutlich den Gotenzug zum Schwarzen Meer mit der vorgeschichtlichen Besiedelung Griechenlands durch aus dem Norden kommende Stämme verschmelzt. Beißner sucht 717 die schwäbische Herkunft der in v. 32 genannten Kolonisatoren zu retten, indem er sich auf eine Gruppe schwäbischer Kolonisatoren beruft, die sich 1770 nach Rußland begaben. Wie kann man aber annehmen, daß diese dreißig Jahre vor der Entstehung der Hymne durchgeführte Kolonisation „mit dichterischer Freiheit“ so weit zurückdatiert wurde, daß sie zu einer „vor alter Zeit“ (v. 31) erfolgten Kolonisation werden konnte? Die poetisierte Geschichte hat ihre ebenso unabdingbaren Gesetze wie die poetisierte Geographic.

Die Rheinymne ist im idealen Sinne die erste der Stromhymnen, weil darin die griechische und christliche Problematik<sup>72</sup> noch ganz fehlt. Seltsamerweise tritt diese Problematik zum erstenmal in einem Gedicht auf, das auf unmittelbare politische Ereignisse zurückgeht. Die Alpenhöhen mußten in Hölderlin die Erinnerung an Napoleon wachrufen, der sich zum ersten Male in seiner vollen Größe gezeigt hatte, als er plötzlich von den Alpen her in Italien einfiel. Hölderlin, der sich in den Alpen als den Herold des höchsten kosmischen Gottes erkannt hatte, wurde zweifellos, mindestens für einen flüchtigen Augenblick, selbst von einer napoleonischen Erobererstimung ergriffen<sup>73</sup>. Völlig unerwartet erreichte ihn im Februar 1801 die Nachricht vom Frieden von Lunéville, die ihn zur Hymne 'Versöhnender, der du nimmergeglaubt . . .' inspirierte. Napoleon, der durch seine Siege dem von so viel Kriegen zerrissenen Europa den Frieden zu bringen versprach, erschien dem Dichter als der große Versöhnende, als er die Hymne schrieb – oder wenigstens im Augenblicke, da er sie zu schreiben begann; im Gedicht selbst allerdings ist der Versöhnende nicht mehr Napoleon, sondern ein göttlicher Bote, ja der Friede selbst; und die Versöhnung, die sich dem Dichter zufolge vollziehen wird, ist nicht so sehr eine politische, als eine religiöse: mehr als die Versöhnung aller Völker die Versöhnung aller Religionen. Eben zu dieser Versöhnung fühlt sich nun Hölderlin gerufen, dem sich auf den Alpen der höchste, noch von keinem genannte Gott offenbart hatte, jener Gott, dem sich alle bisher verehrten Götter beugen mußten, da sie alle geheimnisvoll in ihm enthalten waren. Diese Versöhnung war nun weit entfernt von der Wirklichkeit des bereits abgeschlossenen politischen Friedens, sie war vielmehr der verzweifelte Traum eines unerreichbaren religiösen Friedens, der Versöhnung von Monotheismus und Pantheismus. Hölderlin ringt um eine große universale Versöhnung, muß darum ringen, da er den unüberbrückbaren Gegensatz erfahren hat zwischen der christlichen Religion, mit der er aufwuchs, und jener im tiefsten Grund seiner Seele schon immer lebendigen Naturreligion, die sich ihm im Augenblick der Offenbarung des über den Alpen thronenden Gottes mit unwiderstehlicher Gewalt aufdrängte. War auch die Gestalt Napoleons der Funke, der die Phantasie des Dichters entzündete, so ging sie doch sogleich in der Gestalt des kommenden Versöhners aller Religionen auf. Der Versöhner ist schon eingetroffen („der du . . . / Nun da bist“) und deshalb preist der Dichter den Frieden; aber er vermag noch nicht an die Versöhnung zu glauben („nimmergeglaubt“), die mehr religiöser als

<sup>72</sup> Von v. 37 abgesehen, vgl. Anm. 92.

<sup>73</sup> „Auf kräftiger / Woge komm ich zu dir . . .“, Am Quell der Donau, StA II, 2, 691.

politischer Art sein wird und in der folgenden Strophe als eine kühne, noch ferne Hoffnung erscheint. Der Versöhnende ist nämlich auch Christus, der göttliche Bote des Friedens für alle Menschen – Christus, dessen erhabene und milde, wenn auch von zuviel allegorischen Bedeutungen „umschattete“ (I v. 41, aber auch II v. 46 und 48) Gestalt in der Szene am Brunnen von Samaria nun endlich poetische Wirklichkeit wird. Aber die ganz vergeistigte Gestalt Christi konnte auf keine Weise mit der des kosmischen Gottes versöhnt werden. Christus, der Versöhnende, muß also in Wirklichkeit erst versöhnt werden, wenn er überhaupt je versöhnt werden kann: „O sei, / Versöhnender, nun versöhnt!“<sup>74</sup> Das Ende des Gedichts besagt jedoch u. E. mit aller nur wünschbaren Deutlichkeit, daß „die Söhne der liebenden Erde“, die deutschen Dichter (s. Anm. 10), die Versöhnenden sein sollen, sein werden; ihnen eben fällt die Aufgabe zu, „soviel herangewachsen / Der Feste sind, sie alle“ zu „feiern“. Auch diese Versöhner sind nimmergeglaubt und glaubhaft zugleich; sie sollen erst kommen und sind doch schon da in der ewigen – also auch in der zeitlichen Seinsform. Hölderlin hätte sich der frevelhaftesten Hybris schuldig gefühlt, wenn er ausdrücklich gesagt hätte, daß er selbst schon einer, und vielleicht der erste oder der größte, dieser Söhne der Erde sei und als solcher schon alle kommenden deutschen Dichter in sich enthalte und verwirkliche, da für die Herolde des Göttlichen ja dasselbe gilt wie für die Götter selbst: „einer ist immer für alle“. Noch schuldhafter wäre ihm aber die Behauptung erschienen, er selbst, der Verkünder der Versöhnung, sei schon der in der Hymne zugleich gegenwärtige, aber doch auch noch nicht angekommene göttliche Versöhner, und er selbst und sein Gesang strahle also schon jene „allverklärende Klarheit“ aus, die sich vor seinen Augen über Himmel und Meer und Erde ausbreitet. In der mächtigen, chaotischen Masse von ‘Versöhnender . . .’ blitzen so die verschiedenartigsten und gegensätzlichsten Überzeugungen und Hoffnungen des Dichters auf. Zu den Gipfelleistungen Hölderlinscher Lyrik gehören die herrlichen, in sich vollkommen abgerundeten Strophen 1., 2. und 4.<sup>75</sup> Diese Einzelteile fügen sich freilich nicht zur einheitlichen Komposition; aber es erscheint hier zum erstenmal eine neue, religiös-visionäre Sprache, die Sprache des universalen Versöhners und der universalen Versöhnung, in der der Unterschied zwischen den Seinsformen der Zeit und der Ewigkeit aufgehoben ist. Nicht mit ‘Wie wenn am Feiertage . . .’, sondern mit ‘Versöhnender . . .’ beginnt die neue große Hymnik unseres Dichters.

<sup>74</sup> Die bezeichnend doppeldeutige Formulierung kann reflexiv gemeint sein („versöhne dich, zürne nicht mehr!“), aber auch passivisch („laß dich versöhnen!“).

<sup>75</sup> In Beißners zweiter Fassung.

Hölderlin kann nun „heiligenötiget“ die Natur „nennen“ (‘Am Quell der Donau’ v. 65) und schafft mit solcher Nennung eine höhere sprachliche Ebene; er ist sich der Bedeutung seiner revolutionären Neuerung bewußt und wird später mit Luther von sich sagen: „Ich kann nicht anders.“ Die Natur selbst spricht nunmehr durch seinen Mund und die Natur wird seine vergänglichen Menschenworte wieder in sich aufnehmen und ihnen Unsterblichkeit verleihen<sup>76</sup>. Die erste Strophe von ‘Versöhnender . . .’ ist der reinste und unmittelbarste Ausdruck der religiösen Ergriffenheit, die bei Hölderlin ausgesprochen kosmischer Art ist: die Seele wird von demselben Licht erleuchtet, das die ganze Schöpfung überflutet<sup>77</sup>.

Der Dichter ermaß sofort, und sicher mit Schrecken, den Abgrund, der ihn nunmehr vom Christentum trennte. Seiner gigantischen Vision der Alpen stellt er in der Hymne ‘Am Quell der Donau’ die nicht minder gigantische Vision des Kaukasus entgegen. Im natürlichen Übergang von den griechischen Tälern zu denen des Kaukasus werden plötzlich mit der leidenschaftlich-kraftvollen Eröffnung einer neuen Strophe (s. Anm. 60) die Pforten Asiens aufgerissen<sup>78</sup>. Asien, die Mutter der Menschheit, und der Kaukasus, für Hölderlin vielleicht der Ursitz der weißen Menschen, erscheinen als eine großartig mythische Landschaft; „taglang auf Bergen gewurzelt“ wagten die Propheten inmitten dieser rauhen Landschaft „allein zu reden zu Gott“. Aber gerade in dieser Hymne, in der er zum erstenmal – und mit welcher Kraft! – die Propheten des Monotheismus darstellt, erhebt sich der Dichter sofort über dieselben. Jene Propheten sagten nicht, woher sie ihre übermenschliche Kraft nahmen; sie wußten es vielleicht nicht einmal. Hölderlin weiß, daß ihn die alles belebende

<sup>76</sup> Vorrede zu Friedensfeier.

<sup>77</sup> Obwohl ich nicht glaube, daß man mit StA drei Fassungen der Hymne genau unterscheiden kann, beziehe ich mich vorzugsweise auf die erste der drei Fassungen von StA, die sicher die organischste ist. Vgl. Anhang S. 156 ff.

<sup>78</sup> Hölderlins „Asien“ ist dem Anschein nach dichterisch sehr unbestimmt; es wird abwechselnd auch als Kaukasus, Syrien und Indien bezeichnet. Der Dichter spricht aber sehr folgerichtig von Indien, wenn er in Asien den Kontinent erblickt, von dem aus das Wort seinen Weg nach dem Okzident antrat (vgl. aber auch Anm. 119); vom Kaukasus hingegen, wenn er selbst diesen Weg des Wortes in umgekehrter Richtung zu gehen wünscht. Nun ist aber der Monotheismus weder in Indien noch im Kaukasus entstanden; wenn Hölderlin daher als Wegmarken des Wortes Indien, Hellas, Italien und die Alpen nennt, so zeichnet er damit weniger die Geschichte des Monotheismus, als die des menschlichen Geistes, der „menschenbildenden Stimme“ überhaupt. Das Fehlen jedes ausdrücklichen Hinweises auf die jüdische und christliche Religion ist jedenfalls auffällig: in der mythischen Geographie Hölderlins ist kein Platz für das Heilige Land. Syrien (Anm. 54) ist eben eine Art hellenisiertes Palästina, in dem Christus und Dionysos ineinanderfließen können.

Natur zum Seher gemacht hat (v. 62–67). Sein Sinai, die Alpen, scheint ihm den Bergen Asiens übergeordnet: die Alpen sind keine kahlen, nackten Felsen, sondern der Tempel der Natur selbst, die „unermessliche Werkstatt“ des kosmischen Lebens. Wie zyklische Hammerschläge wirkt die Wiederholung von „wir“ und „dich“, mit der Hölderlin als Seher und Prophet der heiligen Natur sich in tragisch-bewußtem Stolz den Propheten des Alten Testaments gegenüberstellt:

*Wir nennen dich, heiliggenötiget, nennen,  
Natur! dich wir:*

eine unvergleichlich kraftvolle Stelle voll verzweifelter Anspannung, an der die unchristliche Hybris Hölderlins ihren Höhepunkt erreicht.

Der Dichter der Versöhnung empfindet jedoch das Bedürfnis nach einer großen, unglaublichen Versöhnung. Der Kontrast zwischen Monotheismus und Naturreligion – Asien und Alpen – gestaltete sich gleich als Bewegung, als zwei gegensätzliche, in ihrer historisch-geographischen Wirklichkeit klar umrissene Bewegungen. Wenn der Sitz des höchsten kosmischen Gottes zugleich eine geographisch-geschichtliche Wirklichkeit ist, die Wasserscheide, von der aus die Flüsse den um die Alpen gelagerten Völkern Europas die Gaben der Natur bringen, so wird der Monotheismus vom Dichter ebenfalls als Bewegung gesehen, als der Weg des Wortes vom Orient nach Okzident. Die Wegmarken dieser Bewegung des Monotheismus – genauer der Menschheitsgeschichte im allgemeinen, denn die griechische und die christliche Logoskonzeption werden bezeichnenderweise gar nicht auseinandergehalten – sind bei Hölderlin der Orient, Griechenland und Italien; am – vorläufigen – Endpunkt des Weges erheben sich die Alpen<sup>79</sup>. Das Wort macht nämlich an den Alpen wie vor einer Schranke halt. Hölderlin verbirgt sich also die Antithese zwischen den Religionen des Geistes und der Natur nicht, und doch löst er sie, als echter Dichter, fast unbemerkt im Bilde des prophetischen Adlers. Der Adler, der sich über die Alpen aufschwingt, um dort unbeweglich, gleich-

<sup>79</sup> Am Quell der Donau v. 12–15, Germanien v. 42–48. Im Fragment Dem Allgenannten blickt Napoleon v. 16–22 von den Alpen nicht nur gen Italien, sondern auch gen Griechenland und wird mit einer Gewitterwolke verglichen, die gegen Osten zieht und im Licht der Morgensonne, die ihr vom Osten entgegenkommt, in freudigem Purpur erglüht. Offensichtlich denkt der Dichter nicht so sehr an die Kriegszüge Napoleons, als vielmehr an seinen eigenen Heldenweg, an die doppelte Reise, die er selbst erträumt (s. Anm. 82). Im gleichen Sinn fließt die Donau mit heroischem Eroberungswillen der aufgehenden Sonne entgegen (Anm. 64 und 73). Die gleichen vier Marksteine finden sich im späteren Fragment Der Adler wieder, mit dem Motiv der doppelten Reise verschmolzen: der Adler, auf den Alpen angelangt, gedenkt den Weg der Väter – Etrurien, Olympia, Indien – nochmals zurückzulegen.

sam in Erwartung zu stehen, kündigt nämlich nicht nur das ewige Leben der sich immer wieder erneuernden Natur an, sondern auch das Wort, das die Alpen überschreiten wird, um in Deutschland einzudringen. Andererseits sind die Flüsse, die von den Alpen herabströmen, um die Gaben des höchsten Gottes in allen Ländern zu verteilen, nicht nur Söhne und Herolde des Vaters, sie sind selbst eine göttliche Botschaft, ein göttliches „Wort“<sup>80</sup>; daher erkennt sich der Dichter, wie im Adler, so auch in den Flüssen wieder als Herold einer neuen Religion. Doppelwertig und in gewissen Grenzen vertauschbar sind also bei Hölderlin die Symbole der Religion des Geistes und jener der Natur<sup>81</sup>, der Adler und der Strom; untrennbar verschmolzen erscheinen sie in der Anfangsstrophe von ‚Patmos‘, der vollendetsten religiösen Hymne unseres Dichters.

Da das Wort an der Schranke der Alpen aufgehalten wurde, muß der deutsche Dichter den Weg des Wortes vom Okzident nach Orient zurückgehen, um es an seinem Ursprung aufzusuchen und nach Deutschland zu tragen. Sinnbild dieser doppelten Reise<sup>82</sup> ist die Donau, die von den der

<sup>80</sup> Die göttliche Wärme und das göttliche Licht neigen dazu, sich unmerklich in Töne, ins Wort zu verwandeln. Der zu Eis erstarrte Strom erwacht unter dem vom Vater gesandten lauen Frühlingshauch, der das „Wort“ des Gottes ist (Der gefesselte Strom v. 7); der blinde Sänger, eine Metamorphose des gefesselten Stroms, erhält die Gabe des Augenlichts, nachdem er die „Stimme“ Jupiters, den Donner, gehört hat, v. 25. Andererseits strömen in Germanien v. 74 die Weisheitsworte der Priesterin nicht „wie“ die Ströme, sondern „mit“ den Strömen; sie sind also selbst auch kosmische Kräfte, Gaben des kosmischen Gottes.

<sup>81</sup> Vgl. auch die „werdende Werkstatt“ des „bildenden Geistes“ (An die Deutschen, zweite Fassung, v. 14), die sich zur „unermesslichen Werkstatt“ der Natur (Heimkunft v. 17) verhält wie der Logosgedanke zur Naturreligion. Hölderlin wiederholt seine Metapher, obwohl er schon im Gedicht An die Deutschen die Unvereinbarkeit der beiden religiösen Sphären sehr deutlich ausgesprochen hat: „Nur was *blübet*, erkenn ich, / Was er [der Geist] *sinnet*, erkenn’ ich nicht.“

<sup>82</sup> Die doppelte Reise – in Archipelagus noch ein Traum – wird erst in den Hymnen Die Wanderung und Patmos vollständig verwirklicht. Auf merkwürdige Weise kündigt sie sich schon in der Veränderung des geschichtlichen Weges Napoleons (s. Anm. 79) und Brot und Wein v. 54 an: „Dorther kommt und zurück deutet der kommende Gott“. Dionysos, der doppeldeutige Versucher, der gleichzeitig erleuchtet und in Dunkelheit hüllt, vermag hier in dem rätselhaft gewundenen Vers Leben zu gewinnen. Die starke Betonung von „zurück“, das durch die Zäsur hervorgehoben wird und sich dem Wort „dorther“ entgegenstellt, verleiht dem Vers eine doppelte Bewegung, während die beiden Halbverse durch die Wiederholung von „kommen“ doch eine feste Einheit bilden. Der von den Griechen so lange als Fremdling empfundene Gott, der Gott, der gekommen ist, hat keinen anderen Namen als eben den des kommenden, des immer noch und weiterhin kommenden Gottes (W. F. Otto, Dionysos, II 5). In Hölderlins Vision kommt er aus dem Osten, nur damit die Menschheit des Westens mit ihm in den Osten zurückkehrt.

Alpengegend benachbarten Bergen bis zum Schwarzen Meer, zum Kaukasus, zur Pforte Asiens gelangt. Was die kraftvolle Hymne 'Am Quell der Donau' sagen will, aber noch nicht zu sagen vermag, das enthüllt das viel spätere Fragment 'Der Ister'. Hölderlin hat hier anscheinend eine Stelle der Donau im Auge, an der sie von Osten nach Westen fließt oder zu fließen scheint; diese Umkehrung der Stromrichtung scheint ihm voll verborgener Bedeutung: „Vieles wäre zu sagen davon“ sagt er darüber in jener für ihn typischen Art der dunklen Andeutung, mit der er zuweilen seine geheimsten Erleuchtungen zu verbergen sucht, die er den anderen nicht anvertrauen möchte, ja eigentlich sich selbst nicht ganz einzugestehen wagt.<sup>83</sup> Der Anfang von 'Am Quell der Donau' sollte die Reise des Dichters darstellen, der, dem Lauf der Donau folgend, kühn dem Wort entgegensteht. Nun wurde gerade dieser Teil dichterisch nicht ausgeführt; es gelang Hölderlin noch nicht, sein sehnlichstes Verlangen ins konkrete Bild zu übersetzen. Der ausgeführte Teil der Hymne hebt mit einem mächtigen und weitgespannten Vergleich an, der zum Erstaunlichsten, aber auch Verwirrendsten gehört, was Hölderlin je geschaffen hat. Wie das feierliche Vorspiel der Orgel am Festtagsmorgen die kalte, dunkle Kirche erwärmt und aufweckt, bis der Chor der Gemeinde der Musik antwortet, „so kam / Das Wort aus Osten zu uns“. Das Gedicht sagt aber dann gerade das Gegenteil dessen, was der Vergleich andeuten möchte: die Gemeinde hat der Stimme der Orgel – dem Wort – nicht geantwortet, sie wurde nicht eigentlich oder nur auf kurze Zeit aufgeweckt. In der Tat suchen die beiden folgenden Strophen den „Schlaf“ der Deutschen nach der Ankunft des – christlichen und griechischen – Wortes auf verschiedene Weise mit rührend zarter, schonender Liebe zu rechtfertigen<sup>84</sup>. „Doch einige wachten.“ Es wachten und wachen noch immer die Dichter, die, von grenzenloser Liebe durchdrungen („Ein unaufhörlich Lieben wars und ists“), die treuen Hüter der „Waffen

<sup>83</sup> Denselben Satz finden wir auch Patmos v. 88f. wieder. Es könnte der Eindruck entstehen, es handle sich hier, auch weil der Satz so mechanisch wiederholt wurde, um eine prosaische Aushilfe (vgl. den Satz „aber was ist dies?“ Anm. 114). In Wahrheit besitzen die beiden Sätze eine außergewöhnliche suggestiv Kraft und sind auf der stilistischen Ebene fast als Formeln für den Kampf zwischen der geistigen Helle und dem Dämon des Wahnsinns zu betrachten. Im übrigen gelangte Hölderlin nicht sofort zur endgültigen Formulierung seines scheinbar so einfachen Satzes. In der ersten Fassung von Patmos besitzt der Satz noch nicht seine geheimnisvolle orphische Prägnanz: „Drauf starb er, und es wäre vieles zu sagen davon“ IV 193; in einer späteren Fassung versucht Hölderlin den Satz zu klären – und er verdirbt ihn damit: „Vieles wäre *Liebes* zu sagen“ IV 373.

<sup>84</sup> AR 57f.

des Worts“ sind, Hüter der Texte der Menschheitsgeschichte, die Hölderlin immer als heilige Texte verehrt, weil ihm die ganze Geschichte der Menschheit eben als eine Offenbarung und Verwirklichung des Wortes, also als eine heilige Geschichte erscheint. Im Herzen des Dichters, der sich von den Göttern geliebt weiß (v. 86), erwacht wieder die Hoffnung im beseligenden Gefühl seiner Sendung. Schon fühlt er seine Stirn von der heiligen Wolke leicht umhüllt<sup>85</sup> und die geheimnisvoll anwesenden Genien bittet er nur, weiter leben zu dürfen, „denn noch ist manches zu singen“. Die Hymne, die mit einem erhabenen, aber sogleich wieder umgestoßenen und auf die seltsamste Art verneinten Vergleich anhebt, weist dann einen langsamen und mühevollen Rhythmus auf und schließt mit einem bewegten und trunkenen Liebesgestammel. Das dramatische Aufklaffen eines auf theologischer Ebene nicht lösbarer und auf poetischer Ebene noch nicht gelösten Kontrastes spiegelt sich im stark bewegten Periodenbau (die Technik des Stropheneinjambement erreicht hier ihren Höhepunkt); bestürzend ist in der ganzen Anlage der Hymne der Widerspruch zwischen Bild und Wirklichkeit, der zu einer jener heftigen Entstellungen, ja Umkehrungen des konkreten Bildgehaltes führt<sup>86</sup>, in denen

<sup>85</sup> Es taucht hier das Problem der Gnade auf, die zugleich in griechischem (Chariten) und in lutherischem Sinne (göttliche Erleuchtung der Bibelleser) verstanden wird. Die „leichten Gewölke“, in denen sich die Chariten offenbaren (Die Wanderung v. 106), sind in den Hymnen Am Quell der Donau v. 81 und Patmos v. 188–96 die „heilige Wolke“ der Erleuchtung durch den Heiligen Geist, einer Erleuchtung, die aber auch als wohlthätige Verdunkelung aufgefaßt wird, als Dämpfung des göttlichen Lichts, das die Sterblichen sonst nicht ertragen könnten. Der Zustand der Gnade ist ein Gefühl schwebender Leichtigkeit („umgebet mich leicht“, Am Quell der Donau v. 87; „leichte Gewölke“, Die Wanderung v. 106; „leichtatmende Lüfte“, Friedensfeier v. 118; auch „stilleuchtende Kraft“, Patmos v. 194). Wenn auch der Gesang sowohl von den Göttern wie von den Menschen zeugt, so weiß der Dichter doch wohl, daß das Göttliche weniger in der Inspiration an sich liegt, als in dem Maß, das der Inspiration auferlegt werden muß: der Blitz verbrennt und zerstört, wenn er nicht vom Dichter „ins Lied gehüllt“ wird. Die Schutzhülle des menschlichen Wortes, das lebendige Kleid des Gesangs, ist aber für Hölderlin nicht etwa menschliche Zutat zur göttlich inspirierten Poesie, sondern selbst eine göttliche Gabe: die Gottheit sendet nicht nur den zerschmetternden Blitz zur Erde, sondern auch eine andere, weit größere, weit geheimnisvollere, stets wohlthätige, nur wohlthätige Gabe: die Gnade, die sänftigt und beglückt, statt zu zerstören. Diese Gnade nun, die Hölderlin ahnend als aus der Höhe niederschwebende Leichtigkeit ergreift (vgl. auch die Wolken über der Gestalt Diotimas, Anm. 12), verwirklicht sich im Maß, das der Dichter der wegen ihrer Gewaltbarkeit stets gefürchteten Inspiration auferlegen muß. Aus der Forderung des Maßes (s. Anm. 68) geht dann die der Erinnerung, der treuen Bewahrung der Inspiration (bereits Brot und Wein v. 36) hervor.

<sup>86</sup> Vgl. die Umkehrbarkeit einzelner Bilder (der heilige Kelch, Anm. 30; die „Mündung“ des gefesselten Stromes führt zur Gestalt Ganymeds, des „Mundschenks“ der

das credo quia absurdum nicht strahlende mystische Eroberung ist, sondern eine willkürlich erzwungene, verzweifelte Aushilfe.

Während die Donauhymne, eine „Sage der Liebe“, von Anfang an „mit Erröten, Erblassen“ gesungen, eine Reihe von sehr starken, aber tumultuarisch aufeinanderfolgenden lyrischen Augenblicken bietet, ist der thematische Aufbau von 'Germanien', das deutlich die Fortsetzung der Donauhymne bildet, sehr durchsichtig. Eine auffallende Ausnahme in der Hölderlinschen Lyrik, ist das Gedicht viel eher allegorisch als symbolisch und seine Allegorie ist sehr einheitlich und bewußt durchgeführt. Der Adler, der vom Indus kommend, Griechenland und Italien überflogen hat, überschwingt nun, „geübter im Fluge“, jauchzend die Alpen und erblickt zu ihren Füßen im Schlaf versunken die schweigende Priesterin, jene unter den Töchtern des höchsten Gottes, die „zu gern in tiefer Einfalt schweigt“ und der Menschheit doch „Fülle der goldenen Worte“ sendet. Die heiligen Feste Deutschlands erscheinen dem Dichter jetzt nicht nur als kosmische Feste, sondern auch als Feste des Völkerfriedens. In der reinen Alpenatmosphäre in dauernder Berührung mit den Göttern lebend, „unbedürftig“ wie die Götter, kann die Priesterin Germanien „rings den Königen und den Völkern“, die sich in der Geschichte bereits durchgesetzt haben, „wehrlos Rat geben“. Die europäische Mittellage der Alpen verschiebt sich hier in der Weise, daß sie mit der Mittellage Deutschlands zusammenfällt; so wird die Priesterin Germanien, wie Deutschland im 'Gesang des Deutschen', das „heilig Herz der Völker“. In dem ganzen Gedicht bleibt aber der Gegensatz bestehen zwischen der unbewußten Selbstvergessenheit der noch stumm dahindämmernden Priesterin und der beredten prophetischen Weisheit, die ihr als der Beraterin der ganzen Menschheit zukommt. Hölderlin nimmt zu der wenig glücklichen<sup>87</sup> Erklärung seine Zuflucht, der Bote habe schon früher einmal die Priesterin aufgesucht und sie im Walde verborgen schlafend gefunden; als Liebespfand habe er ihr damals „die Blüte des Mundes“, eben das Wort, das in ihr aufgehen und reifen sollte, hinterlassen. Das Wort Germaniens ist also noch nicht ausgesprochen worden, und auch wenn es seinen Ausdruck finden wird, muß es weiterhin, wie jetzt, unausgesprochen, auch unausgesprochen bleiben (v. 95). Daher die Unsicher-dürstenden Götter, IV 305, vgl. auch Anm. 7) und die eigenmächtige Erweiterung konkreter Bilder im Sinne der romantisch-progressiven Poesie, die zu einer universalen Poesie werden möchte (Der gefesselte Strom:Ganymed:Chiron:Kentaurenmotiv). Hier sind auch die Titel zu erwähnen, die den eigentlichen Inhalt des Gedichts eigenmächtig weiterführen (Brot und Wein) oder ihn geradezu umkehren und dadurch verneinen (Der Einzige, auch Mnemosyne).

<sup>87</sup> Sie steht im Widerspruch zum v. 46.

heiten, Schwankungen, Zurücknahmen, Widersprüche<sup>88</sup>. Hölderlin befindet sich nicht mehr, wie in den ersten Strophen von 'Versöhnender . . .', auf der höheren Sprachebene, die zugleich der zeitlichen und ewigen Seinsform angehört, sondern er versucht eine allegorisch-intellektualistische Erklärung des noch auszusprechenden und doch schon ausgesprochenen Wortes zu geben. In Wahrheit ist er hier unfähig, seine allegorische Priesterin zu „nennen“, denn diese selbst, die jungfräuliche Tochter der Erde, vermochte die Große Mutter, die deutsche Erde, noch nicht zu nennen:

O nenne, Tochter du der heiligen Erd',  
Einmal die Mutter!

Der Widerspruch zwischen der stummen und zugleich beredten Priesterin Germanien ist in neuer Form der Widerspruch zwischen der Religion der Natur und jener der Transzendenz, zwischen den Gaben, die der höchste Gott mit seinen Flüssen von den Alpen in alle Länder sendet, und den lebenspendenden Gaben des Geistes, die im stofflosen Wort bestehen.

Glückliche Vollendung der Strommythologie ist 'Die Wanderung'. In dieser Hymne tritt kein Fluß besonders hervor, sondern es werden alle deutschen Flüsse, die der Dichter liebt, beschworen, und zu ihnen gesellen sich brüderlich die Flüsse Griechenlands. Es entsteht so das Bild einer festlichen Versöhnung, die sich aufs natürlichste in den erzählerischen Vorwurf des Mythos vom griechischen Volke fügt, das seine Entstehung „vor alter Zeit“ der Begegnung der „Eltern“, des „deutschen Geschlechts“, mit den „Söhnen der Sonne“ verdankt. Stofflich nicht mehr an den Lauf eines einzigen Flusses gebunden, folgt die Phantasie, wie im 'Archipelagus', frei dem Fluge der Vögel, die ein untrüglicher Instinkt zum Lande ihrer Träume leitet. Diesmal findet Hölderlin den ersehnten Mittelweg zwischen den beiden entgegengesetzten Formen der Hybris, denen der Rhein verfiel. Rhein und Neckar hinter sich lassend, wird der Dichter dem Lauf der Donau folgen, aber nur, um die griechischen Musen einzuladen und dann sogleich, wie er hofft, in ihrer Gesellschaft ins Vaterland zurückzukehren. Das Motiv der doppelten Reise findet in dieser Hymne seine vollendete erzählerische Rechtfertigung, die es dem Dichter erlaubt, seine widerspruchsvollen Wünsche in einem einzigen, zusammenhängenden und harmonisch maßvollen Bild zu ordnen. In Wahrheit haben die Chariten bereits zu Beginn der Hymne die Einladung des Dichters angenommen, dem nach so vielen mühevollen phan-

<sup>88</sup> AR 59f.

tastisch-begrifflichen Spekulationen von neuem die Gnade rein zuteil wird. Reines entstofflichtes Schweben ist vom ersten bis zum letzten Vers dieses Gedicht, das sich mühelos dem als göttliche Gnade verehrten Prinzip des Maßes schmiegt: hieratisch die Alpenlandschaft in ihrer fast körperlosen Schönheit; überquellend von freudigem Leben das festliche Bild Sueviens; und der Mythos vom Freundschaftsbund, den die Söhne der Sonne zur Stunde, da der milde Abendhauch von den Bäumen niederrieselt, mit den nordischen Wanderern schlossen, verwandelt sich in eine poetische Sage, deren Magie sich der Dichter in süßem Staunen hingibt. Federleicht, kaum vernehmbar sind die Übergänge von Landschaft zu Landschaft<sup>89</sup>; jede Szene geht wie durch Zauberei aus der vorhergehenden hervor. Der erzählerische Rahmen geht mit dem lyrischen Gefühl eine natürliche Verbindung ein, die die Hymne zu einer der glücklichsten dichterischen Synthesen Hölderlins macht<sup>90</sup>.

#### *Der neue Johannes*

Nachdem die mehr spekulative als dichterische Versöhnung von Christus und Dionysos in 'Brot und Wein', sowie der folgende Versuch einer Versöhnung aller religiösen Feiern der Menschheit gescheitert war (Christus, der Versöhnende, ließ sich nicht versöhnen, nahm die Einladung des Dichters nicht an),<sup>91</sup> drängten Hölderlins religiöse Widersprüche aufs neue nach harmonischer Auflösung. Die erträumte Reise von Deutschland nach Griechenland wird nun bis nach Asien verlängert; damit ordnen sich die Hymnen an die Ströme des Vaterlands in die eigentlich religiösen Hymnen ein. Griechenland selbst wird jetzt zu einem einfachen Bindeglied zwischen Europa und Palästina oder Asien im allgemeinen<sup>92</sup>. Zwei geschichtliche Reisewege vereinen nun bei Hölderlin Asien mit

<sup>89</sup> Abgesehen von v. 25, der mit unbezähmbarer Ungeduld über das eigentliche Ziel des Gedichts hinausschießt.

<sup>90</sup> Das besungene Wunder ist eine Möglichkeit und zugleich eine Wirklichkeit: „Oft überrascht es den, / Der eben kaum es gedacht hat.“ Der Dichter meint auch hier „einen vorletzten Moment, der für das Kommen des endgültigen Raum läßt . . . Der Dichter bleibt . . . immer ein wenig «vor der Zeit», wo sie ewig wird“. (W. Binder, DVjs. 1956, S. 328.) Dasselbe gilt im wesentlichen auch vom Schlußvers der Patmos-Hymne (s. Anm. 106).

<sup>91</sup> Nur so ist in der Hymne Der Einzige die verzweifelte Frage, die beinahe wie ein Vorwurf anmutet, zu verstehen: „Was bist du ferne / Geblichen? . . . / . . . warum bleibst / Du aus?“

<sup>92</sup> Bereits Die Wanderung, deren Thema die Reise nach Hellas ist, schießt mit leidenschaftlicher Ungeduld über ihr eigentliches Ziel hinaus: „Ich aber will dem Kaukasus zu!“

Griechenland und folglich auch mit Hesperien. Der erste ist der des Dionysos, der die orgiastischen Kulte Asiens nach Griechenland verpflanzte; der zweite der des Evangelisten Johannes, den der himmlische Adler von Palästina auf die griechische Insel Patmos trug. Beide Wege geht der Dichter in umgekehrter Richtung. Nachdem er in 'Brot und Wein' v. 49 von einer Reise zum Isthmos träumte, um dort Dionysos zu begegnen, besingt er in 'Patmos' eine neue und längere Reise bis zum griechischen Archipel, die ihn zur Entdeckung der Insel führt, auf der Christi Lieblingsjünger die Inspiration zur Apokalypse empfing. Wie Johannes vom Adler, so wird Hölderlin von einem geheimnisvollen „Genius“ ('Patmos' v. 19), vom Adler selbst („Fittiche gib uns!“ v. 14) nach Patmos versetzt. Mehr noch als in 'Patmos' wird aber der göttliche Adler in der Hymne 'Der Einzige' zur beherrschenden Figur. Die beiden sogenannten Christushymnen sind also eigentlich, vom Dichter, wie auch von der Dichtung her gesehen, richtiger als Hymnen einer besonderen Mystik Johanneischer Inspiration zu bezeichnen. Hölderlin fühlt sich, darin vielen Pietisten ähnlich, als einen neuen Johannes; er offenbart eine innige Liebe zum Heiland, die Liebe eines Jüngers, den die Stärke seines Gefühls dazu treibt, sich für den ersten, den meistgeliebten Jünger zu halten. Auch hier gilt es, in erster Linie auf die dichterischen Bilder zu achten, in denen sich, meist unbeabsichtigt, dieses besonders komplexe religiöse Gefühl zeigt. Wo Christus konkret dargestellt wird, tritt er immer zusammen mit den Aposteln auf; ja er wird immer nur so gesehen, wie diese ihn sehen mußten. In der in zarten Tönen gehaltenen Szene des Gesprächs mit der Samariterin ist Christus von den Aposteln wie von Wolken umgeben, die gleichsam einen Kreis von Schatten um ihn legen; in der Hymne 'Der Einzige' wird der auf Erden Wunder wirkende und dann gen Himmel fahrende Erlöser von den Aposteln und den Gläubigen mit heiligem Schrecken angeschaut; schließlich wird Christus, während er das Sakrament des Abendmahls stiftet, von seinem Lieblingsjünger mit größter Aufmerksamkeit beobachtet („es sahe der *achtsame* Mann / Das Angesicht des Gottes *genau*“, 'Patmos' v. 79f.). Johannes bemüht sich hier offensichtlich, jenen unvergleichlichen Augenblick göttlichen Geheimnisses menschlich zu verstehen, man wäre fast versucht zu sagen: sich jenes Geheimnis anzueignen. Die Liebe zum Erlöser wird nun von Hölderlin als Schuld empfunden, nicht nur, weil sie eine übermäßige Liebe ist, sondern auch und vielleicht vor allem, weil sie mit einem frevelhaften, nicht eingestandenen und nicht einzugestehenden Wunsch unzertrennlich verbunden ist, dem Wunsch, sich dem Erlöser gleichzusetzen, sich an seine Stelle zu setzen. Die Wurzel dieser weder theologisch noch poetisch genau ge-

klärten Gefühlseinstellung Hölderlins ist eine besondere religiöse Konzeption, für die sich Gott in den Offenbarungen des Göttlichen, konkreter ausgedrückt: in den Propheten, den Kündern des Göttlichen, erschöpft. Der höchste, unerkennbare und unnennbare Gott lebt und wirkt nur, insofern er sich in seinen Herolden kundtut, indem er sich in ihnen verwirklicht und durch sie seine Göttlichkeit fortschreitend vervollkommnet. Nicht Christus, der selbst Gott ist, bildet also in Wahrheit den Mittelpunkt der beiden Christushymnen, sondern Christus als Kündler des Göttlichen, folglich auch der Kündler schlechthin, jeder Kündler des Göttlichen, also der *vergöttlichte* Kündler – im besonderen der erst noch erwartete, der letzte, höchste Kündler. Die verwickelten theologischen Widersprüche einer solchen Gleichsetzung oder Gleichsetzbarkeit des Göttlichen mit dem Kündler des Göttlichen verwandeln sich im erhobenen Bild des Adlers in unmittelbar erlebte, konkret greifbare Dichtung. In den beiden Christushymnen ist der Adler (er *bedeutet* nicht nur symbolisch, sondern *ist* wirklich und wesentlich) das Demiurgische, jede demiurgische Kraft schlechthin, sei sie nun religiöser, kosmischer oder auch geschichtlicher Natur; er ist deshalb in der Folge, aber auch gleichzeitig, der Prophet und der Dichter, aber auch der Held, der in der Geschichte wirkende Mensch; er ist der Vogel, der den Evangelisten Johannes in der Ekstase raubte, aber auch der in Menschengestalt zur Erde herabgestiegene Christus ('Der Einzige' v. 82): ein befreiender Adler also, aber auch ein gefangener, der sich von den Fesseln der Weltlichkeit zu befreien sehnt, um zum Gott zu werden – und sich dann von neuem zu „verweltlichen“. Deshalb eben ist Christus immer von den Aposteln umgeben und wird immer von ihnen angesehen; die Apostel sind nämlich – *sind*, nicht *bedeuten* – das Göttliche, das von Christus zur Menschheit niedersteigt, so wie Christus das Göttliche ist, das vom höchsten Gott zu den Aposteln niedersteigt. Völlig durchtränkt von neuplatonischen Emanationsgedanken ist 'Der Einzige', dessen von Strophe zu Strophe fein abgewandeltes Grundmotiv die geheimnisvolle Gefangenschaft des göttlichen Kündlers bildet, der zur Erde herabsteigt, um wieder zum Himmel zurückzukehren. Dieses in der ersten Strophe mit Bezug auf den Dichter ausgesprochene Motiv, der „in göttliche Gefangenschaft verkauft“ (v. 5), zum Sklaven der Griechengötter wurde, erscheint noch einmal mit Bezug auf Christus, der inmitten der olympischen Götter „verborgen“ (v. 35) und also auch selbst zum Gefangenen der heidnischen Götter wurde; es bildet dann den Kern des großen Vergleichs am Schluß des Gedichts: „wie . . . / Ein *gefangener* Aar: / . . . / Dem gleich ist *gefangen* die Seele des Helden.“ Mit dem Adler, der sich hier nach Befreiung sehnt, wird das

bereits in dem Hinweis auf Zeus und Ganymed (v. 9) enthaltene Bild des befreienden Adlers wieder aufgenommen, verchristlicht und zugleich umgekehrt.

'Der Einzige' ist eines von Hölderlins dramatischsten Gedichten. Es herrscht darin ein stetes Fluten wechselnder, außerordentlich heftiger Gefühle, die aber immer mit zögernder, gleichsam zarter Keuschheit im Zügel gehalten werden. Mit fast verwirrtem Staunen entdeckt sich der Dichter, der sich immer noch vom griechischen Schönheitsbild verzaubert fühlt, plötzlich als einen Gefangenen, ja Sklaven des allzu geliebten Hellas; er dringt diesmal in die griechische Landschaft in der geheimen Hoffnung ein, im verstecktesten Winkel des olympischen Götterpalastes, wo er ihn am wenigsten suchen dürfte, vielleicht doch noch auch den Erlöser zu finden; er erklärt seine leidenschaftliche Liebe zu Christus, dämpft sie aber sogleich wieder ab, ja nimmt sie beinahe zurück; beschwört dann kurz – wieder im Sinne von 'Brot und Wein' – Dionysos, der im Triumph in die Länder zwischen Griechenland und Kleinasien einzieht; gibt aber gleich darauf seiner Furcht Ausdruck, Christus durch die Nachbarschaft „weltlicher Männer“ (vgl. Anm. 102) zu profanieren, und bebt vor allem davor zurück, die verborgenste Wahrheit über das Wesen der Götter, aller Götter – über das Wesen des Göttlichen auszusprechen. Hier klappt im Text eine Lücke, die sich sicher nicht mit metrischen Gründen erklären läßt; gerade an der kühnsten und gefährlichsten Stelle wird das Gedicht plötzlich unterbrochen. Die Lücke, die durch eine – prosaische und vorläufige – Rechtfertigung der Unterbrechung gefüllt wird, erzeugt jedenfalls eine wohl überlegte und zur Überlegung rufende dichterische Pause, der dann der Dichter in gehaltenem, feierlichem Ton die Grundwahrheiten seiner emanationistischen Religion folgen läßt (v. 65–69), aber nur, um ihr sogleich von neuem seine überschwengliche Liebe zum Einzigen, der eben nicht der Einzige sein soll, der nicht der Einzige ist, entgegenzustellen. In der Liebe zum Heiland liegt also, wie der Dichter nun ausdrücklich gesteht, eine Schuld, die nicht nur eine theologische, sondern auch eine dichterische ist, da sie das Gesetz des Maßes verschmährt und dadurch das erträumte große, unvergleichliche Gedicht auch diesmal zum Scheitern verurteilt. Aber in der Hoffnung auf einen vielleicht nahen glücklicheren Gesang (v. 79) blüht die gedemütigte Phantasie im überraschenden, wundervollen Schlußbild von Christi Himmelfahrt von neuem auf; dieses Bild beschwört indessen der Dichter eigentlich nur, um in ekstatischer Kühnheit dem zum Gott werdenden Erlöser den Seher, jeden Seher – auch sich selbst zur Seite zu stellen. Die Hymne schließt mit einer überaus prägnanten, vor allem



aber völlig unerwarteten Sentenz, der ersten der drei großen Schlußsentenzen, in denen Hölderlin sein ganzes ästhetisch-religiöses Glaubensbekenntnis zusammenfaßte. Zweifellos gehört der ganze Schluß der Hymne zu den höchsten Leistungen Hölderlins. Erst eine Reihe loser, mühsamer, anscheinend prosaisch-nüchterner Verse (bis 79); dann, eingeführt durch ein ganz unerwartetes „denn“, das eigentlich, wie auch sonst oft in den letzten Hymnen, pseudokausal ist, ein plötzlicher Vergleich: der auf die Erde zu den Menschen niedergestiegene Heiland. Sogleich wird aber der fleischgewordene Erlöser überlagert vom Erlöser, der sich selbst von den Banden des Fleisches zu erlösen sehnt. Der gefangene, zwischen den beiden Strophen in schmerzlicher Bewegungslosigkeit festgehaltene Aar ist selbst gleichsam der verzweifelte Aufschrei eines unbezähmbaren Willens zum Fluge; mit einem einzigen gewaltigen Flügelschlag erhebt sich so auch die Hymne zum Himmel empor. Indessen läuft aber, gewollt mühsam, die Periode weiter, die mit ihrem bedrängenden Rhythmus die äußersten schöpferischen Wehen des Göttlichen nachgestaltet und eine zweite heftige Unterbrechung am Versende („bis er auf . . .“<sup>93</sup>) vorbereitet: im Augenblick, da der Kündler zum Gott wird, zerreißt plötzlich die Kette menschlicher Knechtschaft. Es folgt dann, erwartet und doch nicht vorauszusehen, eine dritte Unterbrechung von äußerster Dynamik, die Zäsur, welche die lange Reihe der prothetischen Sätze vom Hauptsatz trennt. Aber gerade hier, da der nach elf Versen zu Ende geführte Vergleich seinen Höhepunkt erreicht und der sich erhebende Heiland in der langen, ekstatischen Pause nach den Worten „in den Lüften“ für immer im Blau des Himmels zu entschwinden scheint – fällt der Dichter<sup>94</sup> plötzlich in die irdische Gefangenschaft zurück. Die Sentenz<sup>95</sup> beschließt dann die Hymne mit einer Note bewußter,

<sup>93</sup> In der Handschrift ist „auf“ nach „er“ gestrichen, „wohl von erster Hand“ (IV 352). Wir möchten auch in diesem Fall an der allerersten Eingebung festhalten: das Wort „auf“ drückt am Ende des Verses mit außerordentlicher Kraft den unbezähmbaren Aufschwung eines heldenhaften Willens aus, wie „in den Lüften“ am Ende des folgenden Verses die Seligkeit des Befreiten malt, der sich im Äther auflöst. So hätten wir in den Versen 81–92 drei überaus starke dramatisch-lyrische Unterbrechungen.

<sup>94</sup> Die unerwartete, sehr harte Bindung „ . . . der Helden. / Die Dichter . . .“ in den letzten Versen ist als eine Gleichsetzung der Helden und der Dichter zu verstehen. Mit einem genial einfachen Griff löst Hölderlin in diesem großen dichterischen Augenblick das Dioskurenproblem.

<sup>95</sup> Ist im vorletzten Vers der Beistrich nach „müssen“ oder nach „auch“ zu setzen? Im ersten Fall bedeutet die Gnome, daß die geistigen, christlichen Dichter auch an weltlichen, heidnischen Dingen Anteil haben müssen (Beißner 757). Im zweiten Fall ist der Sinn: die wahren Dichter, die immer geistig sind (sonst würden sie diese Bezeichnung nicht verdienen), müssen auch (d. h. wie die Helden) weltlich sein. Diese

sehr maßvoller, aber schmerzlicher Ergebung und stürzt so den Ausblick, den die Himmelfahrt des Kündlers gewährte, wieder um. Dieser Umsturz zerstört teilweise den großartigen Effekt, der durch das Gleichnis der Himmelfahrt erreicht wurde, ist aber durchaus berechtigt, denn gerade dadurch paßt sich auch das Ende des Gedichts in den Rahmen jener zwei abwechselnden Gefühle der Gefangenschaft und Befreiung des Kündlers, die den lyrischen Wesenskern des ganzen Gedichtes bilden. Wie man sieht, herrscht in der Hymne eine verborgene, aber sehr genaue Symmetrie: Christus und der Dichter, zu Beginn des Gedichts Gefangene Griechenlands, sind auch an dessen Ende noch Gefangene, die sich befreien oder zu befreien trachten. Mehr als durch das Bild des Adlers gelangt die frevelhafte, freilich auch diesmal unbeabsichtigte, ja sicher unbewußte Hybris des neuen Johannes durch den eigenartigen, verblüffenden Bau der ganzen Hymne zum Ausdruck.

‘Patmos’, die zweite der sogenannten Christushymnen, ist in mehr als einer Hinsicht Hölderlins geistiges Testament, seine summa poetica, jenes höchste, seine ganze dichterische Welt umfassende Werk, dem seit den ersten Versuchen noch unbewußt sein Streben galt. Der glückliche erzählerische Vorwurf erlaubt dem Dichter endlich, jene Gefühle ohne Willkür und Gewaltsamkeiten miteinander auszusöhnen, die sich bisher einer Versöhnung so hartnäckig widersetzt haben. In der Hymne wird die erträumte Reise von Deutschland nach Asien wieder aufgenommen und endgültig gestaltet. Hölderlin scheidet das dichterisch unfruchtbare Motiv des Kaukasus aus und nimmt entschieden auf den griechischen Archipelagus Richtung, wie bereits in seinem vollendetsten Gesang der mittleren Zeit. Im Archipelagus, der zwischen Griechenland und Asien eine Brücke schlägt, befindet sich auch die kleine nackte Insel, auf der das Wort haltmachte, um Johannes die Apokalypse zu diktieren. Dem Dichter sind Flügel gewachsen; vom eigenen adlerkühnen Genius hingerissen, erkennt er sich im Apostel Johannes wieder. In die Heimat des Wortes getragen, kann er nun auch dessen spätere Geschichte erzählen, wie es sich ausbreitete, nach Westen vorrückte und das hesperische Land betrat.

zweite Deutung ist vielleicht vorzuziehen, weil sie ein neues Band stiftet zwischen Helden und Dichtern. Andererseits ist zu beachten, daß die Worte „auch die geistigen, weltlich sein“ eine metrische Einheit, einen Glykoneus bilden. Jedenfalls löst die Sentenz den Gegensatz, mit dem Buonaparte schließt: „Er [der Held] kann im Gedichte / Nicht leben und bleiben. / Er lebt und bleibt in der Welt.“ Hier wie dort schmerzliche Resignation und fast ungläubiges Staunen; nur betrifft das Staunen in der Christushymne nicht mehr den Helden, der mit dem Dichter nichts gemein haben kann, sondern den Dichter, der rein geistig sein möchte und doch zugleich ein weltlicher Held sein muß.

Endlich wird es möglich, das Motiv der doppelten Reise erzählerisch von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus durchzuführen. Noch wichtiger ist aber vielleicht, daß die Geschichte von der Ausbreitung des Wortes dem Dichter erlaubt, den Pessimismus zu berichtigen oder zu vergessen, mit dem er bisher auf die Deutschen blickte. Mit dem Tod Christi, der die vorläufig letzte Offenbarung des Göttlichen ist, brach die Nacht der Götterferne nicht nur über Hesperien, sondern über die gesamte Menschheit herein; andererseits wird die Diaspora der Apostel eigenartigerweise nicht als Ausbreitung des Wortes unter den Völkern dargestellt, sondern als Zerstreuung, als fast vollständiger Verlust des Göttlichen auf Erden. Die Verdunkelung und Zerstreuung des religiösen Geistes sind also nun nicht mehr das Kennzeichen der Deutschen oder des Jahrhunderts, sondern der gesamten Christenheit, ja der gesamten Menschheit überhaupt; sie werden außerdem positiv umgewertet als Kennzeichen des Christentums schlechthin, da nach dem Gefühl des Dichters das mit Christi Tod beginnende Christentum im wesentlichen die Nacht des Göttlichen und die Ausbreitung des Wortes dessen Zerstreuung ist. Eben deshalb erwachen die kühnsten Hoffnungen des deutschen Dichters zu neuem Leben. Wenn Johannes mit der Apokalypse die Evangelien – das Wort und das Werk Christi – fortsetzt und ergänzt, mußte dann nach dieser geschichtlichen Betrachtungsweise der Religion der erhoffte große religiöse Dichter der Zukunft als Fortsetzer der Apokalypse – und folglich auch der Evangelien – nicht nur als ein neuer Johannes, sondern auch als ein neuer Heiland angesehen werden? Diese frevelhaft verwegene, nie deutlich ausgesprochene, immer sehr vorsichtig verschleierte Überzeugung oder Hoffnung ist immerhin die eigentliche Triebfeder der ganzen Hymne, die sehr folgerichtig mit einer überraschend kühnen, wenn auch maßvoll gedämpften Behauptung endet: im Gesang des deutschen Dichters – der deutschen Dichter im allgemeinen oder aller deutschen Dichter insgesamt oder auch eines einzigen, nicht genannten, aber vielleicht schon gegenwärtigen deutschen Dichters – wird sich nach der langen Nacht der Gottferne jener höchste und letzte Ausdruck des Göttlichen verwirklichen, der alle vorhergehenden Religionen in sich versöhnt und verschmilzt.

Die erste Strophe von 'Patmos' ist der Höhepunkt der orphischen Lyrik Hölderlins. Die christliche Nacht wird hier als dunkle, aber unendlich volle Wirklichkeit erlebt, als eine Gottferne, die gleichzeitig<sup>98</sup> geheimnisvolle Gottnähe ist, eine verborgene Gegenwart des Göttlichen, die aber, wenn auch hinter dichten Schleiern der Finsternis, gleichsam mit den

<sup>98</sup> Über den Wert des Wortes „und“ im zweiten Vers statt des zu erwartenden „aber“ vgl. AR 277.

Sinnen der Seele wahrgenommen wird. Aus diesem quälenden und beseligenden Gefühl geht mit der Kraft der Verzweiflung (v. 3–4) ein neuer Glaube hervor. Die Finsternis gebiert aus sich das Licht, ja ist selbst (welcher – wahrhaft dionysische – Gegensatz zum Anfang des Johannes-Evangeliums!) zugleich Licht: in dunklen Höhlen leben die Adler, so wie sich der Evangelist in der dunklen Grotte (v. 56) von Patmos absonderte, um seiner großen Offenbarung würdig zu sein. Die scheinbar willkürlich ineinandergreifenden Bilder der Strophe sind in Wirklichkeit nach einer verborgenen Symmetrie geordnet, die auf der geheimnisvollen Umdeutbarkeit der Gestalt des Künders – Adler und Strom zugleich – beruht. Der Kündler ist ein biblischer Prophet, zugleich aber auch der Sohn des höchsten kosmischen Gottes; er ist also der auf den höchsten Berggipfeln (v. 10) „gewurzelte“ ('Am Quell der Donau' v. 59) Adler, aber auch der Sturzbach, dessen stäubende Wogen, die das reine Gletscherwasser zu Tal tragen, dem eigenen Lauf „leichtgebauete Brücken“ wölben; vor allem ist er aber der Versöhner, dem es vielleicht gegönnt sein wird, Alpen und Asien miteinander unzertrennlich verbindend, „hinüberzugehen und wiederzukehren“.

Nach dem geheimnisvollen Flug, nach dem plötzlichen, magischen Auftauchen Asiens wird die Landschaft von Patmos mit einer visionären Kraft beschworen, die in der Dichtung Hölderlins nicht ihresgleichen hat. Konkret darstellende und symbolische Elemente verflechten sich zu einem einzigen großen Gewebe. Hier entsteht vor unseren Augen eine wahrhaft apokalyptische Landschaft: nackt, rau, ausgedörrt; alles überaus konkret und doch in jeder Einzelheit tragisch beseelt und erlitten vom Apostel, der sie bewohnt. Mit der Klage des Jüngers um den toten Christus vereint sich spontan die Erinnerung an das letzte Mahl, ein Bild von erhabener Milde (Strophe 7), und die Ausgießung des Heiligen Geistes, ein Bild erhabenen Schreckens (Strophe 8). Wie niemals zuvor, verwandelt Hölderlin in dieser letzten Strophe den Schrecken gegenüber seiner prophetischen Sendung in überwältigende Dichtung. Während die von Gott gesandten Stürme das Haus erbeben lassen, sind die versammelten Apostel gleich „Todeshelden“ in schwersinnende Gedanken versunken; nicht aber der tröstende Geist senkt sich auf sie herab, sondern Christus selbst zeigt sich ihnen noch einmal, bevor er die Erde für immer verläßt (v. 106f.). Der himmlische Geist wird zwar in der Folge wieder erwähnt, als der Geist der Eintracht, der die Gläubigen im Gedanken an den entschwundenen Christus vereinte oder vereinen sollte (v. 135); aber wieder wird des Geistes in der Beschwörung des fürchterlichen Augenblicks gedacht, da Christus den Augen der Apostel entschwand. Das himmlische

Feuer war in jenem Augenblick keine Prophezeiung (v. 128), wie in den Worten des Täufers; es war Gegenwart, war eine Erleuchtung, die der Sterbliche kaum überleben zu können glaubt. In diesem kurzen Aufblitzen sind Gottferne und Gottnähe auf die konkreteste Weise in einem einzigen Bild zusammengefaßt; der Gott, der den Apostel bei den Locken ergreift, ist derselbe Gott, der schon fern ist, sich aber doch plötzlich umwendet und einen letzten Blick auf seine Getreuen wirft<sup>97</sup>. Die Apostel reichen sich die Hände zum feierlichen Bund, um vereint das Bild des Erlösers zu bewahren; was aber der Dichter in Wirklichkeit schildert, ist die Zerstreuung des Glaubens, die Nacht des Christentums, der zweite und endgültige Tod Christi, der nun nicht einmal mehr in den Herzen der Menschen lebt. So begreifen wir die wahre – die dichterische – Rechtfertigung der befremdenden theologischen Auffassung, nach der die Zerstreuung der Apostel rein negativ als Zerstreuung des Göttlichen verstanden wird. Was immer der Dichter darzustellen beabsichtigte, er stellt in Wirklichkeit vor allem visionäre Augenblicke der gefürchteten, blendenden Offenbarung dar und erblickt jenseits derselben nichts als Nacht, Blindheit, Chaos und Tod.

Die mittleren Strophen der Hymne sind eben die Strophen der Zerstreuung und der Dunkelheit, einer zuweilen auch dichterischen Zerstreuung und Dunkelheit. Die Verse bewegen sich oft mit bleierner Schwere, der gegenüber menschliches Wollen völlig machtlos scheint:

Doch furchtbar ist, wie da und dort  
Unendlich hin zerstreut das Lebende Gott<sup>98</sup>.

Unübertrefflich ist die bestürzte Darstellung der Zerstreuung aller göttlichen Kräfte in der zehnten Strophe. Die Frage „was ist dies?“<sup>99</sup>, die

<sup>97</sup> Nur in der Rhein-Hymne v. 73–75 finden wir eine gleich kühne Zusammenziehung mehrerer Bewegungen in einem einzigen Bild.

<sup>98</sup> Eine wirklich „furchtbare“ Dämonie waltet in diesen Versen. Der erste besagt nur, daß gleichzeitig an verschiedenen Orten etwas Furchtbares geschieht; der zweite, durch vier starke Zäsuren zerrissen, enthüllt dann nach und nach, mit grauerregender Langsamkeit, das Wesen und Wirken dieses Furchtbaren. Man kann sich kaum einen inhaltsschwereren Vers denken, als diesen, der gleich mit dem Wort „unendlich“ beginnt und das Unendliche in Bewegung („hin“) verwandelt, in eine Bewegung, die, mit „da und dort“ verbunden, nur eine unendliche Ausbreitung nach allen Richtungen sein kann. Diese unendliche Ausbreitung wird aber dann näher als unendliche Zerstreuung bestimmt, eine Zerstreuung des Lebens schlechthin, eine von Gott bewirkte Zerstreuung. In der Wucht des völlig unerwarteten Wortes „Gott“ liegt etwas geradezu Gottloses. Der so gewaltsam zerstückelte Vers wird nun durch das Korrespondieren des ersten und des letzten Wortes, „unendlich“ und „Gott“, zu einer Einheit zusammengefaßt; aber gerade dadurch wird noch deutlicher, daß sowohl das Unendliche als Gott sich nur negativ, nur zerstörend auswirken.

gleichsam einen letzten verzweifelten Versuch darstellt, das bereits vollständige Chaos irgendwie doch zu beherrschen und zu deuten, gebiert aus sich selbst, eben durch die Kraft der Verzweigung, eine geheimnisvoll tröstende Antwort, den biblischen Vergleich vom Säemann, der den Weizen gegen den klaren Himmel hinaufwirft, um die Körner von der Spreu zu sondern: Gott will nicht, daß sich alle Lebenskeime entfalten, oder vielleicht auch nur nicht, daß sich alle zugleich entfalten: „Nicht alles will der Höchste zumal.“ So greift in der Seele des Dichters die Überzeugung Platz, daß auch, was verloren ist oder verloren scheint, nach dem unerforschlichen Willen Gottes gerettet werden kann. Im geduldigen, vertrauensvollen Warten erhebt sich wieder – so wie in der Hymne ‘Am Quell der Donau’ – die Hoffnung des religiösen Sehers, eine Hoffnung, die nicht durch eine neue Offenbarung geweckt wird, sondern durch die stille Meditation über die in den heiligen Texten der Menschheit schon festgehaltenen Offenbarungen. Die Aufgabe des neuen Künders ist also die Deutung und die Versöhnung der schon vor ihm auf Erden erschienenen Kündler. Diese liebevolle Mühe des Dichters wird jetzt durch die Gnade erleuchtet, die sich gleich einer heiligen Wolke auf sein Haupt senkt, die Nacht der Erwartung erhellt und den Schleier der Blindheit vom frommen Auge nimmt. Eine durchaus pietistische Stille<sup>99</sup> belebt nun die von Luther geforderte ausgesprochen philologische Treue<sup>100</sup> bei der Deutung der Heiligen Schrift; diese Stille vollbringt das erhoffte Wunder. Wie am Schluß der Hymne ‘Am Quell der Donau’ (v. 85) fühlt der Dichter, daß er teilhat an der göttlichen Liebe: „Und wenn die Himmlichen jetzt / So, wie ich glaube, mich lieben . . .“

Aus dieser Überzeugung erwächst die Kraft und die Kühnheit in der vorletzten Strophe, die aber eigentümlich abgedämpft ist und sich einer nur vorsichtig andeutenden Geheimsprache bedient. Der Kündler steht von neuem unbeweglich unter dem Himmel, steht, wie es seine Berufung will, der erneuten Offenbarung der donnernden Gottheit gewärtig. Noch schweigt der Himmel, obwohl schon das Grollen fernen Donners zu vernehmen ist: „Still ist sein Zeichen / Am donnernden Himmel“<sup>101</sup>. Es fehlt das Großartige des abschließenden Bildes in der Hymne ‘Wie wenn

<sup>99</sup> Vgl. „still“ v. 194 und 196. In einer Variante von v. 196 finden wir an Stelle der Lektüre der christlichen Texte einen Anklang an die griechischen Mythen („am goldenen Rauche sich üben“).

<sup>100</sup> Vgl. „Buchstabe“ v. 225, „deuten“ v. 226; dazu das seltsame „erklären“ v. 208 (Anm. 103).

<sup>101</sup> Die Gewitterwolke trägt den Donner schon in sich, der Blitz ist aber noch nicht zu sehen (Böhm II 270).

am Feiertage . . .', und doch sagt Hölderlin hier in verhüllten, aber unmißverständlichen Worten viel mehr als in jenem Gedicht. „Und Einer steht darunter / Sein Leben lang. Denn noch lebt Christus.“ Diese Worte scheinen nur *eine* Deutung zuzulassen. Wenn Christus nur noch in der Nacht, im Herzen der wenigen Wachenden lebt, dann wird der erwartete oder schon gegenwärtige Kündler, der die christliche Nacht besiegen soll, nicht nur Christi Werk fortsetzen, sondern, indem er es fortsetzt, auch vervollständigen und übertreffen<sup>102</sup>. Zweifellos eine frevelhafte Anmaßung, die aber gerade in dieser Strophe verbunden ist mit einer tiefen

<sup>102</sup> Einige der geheimnisvollen Worte der Verse 204–205 kehren in der dritten Fassung der Hymne Der Einzige wieder, um dort die große und nicht weniger geheimnisvolle Lücke in der sechsten Strophe zu füllen. Die Worte „und freilich weiß / Ich, der dich zeugte, der Vater, ist / Derselbe der“ werden nun v. 65–67 folgendermaßen vervollständigt: „dein Vater ist / Derselbe. Nämlich auch Christus ist ja allein / Gestanden unter sichtbarem Himmel und Gestirn“; das Wort „auch“ [von mir gesperrt] besagt, daß auch eine andere Person *wie* Christus unter dem Himmel stand oder noch steht. Anscheinend enthalten also die beiden Christushymnen ein einziges, großes, eifersüchtig gehütetes Geheimnis. Wer ist der Mann, der in Patmos sein Leben lang unter dem Himmel steht? Wer ist der Mann, der in der dritten Fassung der Hymne Der Einzige wie Christus unter dem Himmel steht oder stand? Wir glauben nicht, daß die beiden Stellen sich im eigentlichen Sinne, d. h. eindeutig, „lösen“ lassen; wir möchten aber versuchen, sie in ihrer Mehrdeutigkeit und Umdeutbarkeit zu analysieren. Es ist schwer anzunehmen, daß der Eine, der in Patmos unter dem Himmel steht, Christus sei (so Böhm II 270, Bcißner 795 u. a.). Wenn auch gleich darauf gesagt wird, daß Christus „noch“ lebt, so lebt er doch sicher nicht nach Art der Sterblichen, sondern nur im Herzen der Gläubigen; völlig unangemessen wäre es daher, zu sagen, er stehe weiterhin „sein Leben lang“ unter dem Himmel. Noch schwerer kann man sich vorstellen, daß Christus eine neue Offenbarung des Göttlichen (v. 178–180) erwarte. Der Mystik ist die Idee einer zweiten Herabkunft Christi nicht unbekannt; hier steht aber der Eine schon unter dem Himmel. Ist der Eine Johannes, dessen Apokalypse Christi Offenbarung fortsetzt und vervollständigt (E. Lehmann, Hölderlins Lyrik, Stuttgart 1922, S. 284)? Ist es der Landgraf, dem die Hymne gewidmet ist und der mit seinem Kommentar zur Apokalypse das Werk des Apostels fortsetzt, der Landgraf, den Gott mehr liebt als den Dichter selbst (v. 199)? Ist es ein beliebiger, jeder beliebige Mann („Wenn trotzdem ein Mann den Weg zu Gott findet, so deutet das darauf, daß Christus «noch lebt»“, Böckmann, S. 449)? Mir scheint kaum zweifelhaft, daß Hölderlin an sich selbst, oder wenigstens auch und vor allem an sich selbst gedacht hat. Hölderlin selbst ist ja der Seher, der in der Hymne Wie wenn am Feiertage . . . furchtlos unter dem Himmel steht, um den Strahl des Vaters zu fassen; wir sahen, daß dieses Bild den Mittelpunkt seiner dichterisch-religiösen Schau bildet. In der Hymne Der Einzige bezeichnet sich Hölderlin als den Bruder des Herakles (v. 51); er tut es freilich wieder so vorsichtig, daß man der Stelle oft eine offenbar falsche Deutung gegeben hat („obwohl du, Christus, der Bruder des Herakles bist“). Deshalb hindert den Dichter „eine Scham“, Christus mit den „weltlichen Männern“, mit Bacchus und Herakles, also auch mit sich selbst, dem Bruder des Herakles, zu vergleichen.

Demut gegenüber den Offenbarungen der Vergangenheit, gegenüber dem Landgrafen, einem treuen Deuter der Apokalypse, vor allem aber gegenüber der Erwartung einer größeren, einer höchsten Offenbarung. Hölderlin fühlt sich auch diesmal rein, da er der titanischen Versuchung zu widerstehen vermochte, da er sich nicht eigentlich und ausdrücklich zum neuen und höchsten Kündler des Göttlichen ausrief. Es folgen sechs kraftvoll skizzierte Verse, in denen sich der Widerspruch zwischen Seher und Held zum ersten Male wirklich löst. Nur wo der Gedanke aufgeblitzt ist, kann der Donner der Tat folgen; deshalb vielleicht scheint dem Dichter das nahende, ferne Grollen bei noch heiterem Himmel voller Bedeutung. Der Seher erahnt und verkündet, indem er die nur ihm kundigen Zeichen des Himmels offenbart, das Kommende; der Held „er-

Danach wären die Verse 65–67 der dritten Fassung von Der Einzige in folgendem Sinne zu verstehen: „Dein Vater ist derselbe, der Bacchus, Herakles und auch mich – einen Gott, einen Halbgott und einen heldenhaften Dichter – zeugte. Auch Christus stand ja allein unter dem Himmel, wie ich mein Leben lang unter dem Himmel stehe.“ Zu beachten ist auch, daß im Sinne der progressiven Religion auf die Offenbarung Christi die des Johannes folgt; auf diese wird die des kommenden Herolds folgen; nun sagt aber eben der Dichter selbst, der wie der Evangelist nach Patmos entführt wurde, voraus, daß ein neuer Gott oder wenigstens eine neue Verkündigung kommen wird (v. 179–181). Sicher ist auch, daß die eben in Patmos gepredigte Verkündigung die der universalen Versöhnung aller Religionen ist, und diese ist Aufgabe des deutschen Dichters, ist Aufgabe Hölderlins. Das Wesentliche ist aber vielleicht nicht, was Hölderlin *nicht* sagt, sondern *daß* er es nicht sagt. Er antwortet nicht auf die Frage, die ihm der Leser doch stellen muß, genau wie Empedokles die große und entscheidende Frage des Greises, der sein Lehrer gewesen und den er nun überflügelt hat, unbeantwortet läßt. Nun erklären eben die Worte des Greises die Patmos-Stelle: „Der Eine nur, der neue Retter, faßt / Des Himmels Strahlen ruhig auf.“ Was Hölderlin im Empedokles – sei es auch nur in fragender Form – einem anderen in den Mund zu legen wagte, wagt er in Patmos, wo er von sich selbst in erster Person hätte sprechen müssen, nicht zu wiederholen; er weist vielmehr mit einem schwer erklärbaren „denn“ v. 205 wieder auf Christus hin. Indessen läßt sich das „denn“ doch wohl rechtfertigen, da der „neue Retter“, der über Christus stehen wird, für Hölderlin in einem gewissen, allerdings ganz unbestimmt gelassenen Sinne noch und weiterhin Christus selbst ist, was schon die Vertauschbarkeit der Ausdrücke „der Eine“ und „der Einzige“ beweist. Der Eine, der in Empedokles auf dem Ätna (III 220 v. 21 f., vgl. auch v. 7 f, beide Male mit verstärkendem „nur“) der neue Retter ist, ist auch der Einzige (v. 30); ebenso ist Christus, „der Einzige“, in der gleichnamigen Hymne auch der „Eine“, an dem „die Liebe hängt“. Nach R. Th. Stoll, Hölderlins Christushymnen (Basel 1952, S. 221) ist der Eine von v. 204 der Landgraf. – Eine auffallende Parallele zu dieser vorsichtig-scheuen Verhüllung des tiefsten, unaussprechlichen Geheimnisses bietet der Sprachgebrauch Rilkes, bei dem „Einer“ oft den Heiligen bezeichnet, der Rilke selbst sein wird, sein könnte, aber noch nicht eigentlich ist, weil er die Kraft nicht besitzt, den „Umschlag“ in seiner Seele vollständig und endgültig zu verwirklichen; man vgl. insbesondere: „Es war jetzt furchtbar schwer zu lieben, und er fühlte, daß nur Einer dazu

klärt“<sup>103</sup> aber gleichfalls die göttlichen Zeichen *und* den Gesang des Sehers, indem er sie in die Tat entfaltet. Ein „Wettlauf unaufhaltsam“ besteht zwischen den göttlichen Zeichen und den „Taten der Erde“, zwischen dem Seher und dem Helden. Der Seher kann sich deshalb nun dem Helden überlegen, ja er kann sich in einem höheren und edleren Sinn selbst als ein Held fühlen. Der religiöse Gesang mündet in einen politischen, in einen gleichzeitig politischen Gesang; tatsächlich finden wir hier ein Echo einzelner Gedanken und Bilder aus der Ode 'An die Deutschen', dem am ausgesprochensten politischen Gedicht Hölderlins<sup>104</sup>.

All diese Gefühle strömen – teilweise nur dunkel erahnt, stets mit sehr vorsichtiger Zurückhaltung ausgedrückt – in der letzten Strophe zusammen, die dem inspirierten prophetischen Ton ein bewußtes Maß aufzuerlegen weiß; in diesem Maß sieht der Dichter wohl wieder – wie in der Hymne 'Die Wanderung' – einen Lohn des Sieges, den er soeben über den frevelhaften Titanismus davongetragen hat. Eine heroische Um-

stände sei. Der aber wollte noch nicht“ (Schlußworte des Malte). „Mach Einen herrlich, Herr, mach Einen groß“ (Das Stundenbuch III. Gedichte, II S. 275). Hier deutet schon die figura etymologica «herrlich: Herr» dunkel an, daß die Verherrlichung des Einen dessen Vergöttlichung wäre. An folgenden zwei Stellen scheint sich „Einer“ auf Gott zu beziehen, bezieht sich aber vermutlich wieder auf die Idealgestalt des Heiligen: „Fremde Geige, gehst du mir nach? . . . Spielen dich hunderte? Spielt dich einer?“ (Der Nachbar. Buch der Bilder, II S. 42). „Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen / Unendlich sanft in seinen Händen hält“, (II S. 54). Aber bereits in Mir zur Feier gebraucht Rilke dieselbe Verhüllung in jenem überraschend kühnen, ja blasphemischen Gebet an den „ernsten Engel aus Ebenholz“, das in mehr als einer Hinsicht die religiöse Problematik der Elegien vorwegnimmt: „Deine Beter / sind stolz: / wie du. / . . . / Du, aller Matten / Furchteinflößter, / Einer ist größer / Als du: dein Schatten“ (I S. 281). Rilke selbst mißt sich hier, wie mir scheint, mit seinem schrecklichen Engel und fühlt sich ihm überlegen, wie etwa am Ende der siebenten Elegie.

<sup>103</sup> Danach ist aber die Tat selbst nichts anderes als eine „Deutung“ des prophetischen Wortes, wie dieses eine „Deutung“ der himmlischen Zeichen – also auch aller bis jetzt verkündeten Religionen der Menschheitsgeschichte – ist. In diesem Sinne spricht vermutlich Hölderlin von einem unaufhaltsamen Wettlauf: ein suggestiver Ausdruck, der freilich das eigentliche Verhältnis zwischen Dichtern und Helden unbestimmt läßt.

<sup>104</sup> Darin hatte Hölderlin seine tatenarmen und gedankenreichen Deutschen mit schmerzlicher Ironie gefragt, ob die Gedanken die Kraft hätten, Taten zu erzeugen, wie die Gewitterwolke den Blitz erzeugt; jetzt bejaht er diese Frage. Die Bejahung setzt eine lange spekulative Bemühung voraus. In der Hymne Wie wenn am Feiertage . . . v. 30f. erzeugen die „Taten der Welt“ die dichterische Begeisterung; in Patmos scheint das Wort des Sehers die „Taten der Erde“ zu erzeugen. – Vgl. ferner An die Deutschen II v. 13 „Schon zu lange, zu lang irr ich“ mit Patmos v. 212ff. „Zu lang, zu lang schon“ und „die Finger müssen sie / Uns führen“.

geduld erfüllt ihn nun, der erhabene Zorn des Sehers, der von seinem Volk oder von den Menschen überhaupt nicht gehört wird. Die Ehre der Götter ist schon zu lange unsichtbar, da eine schmachliche Gewalt – das gottlose Titanentum – sich unseres Herzens bemächtigt. Der Dichter faßt nun die Religionsgeschichte der Menschheit, die auch die Geschichte seiner eigenen Religiosität ist, in genialer Kürze zusammen: auf die Religion der Erde folgt die des Sonnenlichts, auf die rein instinktive<sup>105</sup> Religiosität der Anfänge eine durch und durch bewußte. Alle heiligen Traditionen treu zu bewahren und richtig zu deuten ist nun die Aufgabe des deutschen Dichters: „Dem folgt<sup>106</sup> deutscher Gesang.“ Diese stolze und doch gemessene Aussage beschließt 'Patmos' in einer jener unvergleichlich knappen und zugleich unerwartet kühnen Sentenzen, die das ganze Gedicht plötzlich mit neuem Licht übergießen und dadurch ganz zuletzt dessen eigentlichen, wahren Sinn blitzartig aufleuchten lassen. Erst jetzt begreifen wir, daß Hölderlin auch in 'Patmos' um eine Lösung des Problems der doppelten Reise ringt und daß die geheimnisvollen Schlußworte der ersten Strophe („hinüberzugehen und wiederzukehren“) nur durch den Schlußvers der letzten Strophe beantwortet werden können. Wir verstehen aber auch, daß die größte religiöse Hymne Hölderlins die höchste Rechtfertigung der romantischen, der progressiv-universalen Poesie ist: sie ist nämlich deren religiöse Rechtfertigung<sup>107</sup>. Die letzte Strophe weist trotz ihres überwiegend gnomischen Charakters eine schöne und kraftvolle Einheit des dichterischen Tons auf. Sie ist der abgemessene und feierliche Abschluß der großen Hymne, die wir nicht so sehr in ihrem oft schwer entwirrbaren ideologischen Gehalt zu verstehen suchten, als in der visionären Größe einzelner Teile und in der leidenschaftlichen, überaus dramatischen Bewegung, welche die Abfolge der Themen insgeheim regiert.

<sup>105</sup> „Unwissend“ v. 222 kann nicht „unschuldig“ (Lachmann S. 113) bedeuten; offenbar ist es als Gegensatz zu „deuten“ v. 225 zu verstehen.

<sup>106</sup> Dieses Zeitwort „ist als gehorchen zu verstehen, aber nicht ohne daß wohl auch seine zeitliche Bedeutung mitspräche“ (IV 356); es gehört also zugleich zur zeitlichen und zur ewigen Seinsform (Binder). Wieder eine Auswirkung der Hölderlinschen Bescheidenheit, die zugleich Stolz ist: der deutsche Gesang gehorcht diesem Gebot, wird es also vielleicht in der Zukunft erfüllen; zugleich aber hat er sich gleichsam materiell im Sinne des Gebotes bereits in Bewegung gesetzt, hat also das Gebot wenigstens zum Teil erfüllt. Die von K. Wandrey (Deutsche Rundschau 1924, S. 164) aufgeworfene Frage, ob der „deutsche Gesang“ ein Gesang der deutschen Dichter der Zukunft sei oder ein von Hölderlin geplanter Gesang oder gar die soeben vollendete Patmos-Hymne, läßt sich nicht entscheiden und ist eigentlich müßig.

<sup>107</sup> AR 107 und 258f.

Fragmente über Fragmente; kraftloses Bemühen, aus einer Masse rein virtueller Bilder einen Funken lebendiger Poesie zu schlagen; mühselige Versuche, unvollendete Gedichte zu Ende zu führen; erweiternde und verschlechternde Umarbeitung von Gedichten, die einst eine glühendere Phantasie geformt hatte: fast die gesamte auf 'Patmos' folgende Dichtung ist ein tragischer Kampf gegen das schon hereingebrochene Chaos<sup>108</sup>. Wohl war es die entsetzliche Ahnung der nahen endgültigen seelischen Zerrüttung, die Hölderlin die Idee eingab, die Sendung des Dichters bestehe in der treuen, zähen Bewahrung der eigenen religiösen Erlebnisse und, darüber hinaus, der religiösen Erlebnisse der ganzen Menschheit, die er sich zu eigen gemacht hatte oder noch zu eigen machen mußte. Verzichtete der Dichter, verzichtete der sich in der Geschichte verkörpernde Geist der Menschheit auf ein einziges dieser Erlebnisse, so verzichtete er damit auf einen Teil seiner selbst und gab sich selbst bereits dem Chaos anheim. Der feierlich selbstbewußte Imperativ der 'Patmos'-Hymne („daß gepflegt werde / Der feste Buchstab, und Bestehendes gut / Gedeutet“) erscheint jetzt in tragisch düsterer und unheimlich dumpfer Abwandlung wieder: „Vieles aber ist / Zu behalten. Und Not die Treue.“ Erinnerung und Treue, zwei im Grunde gleichwertige Fähigkeiten, sind in der Tat die Musen der Spätzeit.

Das als Hölderlins letzte Hymne bezeichnete Gedicht 'Mnemosyne' lesen wir mit einem Gefühl teilnehmender Ehrfurcht: es ist ein überwältigendes poetisches Zeugnis der Jahre, die dem Sturz des Dichters in stumpfe Fühllosigkeit unmittelbar vorangingen. Nicht sehr überzeugend scheinen uns die Versuche, die gedankliche Einheit der Hymne zu rekonstruieren; die abstrakten, größtenteils ganz losen Sentenzen lassen sich kaum mit den bildhaften Teilen vereinen, denen sie Festigkeit geben möchten<sup>109</sup>. Dennoch scheint, über den Sentenzen, eine verborgene intuitive Logik die Vielgestalt der wechselnden Bilder zu lenken. Die beängstigende Todesstille der geheimnisvollen Gestalten, die in den drei ersten Versen<sup>110</sup> sprechen, wird durch ihre Verbannung erklärt; den Tod

<sup>108</sup> AR 108.

<sup>109</sup> Besteht wirklich eine „Gegensatzbeziehung“ zwischen den Bildern am Schluß der ersten und am Anfang der zweiten Strophe von Mnemosyne III („Hier die wiegenden Wellen der See – dort der Sonnenschein am Boden und der trockene Staub“, Beißner, HJb. 1948/49, S. 99)?

<sup>110</sup> Der Beißnerschen II. Fassung. Nur in dieser Fassung glaube ich einen wirklich befriedigenden Zusammenhang zu finden. Die dritte Strophe ist freilich in der letzten Fassung vollständiger, da dort Mnemosyne selbst auftritt; wir vermissen aber die für

bedeutet aber die Verbannung auch für einen in der letzten Strophe beschworenen griechischen Helden; übrigens sterben auch die anderen hier genannten Griechen „in der Fremde“ (v. 3). Ebenso werden die Motive der verlorenen Sprache und der Fühllosigkeit in der Schlußstrophe als verlorenes Gedächtnis wieder aufgenommen. Hier ist also ein fester Anhaltspunkt: die ersten Verse sind mit den letzten durch die Idee der Ferne und der Verbannung verbunden, die Fühllosigkeit und Tod zur Folge haben, ja selbst schon Fühllosigkeit und Tod sind. Dies berechtigt uns vielleicht zur Annahme, daß in den drei ersten Versen versteinerte, leblose Gestalten der Antike sprechen: jene Statuen in Paris, deren Anblick für Hölderlin ein großes, wohl gar das letzte große geistige Erlebnis vor der Umnachtung gewesen ist<sup>111</sup>; in diesen Gestalten hat der Dichter, der in seiner Verbannung, in der „Kolonie“, selbst fast stumm und fühllos geworden war, wohl sein eigenes erschreckendes Spiegelbild erblickt. Die in den verschiedenen Fassungen im wesentlichen unverändert gebliebene zweite Strophe beschwört in den fast magischen Anfangsworten „Wie aber liebes?“<sup>112</sup> eine liebliche und stille deutsche Landschaft zu Füßen der Alpenwiesen, die noch zur Hälfte mit Schnee bedeckt sind. Eine nur scheinbare Idylle. Die Schneeschmelze kündigt dem Wanderer, der auf dem Alpenpaß seinem Gefährten von einem Kreuz spricht, das zum Gedächtnis der Toten<sup>113</sup> errichtet wurde, eine große, fürchterliche kosmisch-historische Umwälzung an. Das Naturbild bricht hier plötzlich mit einem grauenhaften „aber was ist dies?“ ab. Dieser fast stereotyp aus

die Gesamtkonzeption der Hymne so bedeutenden Verse 45–48 der II. Fassung (s. Anm. 115). – Die herrliche Strophe „Reif sind . . .“ scheint mir nach wie vor – trotz Hölderlin selbst – eine vollkommene, in sich abgeschlossene Einheit; sie weist übrigens in kürzester Form die charakteristische Struktur: Bild – Sentenzen – Bild auf.

<sup>111</sup> HJb. 1950 S. 87.

<sup>112</sup> Erste Fassung: „Wo aber, liebes?“ Dazu Beißner, HJb. 1948/49 S. 82: „Das bedeutet: Du Liebes, wo aber finde ich dich? wohin hast du dich verirrt?“ Vermutlich bezeichnet „lieb“ auch hier den Heimatboden selbst (s. Anm. 122), wozu das ursprüngliche „wo“ sehr gut passen würde. Der Sinn wäre dann etwa: „Wie kann ich (aus der Verbannung, „in der Fremde“) wieder in meine geliebte Heimat zurückkehren?“

<sup>113</sup> Trotz E. Lachmann (Anzeiger der phil.-hist. Kl. der Österr. Akad. d. Wissenschaften, 1950. S. 269) hat das Kreuz, das auf dem Alpenpaß „gesetzt ist unterwegs einmal Gestorbenen“, eine genaue historisch-symbolische Bedeutung; wie oft bei C. F. Meyer bezeichnet der Alpenpaß auch hier den oft so verhängnisvollen „Übergang“ der mittelalterlichen Helden, der Helden der „Übergangszeit“. Sind nun auch die griechischen Helden in der letzten Strophe als Helden einer Übergangszeit aufzufassen? Nach Beißner haben sie den griechischen Göttertag heraufgeführt; gleich darauf werden sie zu Helden der Erfüllungs- und Übergangszeiten (HJb. 1948/49 S. 84 und 88).

'Patmos' übernommene Satz besitzt aber nicht mehr seine bindende, ordnende und deutende Kraft<sup>114</sup>. Ganz im Gegenteil: was sich nun der Phantasie Hölderlins so elementar und überwältigend aufdrängt, daß es die Vision der heimatlichen Landschaft mit einem Schlag zerstört, ist eine Reihe von Bildern aus der griechischen Antike: Helden, viele Helden, und alle tot, alle in ihrem Sterben dargestellt. Auf der Gegenüberstellung der deutschen Heimat und der griechischen Antike – man beachte die beiden beispiellos scharf trennenden Fragesätze zu Beginn und am Ende der zweiten Strophe – beruht also 'Mnemosyne'; der Dichter verzichtet aber nunmehr auf jede Versöhnung seiner doppelten Liebe. In der letzten Strophe bedeutet die Erinnerung an Griechenland nichts anderes als den vollständigen Zusammenbruch der Welt, die des Dichters Wahlheimat war; der Zusammenbruch ist aber als kollektiver selbstmörderischer Wahnsinn dargestellt.<sup>115</sup> In der letzten Fassung wird dann Mnemosyne selbst berufen, auch sie – wie es scheint – im Augenblick ihres Sterbens<sup>116</sup>: entschwunden sind alle Helden, erloschen auch die Erinnerung an sie<sup>117</sup>. Die Mahnung zum Maß und zum ordnenden Zusammenhalten der Lebenskräfte („Himmliche nämlich sind / Unwillig, wenn einer nicht die Seele schonend sich / Zusammengenommen“) wird durch einen trotzig harten, in seiner Unvollständigkeit auffallend primitiv wirkenden Einschub sofort wieder verneint: „aber er muß doch.“ Der Sterbliche kann eben nicht umhin, sich den umwälzenden und auflösenden Mächten hinzugeben. Die auch diesmal unerwartete und schwer deutbare Schlusssentenz „dem / Gleich fehlet die Trauer“ gleicht in ihrem Wortlaut und in ihrer syntaktischen Struktur so sehr den Schlusssentenzen in 'Patmos' und 'Der Einzige', daß man sie zunächst fast für ein völlig mechanisches, im neuen Zusammenhang sinnlos entstelltes Selbstzitat halten könnte. In Wirklichkeit scheint die abschließende Sentenz in 'Mnemosyne' diejenige von 'Patmos' entschieden zu verneinen und zu widerlegen.<sup>118</sup> Die

<sup>114</sup> Er steht nun nicht nach, sondern vor der Darstellung des Chaos; er kann also das Chaos nicht mehr zusammenfassen und deuten, sondern ist selbst das erste, grauenhafte Anzeichen des einbrechenden Chaos.

<sup>115</sup> Die Helden, die Selbstmord begangen haben, werden vor denen erwähnt, die im Kampf gefallen sind; aber auch diese werden bezeichnenderweise nicht dem Feind, sondern dem Schicksal entgegengesetzt („im Geschehe stehend“); sie sind also auch „göttlich gezwungen“, wie die Helden, die sich selbst umbrachten.

<sup>116</sup> HJb. 1948/49 S. 101.

<sup>117</sup> Die furchtbare Bedeutung dieser Vision hat Beißner HJb. 1948/49 S. 102 hervorgehoben.

<sup>118</sup> In Patmos soll der Dichter alle religiösen Werte der Vergangenheit bewahren; Mnemosyne bewahrt aber die Erinnerung an die Helden nur als „Trauer“ um deren

Göttin der Erinnerung ist nunmehr die Göttin der sich auflösenden Erinnerung; sie ist das Bündel der Erinnerungen („Und vieles, / Wie auf den Schultern eine / Last von Scheitern, ist / Zu behalten“, III v. 5–8), die Hölderlin nicht mehr zusammenzuhalten vermag.

Die Erinnerungen und der Imperativ des Sich-Erinnerns bilden auch das Grundthema von 'Andenken', dem letzten Gedicht Hölderlins, das nach Substanz und poetischer Form als wirklich vollendet betrachtet werden kann. Wahrscheinlich im Frühjahr 1803 verfaßt, in einem Augenblick lichtvoller und mächtiger Eingebung nach dem ersten Anfall der Umnachtung, aber allem Anschein nach vor der dumpfen Ausweglosigkeit von 'Mnemosyne', muß uns 'Andenken' mit staunender Bewunderung erfüllen. Die Titel der beiden Gedichte sind ganz gleichbedeutend; in 'Andenken' herrschen aber keine starren und toten Gestalten der Antike, sondern lebensvolle, die Seele stets wieder belebende und beglückende Erinnerungen einer noch nahen Vergangenheit. Eine bezaubernde, schwerelose Süße durchzieht das Gedicht, umfängt auch dessen stark bewegten erzählerischen Rhythmus und verbirgt bis zuletzt die geheimnisvollen, fast unergründlich tiefen Intuitionen, die den Wesenskern des Gedichtes bilden, im Gedicht selbst aber nur leise aufklingen und erst zum Abschluß in drei gewichtigen Axiomen ausgesprochen werden. Ein Wunder der Leichtigkeit wird von der Vergangenes heraufbeschwörenden Phantasie, eben vom „Andenken“, vollbracht, das, wie in 'Heidelberg', Vergangenheit und Gegenwart, Ferne und Nähe in eins schmilzt. Alles ist unbestimmt und magisch schwebend im Gedicht. Hölderlin ist nun in Deutschland, zugleich aber noch immer oder wieder in Frankreich; er erbittet sich einen Becher Bordeaux-Wein, ist aber bereits fast trunken; er spricht mit den französischen Freunden und bemerkt plötzlich, daß diese nicht mehr bei ihm sind. Ein leichter Wind weht zu Beginn des Gedichts, der Nordost, der den Weg von Schwaben nach Frankreich zu weisen scheint; aber auch aus einem anderen Grund ist der Wind dem Dichter lieb: er verheißt dem gute Fahrt, der sich dem Ozean anzuvertrauen wagt. Dieser Wind, der den Dichter fast körperlich wieder nach Frankreich trägt und ihn zugleich der Gegenwart der französischen Freunde beraubt, umfängt magisch die vielgestaltige Bewegung des ganzen Gedichts<sup>119</sup>. Unwirklich ist, was der Dichter erzählt oder erträumt,

Tod. Die Göttin der Erinnerung „fehlt“ also „dem gleich“, der sich die Seele nicht „schonend zusammennimmt“ – gleich den Helden, die sich in ihrer Verzweiflung umbrachten. Deshalb wohl muß auch sie sterben, ja ist sie eigentlich bereits leblos.

<sup>119</sup> Hölderlin begab sich in der Voraussicht nach Frankreich, vielleicht sein ganzes Leben dort zu bleiben; in diesem Zeitpunkt tauchte wahrscheinlich in seiner Seele

sehr konkret hingegen, was sein Gedächtnis sieht. Eine vollständig neue Landschaft taucht auf, viel weiter als die bisherigen Landschaften Hölderlins, wundervoll rein gezeichnet in den sehr realistischen beschreibenden Teilen, aber stets überflutet von einer Woge der Liebe und der Sehnsucht, die sich leicht herabsenken, wie die „wiegenden Lüfte“ des Südens. Ohne Vorbild in Hölderlins bisheriger Dichtung sind Verse wie

die Idee der „Kolonie“ auf, die seine Phantasie unausgesetzt beschäftigen sollte. Die Kolonie war zunächst Hesperien, die Kolonie der Griechen (s. Anm. 53); jetzt bezeichnet sie aber auch die Gesamtheit der Kolonien, die die Hesperiden, kühne Seefahrer und Eroberer, gegründet haben oder noch gründen werden (vgl. Kolomb und Tinian mit den stolzen Worten über die Sendung der „Abendländischen“). Den hohen Mut der unerschrockenen Kolonisatoren erlebte Hölderlin sehr stark nach; dichterisch verklärte er sie im Bilde der Zugvögel, der Stare (vgl. die Fragmente Das nächste Beste, in denen der Nordost wieder erwähnt wird; vor allem aber das herrliche Fragment Wie Vögel langsam ziehn, in dem sich die kühnste Eroberungslust mit feierlicher Selbstsicherheit paart). Von solchen dichterischen Augenblicken abgesehen war Hölderlins Kolonie-Erlebnis widersprüchlich bis zur Ausweglosigkeit. Vielleicht sah er in Bordeaux über die äußersten Punkt jenes Hesperiens, das eine Verlängerung, eine Kolonie Griechenlands war. Nun gab es aber in Bordeaux wirklich eine Kolonie im eigentlichen Sinne, die kleine deutsche Kolonie. Mit wahren Schrecken mußte Hölderlin die Aussicht erfüllen, das geistliche Haupt dieser Kolonie zu werden, da man mit der Stelle des Hauslehrers für die Söhne des deutschen Konsuls diejenige des Predigers der protestantischen Kolonie verband. Einen tragischeren Widerspruch zwischen Ideal und Leben könnte man sich kaum denken. Hölderlin hatte sich stets mit heroischer Konsequenz dagegen gestäubt, ein geistliches Amt zu bekleiden, das sich mit seinen religiösen Überzeugungen nicht mehr vertrug; und gerade jetzt, da er davon träumte, „sein Ausland“ als Dichter zu erobern, um dadurch zum idealen Führer der deutschen Dichter der Zukunft zu werden, mußte er sich dazu bequemen, wirklich das geistige Haupt einer Kolonie zu werden – aber als christlicher Prediger. Nicht nur die Flucht aus Frankreich war tragisch, sondern bereits der Antritt der Stelle in Bordeaux. Der Brief an Böhlendorff vom 4. Dezember 1801, unmittelbar vor dem Aufbruch nach Frankreich geschrieben, enthält bereits eine dichterische Deutung der „Kolonie“ und faßt die kühnsten, die verzweifelt kühnen Hoffnungen Hölderlins zusammen; diese tauchen dann u. a. in einer späten Variante der Verse von Brot und Wein wieder auf, die Hesperien verherrlichen: „Kolonie[n] liebt und tapfer Vergessen der Geist.“ Die Kolonie ist also der Ort, an den sich Hölderlin begeben wollte, um in heroischem Bemühen das eigene Vaterland zu vergessen, sich den Geist anderer Völker anzueignen und gerade dadurch unmittelbarer und wahrer deutsch zu werden. Der Titel Andenken ist dem Böhlendorff-Brief zufolge zutiefst doppelwertig: er bezeichnet das Andenken an das fremde Land, in dem man das Vaterländische „tapfer“ vergißt, um es in einem echteren Sinne erringen zu können, nachdem man auch das Ausland „verleugnet“, also vergessen hat. Die Kolonie ist aber jetzt nicht, wie man doch annehmen müßte, Frankreich. Frankreich wird anscheinend ausgeschaltet und mit bezeichnender Umkehrung des bisherigen Geschichtsbildes wird plötzlich Griechenland zu einer Kolonie Hesperiens. Es entsteht dadurch ein seltsames Doppelverhältnis; die Grundidee des Briefes ist, daß Deutschland zwar Griechen-

An Feiertagen gehn  
Die braunen Frauen daselbst  
Auf seidenen Boden,  
Zur Märzzeit,  
Wenn gleich ist Nacht und Tag.

Eines Volksfestes gedenkt also der Dichter, des Festes der Tagundnachtgleiche; ein fernes Echo der ‚Herbstfeier‘ tönt dabei unwillkürlich wieder auf. Der duftende Becher ist „voll dunkeln Lichts“: stets doppeldeutig ist die Gabe des Weingottes. Süß wäre es, in schattiger Laube zu

lands, aber auch Griechenland Deutschlands bedarf. Um nämlich ihr übermäßiges „apollinisches“ Feuer, ihr eingeborenes „heiliges Pathos“ zu dämpfen, bedurfte die griechische Seele der „abendländischen (!) junonischen Nüchternheit“; deshalb kommt Herakles „vom heißen Isthmos“ zum Ister, „sich Schatten zu suchen“. Den Deutschen ist dagegen die junonische „Klarheit der Darstellung ursprünglich so natürlich, wie den Griechen das Feuer vom Himmel“. Dieses Doppelverhältnis erweist sich aber gleich illusorisch. Es ist nämlich nicht so, daß die Deutschen der Griechen bedürfen, um sich das „apollinische Feuer“ anzueignen; sie sollen vielmehr von den Griechen den „freien Gebrauch des Eigenen“, die junonische Nüchternheit erlernen. Homer war nämlich „seelenvoll genug“, um diese Nüchternheit „für sein Apollonsreich zu erbeuten und so wahrhaft das Fremde sich anzueignen“. Es entsteht dadurch gewissermaßen eine Kreisbewegung: „Das Eigene muß so gut gelernt sein, wie das Fremde“; das Eigene der Deutschen – oder wenigstens Hölderlins und Böhlendorffs – ist aber jetzt nicht mehr die Nüchternheit, sondern das Feuer: Hölderlin will sich an Homer schulen, um nicht „die Flamme zu büßen“, die er nicht „zu bändigen vermochte“. Um diesen Gedankengang, den Hölderlin selbst als paradox bezeichnet, zu klären, könnten wir vielleicht zusammenfassend sagen: Homer besitzt das Feuer und die Nüchternheit; bei Hölderlin ist die Nüchternheit ein leidenschaftlich erschnarter Traum, das Feuer eine erschreckende, bereits als unabwendbar empfundene Gefahr. – Führt uns nun das nur scheinbar umkehrbare Verhältnis Hellas-Hesperien in Wirklichkeit zu einer Art Kreisbewegung, dann verstehen wir den eigentlichen Sinn der Kreisbewegung, die Hölderlin in zwei miteinander eng zusammenhängenden Gedichten, Andenken und Der Ister, dichterisch gestaltet. Die doppelte Reise wird, wenn wir die beiden Gedichte miteinander verknüpfen, zu einer Rundreise: Deutschland – Bordeaux – Ozeanfahrt – Indien – Griechenland – Deutschland. (Diese Kreisbewegung gehört aber wohl kaum zur eigentlichen oder ursprünglichen Konzeption von Andenken, s. Anm. 121.) Da nun gerade Der Ister von den zwei entgegengesetzten Richtungen der Donau mit so geheimnisvollen Worten redet, versuchen wir zu bestimmen, wie das Motiv der Rundreise mit der Strommythologie zusammenhängt. Hölderlin faßt den Lauf der Ströme zuweilen als eine Kreisbewegung auf. Wenn Der gefesselte Strom als Ganymed umgestaltet wird, so ist das insofern berechtigt, als der Fluß, der in den Ozean mündet, vom Vater Äther aufgesogen und zur Wolke wird, um dann als Regen wieder auf die Erde zu fallen. Im gleichen Sinne ist die Unterbrechung nach der fünften Strophe von Heidelberg eigentlich eine nur scheinbare: der Fluß, der sich „in die Fluten der Zeit“ wirft, fließt in den Ozean, wird dann zu schicksalsschwangerer Gewitterwolke, deren Blitzstrahlen die Burg „bis auf den Grund“ zerreißen. Das Problem der doppelten Reise ließ sich aber durch das



schlummern; besser ist es aber, sich dem vergessenbringenden Schlaf nicht hinzugeben und sich mit den Freunden über deren Leben und die großen geschichtlichen Ereignisse zu unterhalten, die sich rings um sie

Bild des ewigen Kreislaufs des Wassers nicht lösen. Wohl deshalb mußte Hölderlin versuchen, den vertikalen Kreislauf durch einen horizontalen zu ersetzen, den kosmischen durch einen geschichtlichen. Sein Erlebnis der Kolonie in Bordeaux war eine doppelte Reise, von der „Quelle“ zum Meer und vom Meer zur „Quelle“; er bildet daraus einen Kreislauf, indem er aus den französischen Seefahrern „hesperische“, also deutsche oder mindestens auch deutsche Kolonisatoren macht, die dann in Indien fast verschmachten und deshalb, dem Weg des Herakles folgend, durch den Isthmus zum Ister wandern und den Ister entlang zur „Quelle“, ins Gebiet der „junonischen“ Kühle gelangen. Welche Rolle fällt nun bei dieser Rundreise dem Dichter zu? Nach Reißner 804f. ist Hölderlin in der vierten Strophe von *Andenken* seinen Gefährten voraus, ist schon aus der Kolonie heimgekehrt und unterwegs zur Quelle; ja er hat auf dem Meer den Reichtum gesammelt, wie die Maler auf ausgedehnten Reisen Motive sammeln, aus denen dann nach der Heimkehr die großen Werke entstehen. Mir scheint diese Deutung unhaltbar. (Das Bruchstück Nr. 53 beweist nicht, daß zwischen Hölderlin und den Malern ein Parallelismus besteht; die *Gnome in Andenken* v. 38f. ist nicht im Sinne zu verstehen, daß Hölderlin „unterwegs zur Quelle“ ist.) In *Andenken* geht also Hölderlin wahrscheinlich, wie in seiner biographischen Wirklichkeit, ohne den indischen Umweg vom Meer zur Quelle; dasselbe gilt in einem gewissen Sinne auch vom „Fürsten des Festes“, der ja auch aus Frankreich nach Deutschland kommen muß – sofern in ihm noch etwas von der Gestalt Napoleons durchschimmert. Auch die *Stare* in den Fragmenten *Das nächste Beste fliegen von Frankreich*, von der „feuchten Wiese der Charente“, nach Deutschland, wenn sie nach Reißner 870 die „Sinnbilder des aus der Kolonie in die Heimat zurückkehrenden Geistes“ sind; dann würde sich freilich die besondere Bedeutung, die die Richtung des Nordostwindes in *Andenken* hat, umkehren, was allerdings der Vers „Sie spüren nämlich die Heimat“ nahelegen könnte. Alles in allem deutet kein Fragment darauf hin, daß Hölderlin auch sich selbst als einen Indiefahrer hätte darstellen wollen; nur in der Hymne *Der Ister* könnte der Führer der Kolonisatoren Hölderlin selbst sein, der sich nach dem Sieg in der (griechischen) Kolonie die (homerische!) Nüchternheit angeeignet hat und deshalb nun im Reich der (hesperischen!) Nüchternheit das heilige Feuer furchtlos anrufen kann. – Die bisher gegebenen Deutungen des Kolonie-Problems (wir erwähnen nur H. G. Gadamer, *Beiträge zur geistigen Überlieferung*, Godesberg 1947, S. 53–85 und H. Pyritz, *HJb.* 1953 S. 101f.; auf der anderen Seite Reißner, insbesondere S. 804f.) lassen sich m. E. miteinander, wenn nicht leicht, so doch im wesentlichen befriedigend in Einklang bringen, weil ja Hölderlin selbst nichts anderes wollte, als die tragische Vieldeutigkeit seiner Erlebnisse von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus zu gestalten. Es fragt sich danach sogar, ob wir berechtigt sind, in der Variante von Brot und Wein die zunächst freilich sehr auffallende Mehrzahlform „Kolonien“ als einen Schreibfehler zu betrachten und zu „Kolonie“ zu verbessern. Tatsächlich „liebt“ ja „der Geist“ bei Hölderlin weit mehr als eine einzige „Kolonie“; Kolonie ist vielmehr jeder „neue Wohnsitz, in den der Geist auswandert, bis ihn die nächste Geschichtsstunde zu weiterer Landnahme treibt“ (H. Pyritz, *HJb.* 1953 S. 102).

begeben. Kaum aber hat sich der Dichter so ermahnt, erwacht er wie aus einer Betäubung und sieht, wie in 'Herbstfeier', daß er allein ist. Wo sind die Freunde? Sie sind nicht mehr um ihn versammelt, sie sind zu Schiff nach Indien aufgebrochen. Und nun, in den beiden letzten Strophen, enthüllt die Idylle plötzlich unerwartete Tiefen und mündet ins Drama.

Oft hatte der Dichter vom Meer geträumt, in das sich die von ihm besungenen Ströme stürzen; in Bordeaux sah er endlich den Ozean und begriff im Gespräch mit den Seeleuten wohl zum erstenmal, was das Meer in der Geschichte der Völker bedeutet. Die Seefahrer sammeln – Händler und Krieger in einem – allen Reichtum der Erde; der Dichter, der sein ganzes Leben, süßen Träumereien hingegeben, im Schatten der Bäume des heiligen Hains verbrachte, scheint sich erstaunt zu fragen, woher denn die Freunde die Kraft nehmen, jahrelang ihrer Heimat fernzubleiben, auf die ländlichen Feste zu verzichten und „unter dem entlaubten Mast“, also von der lebendigen Natur unnatürlich getrennt, zu leben. In diesem seinem Gegensatz zu den seefahrenden Freunden mußte Hölderlin den Gegensatz zwischen dem von den Meeren getrennten Deutschland und den Küstenländern Europas wiedererkennen. Dadurch bereichert sich seine Mythologie der Alpen und der Ströme um ein neues Motiv. Nicht der Mittelpunkt seiner kosmischen Schau, das Gebiet der Alpen, fesselt nun seine Phantasie, sondern deren Peripherie, der Ozean. Die Garonne und die Dordogne, die am Anfang und am Ende des Gedichts so konkret gegenwärtig sind, bezeichnen den Weg, der von der Mündung über den Ozean nach Indien führt; Indien ist aber nun nicht mehr der mythische Ursprung der Menschheit oder des menschenbildenden Wortes – es ist das ferne, aber erreichbare Land des märchenhaften Reichtums, dessen sich nur die Seefahrer bemächtigen können. Während die französischen Freunde nach Indien unterwegs sind, muß der Dichter eine andere Reise, die Reise von der Mündung zum Quell unternehmen – oder hat sie schon unternommen und zu Ende geführt. Er liebt und bewundert sogar die Seefahrer; er verurteilt sie durchaus nicht: deutet er doch selbst ihren Durst nach Bereicherung poetisch, indem er sie mit Malern vergleicht, die auf ihrer Palette die schönsten Farben der Welt sammeln. Gewiß aber versteht er sie nicht, denn er gehört notwendigerweise einer anderen Welt an; er kennt einen anderen, höheren Reichtum, und nur dieser kann ihn beglücken. Wer nahe dem Alpenzentrum geboren wurde, weiß um den Ursprung allen Lebens und um den höchsten Gott, der allein den Dichtern die ihrer würdige Eingebung schenkt. Mit zartem Widerstreben hätte es Hölderlin nicht sagen können, daß der ihm vorgeschriebene Weg nie der der fremdländischen Freunde sein wird:

Mancher  
Trägt Scheue, an die Quelle zu gehn;  
Es beginnt nämlich der Reichtum  
Im Meere.

Indem der Dichter die Quelle gegen den Ozean abhebt, hebt er sich von den neuen Freunden ab; das bedeutet aber auch, daß er, wieder auf die ihm eigene, unvergleichlich liebevolle, ja schonende Weise<sup>120</sup>, die Dichter den Händlern entgegensetzt, die Dichter über die Händler setzt – wodurch er unausgesprochen die Deutschen über die Völker setzt, die sich in der Geschichte schon ihren Platz erkämpft haben. Mit seinen neuen Freunden sprach der Dichter gern von den großen geschichtlichen Ereignissen der Zeit (v. 36), an denen weder er noch die Deutschen im allgemeinen teilgenommen hatten. Aber die eigene Tatenlosigkeit und wohl auch die der Deutschen wird nun – wie bereits in 'Germanien' – durch die edle, den anderen Völkern unbekanntene Uneigennützigkeit gerechtfertigt. So stimmt denn der Schluß des in die neue französische Atmosphäre versetzten Gedichtes, der Schluß, dem zufolge nur die Dichter ewige Werte schaffen, im Wesensgehalt mit dem Schluß von 'Patmos' überein: die stolze Behauptung der Sendung des Dichters im allgemeinen am Ende von 'Andenken' wiederholt die stolze Behauptung der Sendung des deutschen Dichters am Ende von 'Patmos'. Damit wird aber gleichzeitig die tragische Geschichtsauffassung, die den unvergeßlichen, sicher auch vom Dichter nie vergessenen Schluß der Rheinymne diktiert hat, siegreich überwunden und endgültig gelöst.

Aber die Sendung des Dichters gewinnt nun eine neue Bedeutung, da sie auf die Fähigkeit des Erinnerns bezogen wird, die allein bleibende Werte schaffen kann. Am Ende des Gedichtes erweitern sich die zur Mündung gelangten, „meerbreiten“ Ströme ins Ungemessene; die Umriss der Flußlandschaft scheinen sich einen Augenblick lang aufzulösen. Als wolle Hölderlin den Einbruch des „Aorgischen“ aufhalten, bricht er plötzlich das Gedicht mit drei zusammenfassenden, überaus knappen Gnomen ab. „Andenken“ ist nun nicht mehr allein die Erinnerung an die in Frankreich zurückgelassenen Freunde<sup>121</sup>; es ist Mnemosyne

<sup>120</sup> Wie er sich etwa in der Rhein-Hymne unausgesprochen seinem Freund entgegensetzt (vgl. S. 118).

<sup>121</sup> Es ist ganz nutzlos, sich zu fragen, ob Hölderlin wirklich einen französischen Freund eingeladen habe, ihn in Deutschland zu besuchen, um dann zu erfahren, daß der Freund die weit gewinnbringendere Reise nach Indien vorzog (Böhm II 479). Ebenso nutzlos ist die Frage, ob der im Gedicht erwähnte Bellarmin noch der Bellarmin des Romans Hyperion ist, ob also Hölderlin, wenn er von Seefahrern und Kolonistoren spricht, seine deutschen Freunde oder gar die deutschen Dichter oder die

selbst, die Fähigkeit, der Wille und die Pflicht, alle Erlebnisse treu in der Erinnerung zu bewahren. In der letzten Gnome scheint Hölderlin den Dämon des Wahnsinns, den er schon kennenlernte, fast herausfordern – oder besänftigen? – zu wollen, indem er die wahre, die schöpferische Erinnerung dem Dichter und allein dem Dichter zuspricht:

Es nehmet aber  
Und gibt Gedächtnis die See,  
Und die Lieb' auch heftet fleißig die Augen;  
Was bleibet aber, stiften die Dichter.

Um diese drei zunächst so geheimnisvoll anmutenden Aussagen befriedigend zu deuten, muß man m. E. die erste als Gegensatz der zweiten, die dritte aber als Gegensatz der beiden vorhergehenden verstehen. Den

Dichter im allgemeinen meint. (M. Heidegger setzt die Seefahrer ohne weiteres mit den Dichtern gleich; einen Beweis glaubt er darin zu finden, daß die letzte Strophe mit den Seefahrern beginnt und mit den Dichtern endet. Vgl. Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung, 1951 S. 130.) Möglicherweise steckt auch in der Wahl des Namens Bellarmin irgendein Geheimnis; ist es doch ein ungriechischer Name eines nur angeblich griechischen Freundes. Jedenfalls ist es nicht ganz berechtigt, Andenken mit Hilfe der Ister-Hymne zu deuten, da dieses letzte Gedicht das Kolonieproblem in einer späteren Phase darstellt. Bellarmin ist in Andenken u. E. ein Fremdkörper, wie etwa der Kaukasus in der Hymne Die Wanderung (s. Anm. 92). Von einer unbezwinglichen Wandrerlust überwältigt, schießt Hölderlin zuweilen über das eigentliche Ziel oder Thema seines Gedichtes hinaus. Mit der Einschaltung des Namens Bellarmin wird die wirklich ausgeführte Reise der französischen Seefahrer bis zu einem gewissen Grade durch die erträumte Reise der deutschen Kolonistoren ersetzt, die dann in der Hymne Der Ister aus der indischen Kolonie in ihre Heimat zurückkehren. Nun bietet aber Andenken, wenn wir eben nur vom Namen Bellarmin absehen, eine völlig geschlossene Situation, die in allen Teilen auf Hölderlin und die französischen Freunde bezogen werden kann. Hier sei darauf hingewiesen, daß die Worte „mit dem Gefährten“ im v. 38 ursprünglich wohl „mit den Gefährten“ lauteten (Beißner 804). Wir besitzen diesen Teil der Handschrift nicht; wenn die Lesart *dem* nicht auf einem Irrtum des Setzers beruht, sondern auf Hölderlin selbst zurückgeht, dann ging die Umwandlung der französischen Seefahrer in hesperische Kolonistoren in zwei Zeiten vor sich. In der ersten waren die Gefährten Bellarmin-Sinclair mit seinen Freunden; in der zweiten Bellarmin-Sinclair mit einem einzigen Freund, der nur Hölderlin selbst sein konnte. Dann kommt aber den Worten „Wo aber sind die Freunde? Bellarmin / Mit dem Gefährten?“ die Bedeutung zu, daß Hölderlin, der Gefährte, eben nicht mehr „mit“ Bellarmin ist, daß die Freunde sich getrennt haben, weil der Weg des Dichters nicht der des Mannes der Tat ist: Hölderlin ist demnach zur Quelle zurückgekehrt, Bellarmin nach Indien gefahren. So droht mit der Einschaltung Bellarmins das verborgene Dioskurenmotiv einmal mehr die strukturelle Einheit des Gedichtes zu sprengen. Wenn man der zauberhaften Traumwirklichkeit dieses unvergleichlich schönen Gedichtes keine Gewalt antun will, so tut man gut daran, nicht an die spätere Ister-Hymne zu denken und da innezuhalten, wo der Dichter nicht innehielt: vor dem Augenblicke, in dem der deutsche Freund die französischen Freunde zu verdrängen begann.

Seefahrern, die die Ozeane durchschweiften, stehen jene gegenüber, die eine unlösbare Liebe an die eigene unwandelbare Wirklichkeit, an die Heimat<sup>122</sup>, bindet. Die allzu unbeständigen Seeleute erinnern sich der fremden Länder, vergessen aber leicht ihre Heimat; die Liebenden der Erde sind ihr treu, aber ihre Treue ist nur ein unmittelbares, fast körperliches Haften an der Mutter Erde, eine Liebe, die sie nicht in geistige Wirklichkeit, in „Andenken“ zu verwandeln vermögen. Weder der das Wasser befahrende, noch der an die Heimat Erde gebundene Mensch erinnert sich wirklich; Andenken und Treue – wir finden hier wieder, in erhabenster Form, die beiden Hölderlinischen Imperative der Spätzeit – sind allein dem Dichter eigen, der alle Erinnerungen in ewige Bilder bannt und dadurch eine neue, unzerstörbare Wirklichkeit, ein „Bleiben im Leben“, „stiftet“. So löst hier Hölderlin auf seine Art, nämlich rein dichterisch, sein letztes und vielleicht tragischstes Lebensproblem, das unentwirrbar verwickelte, auf der biographischen Ebene unlösbare Problem der „Kolonie“, des „Auslands“: „Kolonie[n] liebt und tapfer Vergessen der Geist.“ Der deutsche Dichter muß – darin den Seefahrern nur scheinbar gleich – seine Heimat „tapfer“ vergessen, um die Kolonie, das Ausland zu erobern; dann aber muß er, wie der „Fürst des Festes“, auch „sein“ Ausland „verleugnen“ und vergessen, um, durch die Erfahrung der Kolonie doch unendlich bereichert, als Sieger, als wahrhaft deutscher Dichter in seine Heimat zurückzukehren.

‘Andenken’ ist wirklich die dichterische Apotheose der Erinnerung, wenn die Musen die Töchter Apollos und der Mnemosyne sind, wenn die Dichtung aus der Verklärung, aus der Vergeistigung der Erinnerungen entspringt. Kein Zeichen der seelischen Zerrüttung findet sich in diesem Gedicht, nirgends ist die lyrische Einheit durchbrochen, nie überlagern sich die Bilder oder greifen störend ineinander über. Durchwoben von neuen, durchweg konkreten Bildelementen, die sich aber sofort in dichterische Ausdruckswerte verwandeln oder in Sentenzen, die selbst wieder von dichterischem Atem durchweht sind, zeigt ‘Andenken’ bei all seiner geheimnisvollen Zartheit und kraftvollen Dramatik eine fest gefügte und vollendete Struktur. Wenn ‘Patmos’ die summa poetica einer unvergleichlich großen phantastisch-spekulativen Welt darstellt, dann ist ‘Andenken’ der Schwanengesang, der sich in einem wahrhaft Hölderlinischen Augenblick außerordentlicher lyrischer Kraft und zugleich ätherischer Schwerelosigkeit verströmt.

Nach ‘Andenken’ finden wir (wenn wir von der zweiten Fassung der ‘Mnemosyne’-Hymne und von der in sich fast vollendeten Strophe ‘Reif

<sup>122</sup> Vgl. die wichtigen Parallelstellen bei Beißner 807.

sind . . .’ absehen) nur noch teilweise deutbare, stets dunkler und wirrer werdende Bruchstücke und dann, unterbrochen von einzelnen letzten, herzerreißenden Aufschreien bewußten Schmerzes („Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne“), die Nacht der Fühllosigkeit. Nichts scheinen die vielen Gedichtchen aus den Jahrzehnten des Wahnsinns zu enthüllen, infantile Verse, die aber fast nie ins Schrillose oder Grotteske ausarten. Es sind vorzugsweise gewissenhafte kalligraphische Übungen, die der Umnachtete, beflissen und höflich bis zu einer offen zur Schau gestellten Liebedienerei, vor allem auf Wunsch der Besucher ausführte. Er tat es mit dem Ehrgeiz des Schülers, der für seine Fähigkeit, metrisch korrekte Verse zu machen, gelobt werden will; vor allem aber in der Sorge, weder von seinen Gefühlen, noch von seiner Person schlechthin irgend etwas zu enthüllen. Diesem Bemühen um eine im schlechten Sinne des Wortes objektive und korrekte, ja oft gewollt hyperkorrekte<sup>123</sup> Poesie, diesem fast vollständigen Abrücken vom eigenen Ich entspricht die Verhüllung der eigenen Person in den Unterhaltungen und in den Unterschriften und Widmungen, die er seinen Versen beifügt. Um weiterleben zu können, begrub sich der Dichter in der Gedächtnislosigkeit und konnte nun den anderen und sich selbst versichern, „es geschehe ihm nichts“. Nichts sollte nunmehr geschehen, nichts eine Bedeutung haben: „Ein Zeichen sind wir, deutungslos.“ Die bedrängende Unbeweglichkeit von ‘Mnemosyne’ war nun Wirklichkeit. Alles in allem, ein bewußter Widerruf jeglichen Titanismus. Hölderlin gibt die von ihm geschaffene grandiose Form der Hymne vollständig auf und versucht seine Dichtung gewissermaßen wieder von Anfang an zu beginnen, indem er eben zu den Anfängen der deutschen Lyrik des XVIII. Jahrhunderts, zu der rein objektiv beschreibenden Naturpoesie und zu den schlichten, gereimten Vierzeilern zurückkehrt. Und doch sind die Strophen dieser Jahrzehnte bei allem Bemühen um eintönige Objektivität nicht leer. Noch gab es eine Mitte in der Seele des Dichters. In der langen Reihe seiner Naturbilder beschreibt er vor allem die Jahreszeiten und richtet dabei sein Augenmerk oft auf deren Wechsel. Das entspricht freilich wieder der Gefühlshaltung und der Technik der alten Naturpoesie; dabei kommt aber auch etwas ausgesprochen Hölderlinisches, gelegentlich sogar sentenzartig, zum Ausdruck: im Kreislauf der Jahreszeiten besteht die „Vollkommenheit“ des Jahres, in der Betrachtung solcher Vollkommenheit verwirklicht sich die Vollkommenheit der Seele<sup>124</sup>. Der Sonnenunter-

<sup>123</sup> Vgl. vor allem den ausgezeichneten Aufsatz Beißners Zu den Gedichten der letzten Lebenszeit, HJb. 1947 S. 6–10.

<sup>124</sup> Der Zeitgeist, VI 49; Der Frühling, VI 50; vgl. auch Die Aussicht, VI 51.

gang und der Herbst besänftigen noch immer den friedensbedürftigen Geist; das Weltbild des Dichters scheint aber jetzt wieder viel eher tellurisch als ätherisch zu sein. Das menschliche Leben löst sich gleich den Abendwolken auf; es gibt aber doch ein „Bleiben im Leben“, es bleibt eine ewige Wirklichkeit, die feste Erde in ihrer unzerstörbaren felsenharten Gestalt:

Der Erde Rund mit Felsen ausgezieret  
Ist wie die Wolke nicht, die Abends sich verliert,  
Es zeigt sich mit einem goldnen Tage.

So kann das Gedicht 'Der Herbst' (VI 43) die Lyrik Hölderlins nach dreieinhalb Jahrzehnten der Umnachtung mit einem letzten wahrhaft dichterischen, geheimnisvoll tröstenden Wort beschließen:

Und die Vollkommenheit ist ohne Klage.

#### ANHANG ZUR 'FRIEDENSFEIER'

Die Bewunderung, die die neuentdeckte Friedensfeier erregt hat, kann ich leider nicht vorbehaltlos teilen. Man bewundert diese Hymne wohl vor allem, weil sie in der Metrik, im Wechsel der Stillagen und in sonstigen Einzelheiten große Regelmäßigkeit aufweist; das bedeutet aber sicher noch nicht, daß sie allein deshalb einer nicht abgerundeten oder geradezu unvollständigen Improvisation vorzuziehen sei (s. Anm. 51). Zunächst sei erwähnt, daß die metrische Regelmäßigkeit der Friedensfeier z. T. eine scheinbare ist; sie wird dadurch erreicht, daß in der letzten Triade und auch in der sechsten Strophe die Verse im allgemeinen auffallend kurz sind. Ein vollkommenes Gedicht muß eine organische Einheitlichkeit aufweisen; eine solche ist wenigstens in den beiden ersten Strophen von Versöhnender . . . I (und II) vorhanden, die zu den Gipfelleistungen Hölderlinischer Hymnik gehören; den beiden Strophen korrespondiert wie von selbst das Ende der letzten Strophe von Versöhnender . . . I, wodurch das ganze Fragment in seinen Grundzügen das Schema von Patmos vorwegnimmt. Eine ähnliche, nicht beabsichtigte, sondern spontan entstandene Einheit ist in der Friedensfeier m. E. nicht zu finden. Man kann den Scharfsinn und den Fleiß der Interpreten nicht genug bewundern, die das Mögliche und zuweilen das Unmögliche getan haben, um die einzelnen Stellen zu deuten und zwischen denselben irgendeinen Zusammenhang zu entdecken; wer aber in Hölderlin nur den Dichter liebt und sucht, muß gleich mit Bedauern feststellen, daß in den neuen Teilen nur wenige Verse einen dichterischen Eigenwert besitzen und daß der Zusammenhang zwischen den Strophen, soweit er sich überhaupt nachweisen läßt, fast nie spontan und organisch, sondern abstrakt konstruiert, also undichterisch ist. Die „neue“ Hymne ist in Wirklichkeit eine erweiterte, im wesentlichen keineswegs verbesserte Neufassung von Versöhnender . . . Die herrliche erste Strophe von Versöhnender . . . wurde in der zweiten Strophe der Friedensfeier ihrer eigentlichen dichterischen Substanz – der kosmischen Erleuchtung – willkürlich beraubt; wie nüchtern pedantisch wirken nun die letzten Verse: „wo aber Ein Gott *noch auch* erscheint, / Da ist *doch* andere Klarheit“ (vgl. auch Wirkendes Wort, 6. Jg. S. 83); ungern verzichtet der unvoreinge-

nommene Leser auf die völlig in sich abgerundete zweite Strophe von Versöhnender . . . I, eine der leidenschaftlichsten und unmittelbarsten dichterischen Bekenntnisse des Menschen Hölderlin. Mit Versöhnender . . . verglichen, hat die Friedensfeier vor allem einen neuen Anfang und ein neues Ende, nämlich die erste und die vierte Triade, die das Fest auf der göttlichen, bzw. auf der menschlichen Ebene darstellen. In beiden Triaden geht der Dichter von einem konkreten Bild aus; es sind dies wohl die einzigen bildhaften Teile des Gedichtes – sie sind aber nicht eigentlich neu. Der Göttersaal der ersten Strophe wiederholt und verbessert das „Haus der Himmlischen“ von Brot und Wein (so bereits B. Allemann, Hölderlins Friedensfeier, S. 73). Nicht nur Saal, Boden und Tisch sieht nun der Dichter (Brot und Wein v. 57), sondern auch die kultischen Kelche; dadurch wird der Saal zum Tempel, während in Brot und Wein v. 59 Tempel und heilige Gefäße noch fehlten. (In den Früchten und Kelchen von v. 6 vermag ich nur die untrennbare sakrale Einheit des Brotes und des Weins zu sehen.) Die erste Strophe versucht aber auch, den Schauplatz der Hymne Der Mutter Erde, den man sich auch nur als einen leeren Tempel vorstellen kann, mit Leben zu erfüllen; das kann vielleicht die auffallend vielen tellurischen Symbole der vielgequälten letzten Strophe erklären. Der Dichter schafft jedenfalls kein neues Bild, sondern versucht Altes neu zu beleben, was ihm doch wohl nur in den beiden ersten, sehr musikalischen Versen gelungen ist, nicht in den folgenden, überwiegend beschreibenden. Der beschwingte Anfang der letzten Triade („Leichtatmende Lüfte . . .“) erinnert deutlich an den Anfang der Schlußstrophe von Wanderung; in seinen wahrhaft dichterischen Augenblicken hätte aber Hölderlin die leichten Lüfte der himmlischen Gnade und das noch vom Kriegsgewitter „rauchende Tal“ nicht in ein Parallelverhältnis gesetzt. Man kann nun darüber streiten, ob es sinnvoll ist, gerade am Ende einer Hymne nach dem schon verwirklichten Frieden das Titanenmotiv noch einmal und in überaus krasser Form aufzunehmen; wie man auch die vielen Dunkelheiten der Strophe lösen zu können glaubt, die Strophe selbst scheint mir dichterisch mißlungen; jedenfalls hält sie keinen Vergleich mit den kraftvoll abschließenden Endstrophen der anderen großen Hymnen aus.

Auch der Streit um den „Fürsten des Festes“ scheint mir auf einem Mißverständnis zu beruhen. (Die hier vorgeschlagene Deutung setzt die Anm. 102 und 119 über Patmos v. 204 und über die „Kolonie“ voraus.) Die verschiedenen Deutungsmöglichkeiten schließen sich keineswegs aus; sie ergänzen sich gegenseitig eben im Sinne der romantisch-progressiven Dichtung Hölderlins; ja sie sind im Gedicht selbst, wenn man sich die verschiedenen Teile und die verschiedenen Phasen der Komposition gegenwärtigt, *de facto* nebeneinander vorhanden. Wir können wenigstens fünf Phasen der Komposition genau unterscheiden. Vorauszuschicken ist, daß der Friede von Lunéville auf Hölderlin vor allem deshalb einen so starken Eindruck gemacht hat, weil er das neue Jahrhundert eröffnete, das dem Dichter eben darum ein mystisches Zeitalter des Friedens zu werden versprach (AR 220–224). Unleugbar war der Versöhnende ursprünglich Napoleon, in dem Hölderlin sicher nicht nur den Erwecker des tatenarmen Deutschland kommen sah (Allemann 79), sondern auch einen Geisteshelden, der, wie Hölderlin selbst, bereit schien, sein – engeres oder weiteres – Vaterland zugunsten einer umfassenderen europäischen Gemeinschaft zu „verleugnen“ (Mercur de France, 1955, S. 710f. Bei dieser Deutung scheint man allerdings seltensamerweise zu übersehen, daß der Friedensfürst nicht sein Vaterland, sondern sein „Ausland“ verleugnet, vgl. darüber Anm. 119) Wir wissen aber, wie Hölderlin gleich auf die Nachricht des Friedensschlusses reagierte. Er konnte seine Gedanken nicht klären und ordnen; er flüchtete, wie immer, in die Natur, diesmal aber nicht, um seine

Verzweiflung, sondern um seine Freude zu ertragen: „Ich konnte auch diesen Morgen, da der würdige Hausvater mich damit [mit der Nachricht des „ausgemachten Friedens“] begrüßte, wenig dabei sagen. Aber das helle Himmelblau und die reine Sonne über den nahen Alpen waren meinen Augen in diesem Augenblicke um so lieber, weil ich sonst nicht hätte gewußt, wohin ich sie richten sollte in meiner Freude“ (23. Februar 1801). So erlebte Hölderlin wohl in diesem Augenblick seine große, durch und durch kosmische Erleuchtung (Versöhnender... I v 11-14). Im weitatmigen Rhythmus dieser Strophe („Versöhnender, der du . . .“ mit der nachträglichen Erläuterung „seliger Friede“) glaube ich einen deutlichen Nachklang des Goetheliedes „Der du von dem Himmel bist, / . . . / Süßer Friede“ wahrnehmen zu können. Der gespannte und breite Rahmen ist in beiden Gedichten der natürlichste Ausdruck der absoluten Fülle der Gnade, die alles in sich schließen, das Verschiedenartigste, das Entgegengesetzteste in sich auflösen kann. Gleich darauf mußte es aber Hölderlin klar werden, daß der Friede – wieder eine Ähnlichkeit mit dem Goethelied – doch nur ein ersohnter Friede war; er herrschte ja noch nicht „in dieser Brust“, die Christentum und kosmisches Gefühl nicht zu versöhnen vermochte. So entstand dann die zweite Strophe von Versöhnender . . ., in der eine biographische Situation mit seltener Unmittelbarkeit zur Dichtung wird. Die eigentliche Ursache seiner Zerrissenheit spricht aber der Dichter nur nachträglich und indirekt aus: nicht nur die orthodoxe Kirche, sondern auch Christus selbst setzte sich einer Versöhnungsfeier aller Religionen entgegen. Die Einladung an Christus (Versöhnender . . . I v. 39) mußte Hölderlin selbst als ein großes Wagnis erscheinen; sie wird deshalb gleich, wenn auch sehr vorsichtig, zurückgenommen (Versöhnender . . . II v. 39: „aber o du, der . . .“, wobei der Hauptsatz ohne Verbum in der Luft hängt und beliebig ergänzt werden kann; der Sinn ist wohl „aber du bist derjenige, der die Einladung nicht annehmen würde“). Die große Aufgabe, die der unversöhnliche Versöhnende nicht zu leisten vermag, bleibt deshalb den „Söhnen der liebenden Erde“, den kommenden deutschen Dichtern, also dem Beißnerschen „deutschen Genius“ vorbehalten. So kommen wir zur Friedensfeier. Um deren Entstehung zu erklären, weist mein Schüler Giuseppe Bevilacqua, der mit neuen Argumenten entschieden die Napoleon-These verfiel (Belfagor, Firenze, 1956, S. 337-344), auf den Fürstentag von Regensburg hin, in dessen letzter Phase (Sommer bis Oktober 1802) die deutschen Fürsten sich auf Napoleons Wunsch über die Ausführung einer schweren Klausel des Friedens von 1801 einigen sollten. Napoleon selbst war nicht anwesend, sein Geist beherrschte aber die Versammlung. Hölderlin verweilte im Herbst 1802 in Regensburg; sehr leicht konnte, wie ich glaube, in dieser Situation an die Stelle des nur im Geiste gegenwärtigen politischen Friedensfürsten der ideale Friedensfürst des Geistes – der deutsche Genius – treten. Hölderlin, der die Auslandsreise schon hinter sich hatte, sieht den Fürsten nach seinem Heldenzug im Ausland: der Fürst kehrt aber nicht, wie Hölderlin, als Gescheiterter, sondern als Sieger in seine Heimat zurück; er ist das Wunschbild der Wiedereroberung des Vaterlandes nach der Eroberung *und* der Verleugnung des Auslandes, der „Kolonie“ (s. Anm. 119). Jedenfalls verkörpert sich der deutsche Genius als Fürst des Festes in einer teils allegorischen, teils undurchsichtigen Form. Bevilacqua betont 342 m. E. mit Recht, daß der Fürst nur geistig gegenwärtig ist: „denk’ ich . . . zu sehn“ v. 13-15 ist doch nicht ohne weiteres als tatsächlich „sehe ich“ zu verstehen. Der Friedensfürst ist bereits anwesend, zugleich aber nur erst ersohnt, wie etwa die Priesterin Germanien zugleich beredt und stumm ist; es ist eben nicht möglich, die höchste Theophanie bildhaft darzustellen. Um das Überbildliche auszudrücken, griff der Dichter, wie bereits erwähnt,

zu Bildern und Sinnbildern der „dürftigen Zeit“, die ihm schon geläufig waren; nur wertete er sie nun positiv um. Die Friedensfeier scheint aber ihre Entstehung in erster Linie einem neuen kosmischen – diesmal kosmisch-musikalischen – Erlebnis zu verdanken, von dem ja die kurze Vorrede so überzeugend spricht: der „gelüftete“ Saal voll der „ruhig wandelnden Töne“ und die „leichtatmenden Lüfte“ verwirklichen dichterisch jene neue „Sangart“, die nach den Worten der Vorrede von der Natur „her ist“ und die die Natur wieder in sich aufnimmt.

Die schon durch ihre scharfe Formulierung sehr anregenden Arbeiten des Bandes 'Der Streit um den Frieden' (Nürnberg 1957) ignorieren ganz das Kolonieproblem. Kann man „Heldenzug“ als „langes Durchhalten“ (S. 53 und 56) deuten oder von Christus sagen, der Himmel sei „sein“ Ausland (S. 37 und 87)? Gott ist freilich ein „Ausländer“, aber „sein Land ist der Himmel“ (S. 37); wenn er also den Himmel „verleugnet“, so verleugnet er eben nicht „sein“ Ausland. Der Friedensfürst mit einem „deutschen Reisepaß“ (S. 7) soll unwiderstehlich komisch wirken; hatte aber in der Frühromantik der deutsche Geist als edler Ausdruck des Weltgeistes nicht wirklich einen internationalen Reisepaß? Die überaus wertvollen Beiträge zur Friedensfeier im HJb. 1955/56 scheinen mir mit meinem Deutungsversuch nicht unvereinbar. Böckmann betonte in seinen Abschlußworten der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft 1956, man müsse „gegenüber gar zu christlichen Deutungen im traditionellen Sinn zurückhaltend“ sein (S. 104). Ist nun etwa der Friedensfürst Christus „in einer zweiten Epiphanie“ (S. 54), so kann er auch ein zweiter Johannes (s. Anm. 102) sein. Nach dem Johannes-Evangelium 21, 23 deuteten einige „Brüder“ ein Wort Christi im Sinne, daß Johannes nicht sterben werde; der Versöhner der Zukunft konnte deshalb von Hölderlin auch als Johannes „in einer zweiten Epiphanie“ verstanden werden; dies schließt eine orthodoxe Christuskonzeption nicht ganz aus, da ja Johannes in Wirklichkeit nur bis zur Rückkehr Christi „bleiben“ (21, 22) sollte. Dann kann die Patmos-Stelle v. 204f. ungefähr bedeuten: „Der neue Johannes steht sein Leben lang unter dem Himmel, denn noch lebt Christus, dessen Rückkehr er erwartet.“ – Beißner erweitert jetzt seine ursprüngliche These: der Fürst sei mehr als der Vaterlandsgenius, aber auch mehr als der Friede; er sei „die gestaltgewordene Bereitschaft der Menschen zu neuer, schöpferischer Gottesbegegnung“. Ich habe versucht darzulegen, auf welchem Wege diese Bereitschaft im Idealbild des deutschen Dichters zur Gestalt wurde. K. Kerényi und B. Allemann können sich nun auch auf die Annahme Bevilacquas beziehen; m. E. hat die Gestalt Napoleons nicht nur die ersten Verse von Versöhnender . . ., sondern auch die beiden ersten Strophen von Friedensfeier beeinflußt. So stehen die verschiedenen Thesen einander nicht mehr so schroff gegenüber, und wir dürfen vielleicht auf eine baldige Friedensfeier der Hölderlinforscher hoffen.

# ALLEGORIE UND MYTHOS IN HÖLDERLINS LYRIK

VON  
MANFRED WINDFUHR

Hölderlin scheint die theoretische Abwertung der Allegorie, wie sie seit der Auseinandersetzung um Winckelmanns Allegorienlehre verstärkt in die Poetik eindrang, geteilt zu haben. An der einzigen Stelle, wo er das Wort verwendet, ist es kritisch gebraucht. In einem Brief an Hegel vergleicht er – seine Weimarer Eindrücke beschreibend – Goethes Auftreten mit dem Herders. Goethe sei ihm sanft und herzlich entgegengekommen. Höchst erquickend sei „so viel Menschlichkeit“ bei „so viel Größe“. Herder sei auch herzlich gewesen, habe aber „schon mer den Weltman“ gezeigt; „sprach oft ganz so allegorisch, wie auch Du ihn kennst“<sup>1</sup>. Der Sinn dieser Bezeichnung erschließt sich aus der Gegenüberstellung: allegorisch heißt hier soviel wie verkleidet, geziert, arabesk. Gegenüber der direkten, unverdeckten Herzlichkeit Goethes rückt sich Herder in eine posenhafte Distanz, sein Auftreten und Sprechen entfernt sich von der Natürlichkeit, wird orakelhaft, metaphorisch, blumenreich. Aus einem mit sich selbst übereinstimmenden, eindeutigen Verhalten wird ein mehrschichtiges, kompliziertes, nicht sogleich übersehbares. Hölderlin gibt zu verstehen, daß er das menschlichere Erscheinen Goethes („schönster Genuß unsers Lebens“) dem „allegorischen“ Herders vorzieht.

Dieser Wortgebrauch geht unverkennbar auf die Kritik zurück, die zwanzig bzw. dreißig Jahre vorher Klopstock, Lessing, der junge Herder u. a. an Winckelmanns Theorien geübt hatten. Winckelmann hatte sich bemüht, die Allegorie noch einmal in den Mittelpunkt der künstlerischen Arbeit zu stellen. Er wollte statt des rokokohaft mit dem Stoff spielenden den denkenden Künstler im Sinne des Barock erneuern und forderte daher bei verschiedenen Anlässen, besonders in seiner Ikonologie, dem 'Versuch einer Allegorie', die Allegorie mehr als bisher zu benutzen. „Die Allegorie ist in der Kunst unentbehrlich.“<sup>2</sup> Dieser späte Restaurationsversuch löste eine starke Kritik aus und leitete – nach Ansätzen in der Frühaufklärung – die bis heute anhaltende Diffamierung der Allegorie als Kunstform ein. Klopstock reagierte schon auf die entsprechenden

<sup>1</sup> StA (Große Stuttgarter Ausgabe) VI, 155, Brief vom 26. 1. 95.

<sup>2</sup> Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst, Dresden, 1766, 135; vgl. zu Winckelmanns Allegorienlehre: W. Kohlschmidt, Winckelmann und der Barock, in: Form und Innerlichkeit. Beiträge zur Geschichte und Wirkung der deutschen Klassik und Romantik, München 1955, 11 ff.

Thesen in den 'Gedanken über die Nachahmung' abwehrend. Er zählte die „Hauptfehler“ der allegorischen Kunst auf, sprach von „abstrakten Ideen“, von „gezwungener“ Darstellung und wandte sich gegen die Vermischung von allegorischen und historischen Figuren<sup>1</sup>. Herder griff Winckelmann vor allem von seinem Naturbegriff her an. „Die bildende Natur hasset Abstracta: sie gab nie Einem Alles und jedem das Seinige auf die seineste Weise.“ Liebe, Tugend, Wahrheit – allegorisiert – erschienen ihm als „Gespenster“, Plastiken dieser Figuren nannte er „in Stein gehauene Seifenblasen“<sup>2</sup>. Auch Lessing schränkte den Geltungsbereich der Allegorie ein. Er befürchtete in ihrer ausführlichen Form eine zu starke Annäherung von Dichtung und Malerei und nannte „weiläufigte“ Allegorien einen „kindischen, gotischen, mönchischen Witz“<sup>3</sup>. Zugelassen wurden von den drei Kritikern nur Kleinformen der Allegorie: kurze Personifikationen in der Dichtung, Gemme, Münze usw. in der bildenden Kunst.

Die klassisch-idealistische Ästhetik führt diese Gedanken weiter und vertieft sie ins Grundsätzliche. Sie grenzt die Allegorie vor allem gegen die symbolische und mythische Kunst ab und verweist sie auf den zweiten Platz. Sie sieht in ihr eine dualistische, dem Streben nach Ganzheit und Geschlossenheit, nach Vereinigung von Natur und Kunst, Verstand und Gefühl nicht mehr entsprechende Ausdrucksform. Im Symbol und Mythos erscheinen ihr dagegen die Seins- und Formdiskrepanzen aufgehoben. Goethe spricht von der innigen Einheit, in der sich Idee und Bild im Symbol verbinden. Die Idee sei im Bild nicht mehr „begrenzt“, sondern „unendlich wirksam“. Durch das Besondere erfasse man das Allgemeine zugleich mit, „ohne es gewahr zu werden oder erst spät“<sup>4</sup>. Für das Mythische kommt es zu ähnlichen Bestimmungen. Hölderlin entwickelt in dem Aufsatzfragment „Über die Religion“ die häufig herangezogene Formel des „Intellectuell-Historischen“. Im Mythos würden die Eigenschaften des „Intellectualen“ – begriffliche Sonderung – und des „Historischen“ – Unzertrennlichkeit des Bildlich-Physischen – in einer dialektischen Einheit zusammengeführt. Hier herrsche weder nur das eine noch nur das andere, sondern „beedes in Einem“, nicht in bloßer

<sup>1</sup> Eine Beurteilung der Winckelmannschen Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in den schönen Künsten, Sämtliche Werke, Leipzig 1830, Bd. 16, 130 ff.

<sup>2</sup> Plastik, Sämtliche Werke, ed. Suphan, Berlin 1892, Bd. 8, 78 ff.

<sup>3</sup> Materialien zum Laokoon, Lessings Werke, ed. Petersen und Olshausen, Bd. 4, 482.

<sup>4</sup> Jubiläums-Ausgabe, Stuttgart/Berlin, Bd. 35, 325 f. und Bd. 38, 261.

Addition, sondern in einem verbundenen Zugleichsein aller Teile<sup>1</sup>. Hegel und Schelling stimmen mit dieser Definition überein. Auch für sie hat der Mythos einen dialektisch-synthetischen Charakter. Schelling nennt die Götter „das Absolute selbst im Besonderen (oder synthetisiert mit der Begrenzung) real angeschaut“. Sie seien „Ineinsbildungen“ des Allgemeinen mit dem Besonderen, „real betrachtet“<sup>2</sup>. Hegel führt in seiner ‚Ästhetik‘ als Gegensatzbegriffe „Bedeutung“ und „Gestalt“ ein und spricht von ihrer Vereinigung im Mythos. Durch diese Verbundenheit könnten die Götter „selbständige“ Subjekte, „konkrete Individualitäten“ sein<sup>3</sup>.

Die Allegorie wird demgegenüber als nicht gelungene oder nicht angestrebte Vereinigung des Getrennten angesehen. Goethe und Schelling sind übereinstimmend der Ansicht, daß hier das Besondere das Allgemeine nur „bedeute“, in Subordination zu ihm stehe. Zu einer „absoluten Indifferenz“ komme es nicht<sup>4</sup>. Auch Hegel sieht in der Allegorie eine Kluft zwischen Bedeutung und Gestalt. Allgemeine abstrakte Bedeutungen würden nur mit einer Hülle versehen, um sichtbar zu werden. Von einer Selbständigkeit der Gestalt könne man nicht sprechen. „Ein allegorisches Wesen, wie sehr demselben auch menschliche Gestalt gegeben werden mag, bringt es weder zu der konkreten Individualität eines griechischen Gottes noch eines Heiligen oder irgendeines wirklichen Subjekts: weil es die Subjektivität, um sie der Abstraktion ihrer Bedeutung kongruent zu machen, so aushöhlen muß, daß alle bestimmte Individualität daraus entschwindet.“ Die Gestalt erscheint also nur als Zugabe und ist unverständlich ohne die benennende Bedeutung. Hegel geht dann so weit, von einem bloßen „grammatischen Subjekt“, von einer „leeren Form“ zu sprechen, und setzt die Allegorie als „frostig und kahl“, als „eine im Inhalt wie in der Form untergeordnete, dem Begriff der Kunst nur unvollkommen entsprechende Darstellungsweise“ herab<sup>5</sup>.

Die Schärfe solcher Wendungen hat den an sich zutreffenden Kern der klassischen Definitionen verdeckt. Die oppositionelle Haltung, aus der auch die idealistische Ästhetik noch ihren Allegorienbegriff entwickelte, führte dazu, in der Allegorie einseitig die begriffliche Qualität zu betonen. Es wurde nicht erkannt, daß zwischen Bedeutung und Gestalt, um diese sehr nützliche Unterscheidung Hegels zu verwenden, ein wech-

<sup>1</sup> PrA (Propyläen-Ausgabe) III, 266.

<sup>2</sup> Philosophie der Kunst, Sämtliche Werke, 1. Abt., 5. Bd., Stuttgart/Augsburg, 1859, 390ff.

<sup>3</sup> Ästhetik, Berlin 1955, 393f.

<sup>4</sup> Philosophie der Kunst, a.a.O., 406ff.

<sup>5</sup> Ästhetik, a.a.O., 393f.

selndes Annäherungsverhältnis besteht. Dadurch erhält die Allegorie einen weiten Spielraum. Sie reicht vom bloß Allegoristischen, rein Abstrakten, bis zu Formen, die der mythischen Synthese nahekommen. Es bedarf im einzelnen Fall besonderer Untersuchung, in welchem Verhältnis „intellectuale“ Bedeutung und „historische“ Gestalt stehen. Nur so läßt sich die „ontologische Stufe“, der Abstraktionsgrad einer Allegorie erkennen<sup>1</sup>.

Die Allegorie wurde durch die theoretische Abwertung zwar zurückgedrängt, blieb aber in der dichterischen Praxis mit überraschender „Zähigkeit“ am Leben. Sie tauchte immer wieder auf und hinterließ, wo sie in andere Formen übergang, deutliche Spuren ihrer Herkunft. Die Kritiker selbst neigten ihr im Alter wieder zu: Klopstock in seiner ‚Gelehrtenrepublik‘ und den späten Oden, Herder in seinen letzten Schriften, Goethe in den Spätdichtungen. In der Biedermeierzeit erlebte sie eine breitere Renaissance: z. B. in der Wiener Dichtung und in der Naturlyrik<sup>2</sup>. In unserem Jahrhundert trat sie mit neuer Kraft hervor, seit dem Jugendstil, besonders seit dem Expressionismus. Man denke nur an Heym, Kafka<sup>3</sup>, Brecht. Auf bestimmten Stufen der Abstraktion scheint die Allegorie als Ausdrucksmittel tatsächlich „unentbehrlich“ zu sein. Vieles, was unter dem Einfluß der klassischen Ästhetik symbolisch oder mythisch genannt wird, erweist sich als allegorisch und ist nur so eigentlich verständlich.

Auch Hölderlin blieb in Wahrheit von der Allegorie abhängig. In seinem Bestreben, den wirkenden Mächten sichtbare Gestalt zu geben, konnte ihm die Allegorie nicht fernliegen. Sie kam seinem „denkenden“ Dichten entgegen und wirkte sich nicht nur in der Frühzeit, sondern auch noch in der reifen und späten Dichtung aus, wo sie interessante Übergangsformen zum Mythos hin ausbildete. Als Ausgangspunkt bleibt sie auch hier noch spürbar. Hölderlin stellte sich bis zuletzt in die literarischen Zusammenhänge seines Jahrhunderts. Die Forschung hat diesem Bereich in seinem Schaffen bisher wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Auf allegorische Züge der Knaben- und Jugendlyrik wurde gelegentlich auf-

<sup>1</sup> R. Gruenter, Bemerkungen zum Problem des Allegorischen in der deutschen ‚Minneallegorie‘, Euphorion, 51, 1957, 12ff. Zur Aufwertung der Allegorie auch: W. Benjamin, Ursprung des deutschen Trauerspiels, Berlin 1928, 155ff., jetzt in den Schriften, Frankfurt 1955, Bd. 1, 282ff.; P. Hankamer, Deutsche Gegenreformation und deutsches Barock, Stuttgart 1947, 369, 432;

<sup>2</sup> Vgl. auch Gotthelf, dazu: F. Sengle, Zum Wandel des Gotthelfbildes, GRM, N. F. 7, 1957, 247f.

<sup>3</sup> Vgl. den unzureichenden Deutungsversuch von N. Fürst, Die offenen Geheimtüren Franz Kafkas. Fünf Allegorien, Heidelberg 1956.

merksam gemacht, etwa von Böhm und Hof. Dieser weist auf die barocke Metaphorik der Knabengedichte<sup>1</sup>, jener auf die allegorische Einkleidung der Tübinger Hymnen hin<sup>2</sup>. Aber es bleibt bei Andeutungen. Am ausführlichsten hat sich bisher Walther Killy mit diesen Fragen beschäftigt und manchen guten Hinweis gegeben<sup>3</sup>. Aber auch er verfolgt die Allegorie über das Jahr 1797 nicht hinaus und läßt die Traditionszusammenhänge des 18. Jahrhunderts unberücksichtigt. Es ist daher notwendig, eingehender zu fragen, welche Rolle die Allegorie in den einzelnen Abschnitten von Hölderlins Lyrik spielt, wie sie zum Mythos steht und wie die allegorische Tradition verarbeitet wird.

#### I.

Die spätbarocke, pietistische Welt, aus der Hölderlins erste lyrische Versuche herauswachsen, lenkt den jungen Dichter ganz zwanglos auf die Bahn der allegorischen Darstellung. Unter dem Einfluß der Kirchenlieder, dem täglichen Brot der Denkendorfer und Maulbronner Jahre, nehmen die Grundbegriffe der christlichen Religion personifizierte Form an. Zu den am häufigsten genannten gehören Welt und Tugend. In ihnen verkörpern sich für den Knaben am fühlbarsten die Gegensätze des Daseins. Daher bilden sie in einer Reihe von frühen Gedichten die Hauptakteure: 'Die Nacht', 'An M. B.', 'Das menschliche Leben'. Im 'Menschlichen Leben' wird die Auseinandersetzung zwischen ihnen über drei Strophen hinweg geschildert:

Und die Tugend bietet ihre Freuden  
Gerne Mitleid lächelnd an,  
Doch die Welt – bald streut sie ihre Leiden  
Auch auf die zufrieden heitre Bahn:  
Weil sie dem, der Tugendfreuden kennt,  
Sein zufrieden Herz nicht gönnet.

Tausend mißgunstvolle Lästerungen  
Sucht sie dann, daß ihr die Tugend gleicht;  
Beißend spotten dann des Neides Zungen,  
Bis die arme Unschuld ihnen weicht;  
Kaum verflossen etlich Freudentage,  
Sich, so sinkt der Tugend Waage.

<sup>1</sup> Hölderlins Stil, Meisenheim 1954, 378 ff. Hof untersucht jedoch die Bildlichkeit in einem zu weiten Sinne, auch im Spätwerk.

<sup>2</sup> Hölderlin, Halle 1928, Bd. 1, 64, 299.

<sup>3</sup> Bild und Mythe in Hölderlins Gedichten, Diss. Tübingen 1947; vgl. ders., Wandlungen des lyrischen Bildes, Göttingen 1956, 30 ff.

Etlich' Kämpfe – Tugend und Gewissen –  
Nur noch schwach bewegen sie das Herz,  
Wieder umgefallen! – und es fließen  
Neue Tränen, neuer Schmerz!<sup>1</sup>

So sehr die Struktur durch empfindsam-pietistischen Geist aufgeweicht, die Bildlichkeit verblaßt ist: der barocke Hintergrund ist greifbar. Es geht nicht um einen individuellen Seelenkonflikt, sondern immer noch um ein lyrisch verkleidetes Widerspiel normativer Kräfte. Das Herz ist nicht Subjekt, sondern Objekt der Auseinandersetzung. Traditionell ist vom „Schauplatz“, von der „Lasterbahn“ die Rede. Um die „Welt“ gruppieren sich die böartigen Mächte: „Neid“, „Verführung“, „Schwachheit“, „Sünde“, „Hölle“, um die „Tugend“ die hilfreichen: „Mitleid“, „Unschuld“, „Gewissen“, „Reue“. Der Mensch ist diesem dualistischen Kräftespiel ausgesetzt. Zur Darstellung bedient sich Hölderlin der probaten Mittel der Allegorie: Apostrophe, Personifikation, Attribute. Sünde, Schwachheit und Verführung werden apostrophiert: „O du Sünde, Dolch der edlen Seelen, muß denn jede dich erwählen?“ Die Hauptgegenspieler Welt und Tugend treten agierend auf mit der Bezeichnung ihrer Tätigkeit: „anbieten“, „lächeln“, „streuen“, „gönnen“, „suchen“. Die Sünde wird mit Gebein versehen, die Tugend mit einer Waage, die Welt mit Gift.

Alles das ist, wie gesagt, weder originell noch bildkräftig. Es entstammt dem uralten Vorrat der geistlichen Dichtung und findet sich, will man schon an eine literarische Vermittlung denken, in unmittelbarer Nachbarschaft, in Schubarts geistlicher Lyrik, ganz ähnlich aufbewahrt, so etwa in den Sterbeliedern „Ein Blick auf die Welt“ und „Das Verderben der Welt“<sup>2</sup>. Der dichtende Knabe übernimmt die alten Inhalte und Ausdrucksmittel in ersten tastenden Versuchen, ohne ihnen neues Leben verleihen zu können. Auffallend ist an diesen Gedichten höchstens die Freude, mit der er gerade die begrifflichen Elemente aufgreift und das Erzählerische ihrer Inhalte beiseite läßt. Darin zeigt sich, wenn man will, der verwandte Denkstil des jungen Hölderlin. Sehr lange aber füllt er sich nicht allein mit diesen Gehalten.

Intensiver zeigen sich zwei andere Bereiche der christlichen bzw. pietistischen Tradition: der Tod und die Stille. Beim Tod ist es die mehrfache Erfahrung in unmittelbarer Nähe, die die Anschauung verstärkt. Hölderlin sieht ihn in dem grellsten Bild, das die Bibel, der Barock,

<sup>1</sup> StA I, 14.

<sup>2</sup> Gesammelte Schriften und Schicksale, Stuttgart 1839, III, 195 f., 305 ff.



der junge Schiller, Schubart ihm bieten konnten: dem Würger<sup>1</sup>. In seinen Gedichten begegnet er in dieser Gestalt bis in die Tübinger Zeit, ja darüber hinaus<sup>2</sup>. Mit Bogen und Pfeil – der Wortbedeutung wenig entsprechenden Emblemen – ist er stets nahe und trifft mit überraschender Plötzlichkeit. Das Ableben des Vaters spiegelt sich in diesem Bilde:

Einst in des Vaters Schoose, – des liebenden  
Geliebten Vaters – aber der Würger kam  
Wir weinten, flichten, doch der Würger  
Schnellte den Pfeil; und es sank die Stütze!<sup>3</sup>

Auch sich selbst fühlt der junge Dichter bedroht, so in der 'Schwärmerei': „Nahe rauschen schon des Würgers Tritte.“<sup>4</sup> Als Skelett erscheint der Tod in dem Gedicht an die Herzogin Franzisca, und zwar in zeitgeschichtlicher Beziehung zu Schubart. Hier tritt der Tod als „entblößtes Hungergerippe“, als „Menschenfeind“ – so benannte ihn auch Schubart – in dessen Kerkerhaft. Schubart aber habe sich durch ihn nicht „erweichen“ lassen und die Hilfe der Herzogin erfahren, die als Gegenbild zum Tode die „Erhalterin“ genannt wird<sup>5</sup>. So muß man wohl gegenüber anders lautenden Auslegungen dieses Gedicht interpretieren<sup>6</sup>. Die Verwandlung, Vertiefung der Todeserfahrung in der späteren Dichtung hat Rehm<sup>7</sup> mit genügender Deutlichkeit untersucht. Sie braucht hier nicht beschrieben zu werden.

Das Zentralthema der Stille übernimmt Hölderlin, durch Stolberg und Matthisson vermittelt, dem Pietismus. In den frühen Gedichten sieht er es in stark idyllischem Licht. Das „liebe elterliche Haus“, das „kleine

<sup>1</sup> Young dürfte kaum als einzige Quelle in Frage kommen, Beißner, StA I, 397. – Personifikationen begegnen nicht erst auf dem Übergang zum Mythos, wie Killy, Bild und Mythe, a.a.O., 45, 77 annimmt.

<sup>2</sup> Vgl. PrA III, 139 (Empedokles).

<sup>3</sup> StA I, 95.

<sup>4</sup> StA I, 46.

<sup>5</sup> StA I, 24f.

<sup>6</sup> G. Fehleisen (Zu Hölderlins Jugendgedicht Franziska von Hohenheim, Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg, 15. Juni 1921, 159f.) bezog fälschlicherweise „Menschenfeind“ auf Herzog Carl Eugen und „Hungergerippe“ auf Schubart. So wurde seine an sich zutreffende Deutung unwahrscheinlich. Richtig sind zu beziehen: „Schwächerer“, „Pilger“, „Greis“, „Mann“ auf Schubart, „Menschenfeind“, „Hungergerippe“ auf den Tod. Von der Herzogin war bekannt, daß sie sich sehr für Schubart einsetzte. Die Bezeichnung als Greis ist nach den zeitgenössischen Kerkerbeschreibungen und aus der Perspektive des Knaben wohl verständlich. (Vgl. dazu: Beißner, StA I, 345f. und Fr. Siegmund-Schultze, Der junge Hölderlin, Diss. Breslau 1939, 50. Beide wollen das Gedicht nur „allgemein“ deuten.)

<sup>7</sup> Orpheus, der Dichter und die Toten, Düsseldorf 1950.

Stübchen“ ist für den Knaben der Inbegriff der Stille. Hierhin zieht er sich zurück, um allein zu sein und Ruhe zu finden. Es entspricht der Idyllisierung, daß die Stille auf dieser Stufe Züge einer Muttergestalt annimmt. So heißt es:

Die du früh dem Lärm der Thoren mich entrücktest,  
Besser mich zu bilden, nahmst in Mutterschoos

oder:

O wie pflegtest du den armen Jungen,  
Teure, so mit Mutterzärtlichkeit<sup>1</sup>.

In dieser häuslich-mütterlichen Nähe kann die Stille für den Dichter als Wesen erfahrbar werden, können sich Bedeutung und Gestalt enger verbinden. Später öffnet sich der Kreis. Die Stille wird in der Natur erfahren, das Gegenbild, der „Geist der Unruh“, tritt hinzu. Entsprechend findet sie sich in der Nähe anderer Gestalten, so – im reifen Werk – in der Umgebung des Friedens, wie aus der 'Friedensfeier' hervorgeht.

## 2.

Die philosophischen Grundvorstellungen, die in der Tübinger Zeit die überlieferten Religionsbegriffe modifizierten oder ablösten, brachten Bedeutung und Gestalt in eine kompliziertere Spannung. Gemessen an den christlichen Kategorien, an denen eine 1800jährige künstlerische Phantasie geformt hatte, mußten die Ideen von Liebe, Freiheit, Harmonie, Schönheit und Freundschaft bildarm erscheinen, so sehr sich auch die Generation von 1770 und insbesondere die empfängliche Vorstellungskraft Hölderlins unter dem Einfluß des Idealismus und der Revolution an ihnen entzünden mochten. Für eine hymnische Rühmung war also Hölderlin, wollte er die bewegenden Mächte nicht nur benennen, sondern auch erkennbar machen, dringender als in der frühesten Zeit auf allegorische Mittel angewiesen. Auch die geschichtsphilosophischen Deutungen, die jetzt vermehrt in die Dichtungen eindringen, waren ohne bildnerische Verkleidung nicht darzustellen. Bezeichnend dafür ist die erste 'Hymne an die Freiheit'. Sie enthält im Mittel- und Schlußteil ein dreistufiges Geschichtsbild, das schon früher angekündigt war, jetzt aber zum erstenmal breit ausgeführt wird. Die erste Stufe, ein paradiesischer Urzustand, wird durch den Einbruch anarchischer Mächte aufgehoben. Es folgt die Umkehrung der Verhältnisse in der zweiten Periode. In der dritten Stufe kehrt das goldene Zeitalter – prophetisch beschrieben – wie-

<sup>1</sup> StA I, 42f.

der zurück. In der Darstellung bedient sich Hölderlin eines durchgeführten Szenariums, dessen Mitspieler – Liebe, Unschuld, Freiheit und Übermut – im Mit- und Gegeneinander die drei Stufen hervorbringen. In der ersten Phase ist der Übermut noch fern. Die Freiheit trägt die Geschichts- allegorie vor:

Als die Liebe noch im Schäferkleide  
Mit der Unschuld unter Blumen gieng,  
Und der Erdensohn in Ruh' und Freude  
Der Natur am Mutterbusen hieng,  
Nicht der Übermuth auf Richterstühlen  
Blind und fürchterlich das Band zerriß;  
Tauscht' ich gerne mit der Götter Spielen  
Meiner Kinder stilles Paradies.

Es folgt eine längere Beschreibung von den Wirkungen der Liebe und der Unschuld. Dann aber bricht der Übermut ein. Wie mit Theaterdonner angekündigt –

Wehe nun! – mein Paradies erbebt!  
Fluch verhiess der Elemente Wut!

erscheint der vierte Partner:

Und der Nächte schwarzem Schoos' entschwebte  
Mit des Geiers Blick der Übermuth;

Freiheit, Liebe und Unschuld verlassen fliehend die Erde. Der Übermut herrscht allein, bis schließlich im dritten Stadium die guten Mächte wiederkehren, der Übermut sich in die „Hölle“ zurückzieht und das Paradies in erhöhtem Glanz erneuert wird<sup>1</sup>.

Durchscheinend ist die christliche Struktur noch zu spüren. Die Dreistufigkeit ist traditionell, die Akteure tragen z. T. deutliche Züge christlicher Abkunft. Der „Übermuth“ steht der alten Superbia nicht fern. Wie sie dringt er als das zerstörende Prinzip in einen geordneten Zustand ein und kehrt ihn um. Die „Unschuld“ fand sich im 'Menschlichen Leben' auf der Seite der „Tugend“. Auch sie übt noch verwandte Funktionen aus. Gegenüber dem 'Menschlichen Leben' scheint sich im ganzen nur der Schauplatz erweitert, das Objekt verändert zu haben. Aber zugleich haben die einströmenden philosophischen Gehalte ihren Einfluß ausgeübt. Die Detailforschung hat auf die verschiedensten Quellen hingewiesen: auf Plato, Leibniz, Hemsterhuis, Rousseau, Oetinger usw., in diesem Falle außerdem auf Hesiod<sup>2</sup>. Diese Gedanken verändern die über-

<sup>1</sup> StA I, 139 ff.

<sup>2</sup> E. Müller, Hölderlin. Studien zur Geschichte seines Geistes, Stuttgart/Berlin 1944, 81 ff.

kommenen Vorstellungen und bringen sie in neue Zusammenhänge. Das Szenarium erhält dadurch vielerlei Aspekte.

Man trifft in der zeitgenössischen Dichtung, von Schiller abgesehen, nicht häufig auf so breit ausgeführte Ideenallegorien. Offenbar bemüht sich Hölderlin, über Kurz-Personifikationen hinauszukommen und den wirkenden Kräften durch ausführliche „Auftritte“ eigenes Leben zu geben. Die begrifflichen Gehalte sollen durch geschlossene Gruppierungen in Bewegung umgesetzt werden und eine poetisch unabhängige Gestalt erhalten. In den gleichzeitigen Gedichten regen sich auch schon die Figuren des griechischen Mythos. Sie bringen wie die christlichen Allegorien eine ihnen eigene Bildkraft mit und sind gegeneinander abgegrenzt. Das, was Hölderlin den Ideen durch Allegorisierung hinzuzugeben versucht, ist ihnen „von Haus aus“ eigen. Gelegentlich sind sie auf dieser Stufe schon in der Lage, sich begriffliche Gehalte zu integrieren und die Verschmelzung von Bedeutung und Gestalt anzubahnen. So steht die vielangerufene Göttin Urania der gedanklichen Funktion der „Liebe“ nahe und kann sie in sich aufnehmen.

Trotz dieser Ansätze erreicht Hölderlin in den Tübinger Hymnen noch keine mythische Synthese. Von einer Selbständigkeit der Ideen-Allegorien im Hegelschen Sinne kann in der Breite gesehen noch keine Rede sein. Sie sind austauschbar und ohne die benennende Bedeutung als Gestalten nicht zu erkennen. Hölderlin gibt ihnen eine Reihe von Merkmalen, die sich aber zu keinem Bild zusammenschließen. Dies zeigt die 'Hymne an die Freiheit'. Es ist die Rede vom „Arm“ und „Zaubermund“ der Freiheit, dem „Schäferkleid“ und den „Flügeln“ der Liebe, dem „Schoos“ der Nacht, dem „Busen“ der Natur, dem Geierblick des Übermuts. Diese Bezeichnungen, die der junge Dichter freigebig auch an andere Allegorien verteilt, sind durchaus herkömmlich und schon im Spätbarock zu Personifizierungsformeln erstarrt. Sie finden sich in der Literatur des 18. Jahrhunderts in ungezählten Beispielen und werden kaum mehr mit Anschauungskraft versehen. Schiller spricht vom „Arme der Vergangenheit“, dem „Schauerarm“ der Nacht, Hölty vom „Schwanenarm“ der Phantasie. In ein „Schäferkleid“ hüllen Hagedorn und Hölty ihre Personifikationen. Mit Flügeln sind fast alle Allegorien versehen<sup>1</sup>. Sie bezeichnen ihre göttliche Herkunft, ihren engelhaften Charakter und finden sich auf allegorischen Gemälden ebenso wie in der Literatur<sup>2</sup>. Auch die Benennung als „Götter“ entspricht dem allegori-

<sup>1</sup> Hofs Frage nach der Herkunft der Flügel (Hölderlins Stil, a. a. O., 379, 386) ist so zu beantworten.

<sup>2</sup> Vgl. in der zeitgenössischen Malerei z. B. A. J. Carstens' „Raum- und Zeit“-Allegorie. Carstens' Position ist mit der Hölderlins in diesen Jahren vergleichbar.

schen Gebrauch. Viel mehr als ein Bezeichnungsvorgang ist darin zunächst nicht zu sehen. Die Freiheit wird als „Göttin“ angesprochen, ihre Küsse sind „Götterküsse“. „Göttin“ heißt aber hier soviel wie „Herrin“, und in den reihenweise gebildeten Komposita hat die Vorsilbe superlativischen Charakter. Die vergöttlichten Ideen gehen über den Charakter von „Gottheiten der Philosophie“, um einen Ausdruck aus den Briefen Hölderlins zu verwenden, nicht hinaus<sup>1</sup>.

Auch die mythischen Figuren haben anfangs, von den genannten Ausnahmen abgesehen, noch nicht ihre spätere Bedeutung. Bis 1790 schwankt Hölderlin offenbar, welchem Bereich der Mythologie er sich zugehörig fühlt. Neben Namen des griechischen Mythos stehen germanische und steht in der Nachfolge Miltons und Klopstocks die Engelgestalt. Die griechische Götterwelt, die sich dann durchsetzt, bleibt zunächst ihrem Bildungsgrund verhaftet. Sie dient vorwiegend zu Vergleichen und ist in vielen Fällen den allgemeinen Ideen untergeordnet. In der Hymne an den 'Genius der Kühnheit' wird eine Figur wie Herkules lediglich benutzt, um das Wesen der Kühnheit zu demonstrieren. Für einige Zeilen nimmt sie Züge des antiken Heroen an:

Als von der Meisterin, der Noth, geleitet,  
Dein ungewohnter Arm die Keule schwang,  
Und drohend sich, vom ersten Feind erbeutet,  
Die Löwenhaut um deine Schulter schlang<sup>2</sup>.

Nur wie eine Reminiszenz wird kurz auf vertraute Vorstellungen angespielt, um dann rasch ein anderes Beispiel, die Dioskuren, zu zitieren. Die mythologische Figur ist hier ihrerseits unselbständig. Sie wird in allegorisierte Form – auf die Embleme beschränkt – verwendet. Bezeichnend auch, daß die griechische Mythologie noch vielfach auf dem Umweg über die lateinische Tradition aufgenommen wird, wie es dem Bildungsstand von Hölderlins Jugend entsprach. Bis 1800 benutzt Hölderlin z. B. ausschließlich die Namensform Herkules, von der Jahrhundertwende an dann auch Herakles. Wenn man bedenkt, welche Rolle Herakles, die Dioskuren, Dionysos im Spätwerk spielen, erscheint ihr erstes Auftreten spärlich. Die Tübinger Hymnen leiden also unter der Diskrepanz, daß die bedeutungstragenden Ideen ohne unterscheidbare Gestalt und die mythologischen Gestalten noch ohne eigentliche Bedeutung auftreten. Trotz verschiedener Ansätze liegt das Ziel noch voraus.

Zwischen Philosophie (Kant) und Mythologie liegen die Themen seiner Allegorien. Seine frühen dichterischen Versuche kommen von Klopstock und den Göttingern her (Oden und Elegien von Jacob, Kopenhagen 1783, anonym).

<sup>1</sup> StA VI, 87 (an Neuffer).

<sup>2</sup> StA I, 176.

Die Umwandlung der Wissenswelt in eine angeschaute Welt der Götter ist ein Vorgang, der die Betrachter immer auf das höchste herausgefordert hat. Sie ist um so erstaunlicher, da sie sich *gegen* den Geschichtsverlauf vollzieht. In der Geistes- und Religionsgeschichte pflegt die allegorische Stufe *nach* der mythischen aufzutreten. Schelling schreibt: „So sehen wir auch deutlich, daß die Mythologie sich schließt, sowie die Allegorie anfängt.“<sup>1</sup> In der Allegorisierung eines Mythos, das zeigte die Herkules-Figur, wird die Synthese von Bedeutung und Gestalt aufgelöst, werden die Elemente getrennt verwendet: als Gedankengehalt und als Name und Emblem. Hölderlin versucht diesen Prozeß in einer allegorischen Zeit für sich rückgängig zu machen. Er bemüht sich darum, bloße Namen, „Gottheiten der Philosophie“, in lebendige Wesen zurückzuverwandeln. Selbst wenn der Allegorie ein größerer Spielraum zum Mythischen hin zugestanden wird, erscheint die Remythisierung als ein kaum aufzulösendes Geheimnis.

Sie ist nur denkbar unter dem Einfluß tiefster Erlebnisse und angestrengtester geistiger und dichterischer Bemühungen. Auf den Erlebnisbereich hat die Forschung in vielfältiger Weise hingewiesen. Der Umbruch, der sich seit 1796 vollzieht, ist von verwandelnder Bedeutung. Hölderlin fühlt sein Leben „verjüngt, gestärkt, erheitert, verherrlicht“, eine „neue Welt“ eröffnet sich ihm. „Ich konnte wohl sonst glauben, ich wisse, was schön und gut sey, aber seit ich's sehe, möcht' ich lachen über all' mein Wissen.“<sup>2</sup> Durch die innige Kraft der Liebe erschließen sich ihm die Natur, von der er bisher wenig wußte, und die Welt der Götter auf ganz neue Weise. Die Namen füllen sich mit Anschauung, Erlebnis, Bildlichkeit. Die Abstraktionen rücken näher, werden erfahrbar.

Aber wir treten nicht nur in eine erlebnisbezogene Glaubenswelt, sondern auch in eine Kunstwelt. Die neue Dichtung ist zugleich Ergebnis des eindringenden Bestrebens, die Gegensätze in dialektischer Einheit zusammenzuführen, ohne ihre Eigenheiten zu zerstören. Hölderlin spürt, daß er sich in dem Wunsche, kein „leerer Poet“ sondern ein nachdenkender zu sein, bisher zu weit in das Gebiet des „Abstracten“ bewegt hat. Schillers letzte Mahnung ist ihm gegenwärtig. Aber er möchte nicht das eine erlangen, indem er das andere aufgibt, sondern das „Ganze“, „Einige“, die „Einheit des Einigen“, die „Einheit des Entgegengesetzten“. „Alles zugleich“ ist die immer wiederkehrende Formel in den Auf-

<sup>1</sup> Philosophie der Kunst, a. a. O., 410.

<sup>2</sup> StA VI, 213.

sätzen, in denen sich dieses Bemühen später dokumentiert. Auf das Mythische als die höchste Form des „Einigentgegengesetzten“ scheinen sie im Letzten alle hinzuzielen. Es ist das „Intellectuale“ und „Historische“ mit allen ihren Eigenschaften, „beedes in Einem“, und es ist auch das „Unendlichreale“ in der Gestalt des „Individuellidealen“ und das „Individuellideale“ mit dem Leben des „Unendlichrealen“, die sich „beede... in einem mythischen Zustande vereinigen“<sup>1</sup>.

Dieses Streben nach der „Fühlbarkeit des Ganzen“ erfaßt jetzt auch die Allegorie und führt sie dem Ziel einer mythischen Synthese zu. Dabei soll sie ihre Unselbständigkeit verlieren und ihre getrennten Glieder vereinigen. Dieser Prozeß geht jedoch, wie schon angedeutet wurde, nicht ohne Spuren vor sich. Die schwer zu überwindende Spannung zwischen Bedeutung und Gestalt gibt gelegentliche Durchblicke frei auf den Arbeitsvorgang. Es kommt zu eigentümlichen Zwischenformen. Wir treffen auf Gedichte, in denen der mythische Weg angebahnt wird, die allegorische Herkunft aber noch zu spüren ist.

Die mythische Verwandlung beginnt sich am frühesten in der Naturlyrik anzukündigen. Hier, im Bereich der sichtbar wirkenden Kräfte, vermag der durch die Liebe Erschlossene den ersten Zugang zu den Himmlischen zu finden, während die der Natur fernstehenden mythologischen Gestalten noch im Hintergrund bleiben. Äther, Helios, Erde, die Natur selbst beginnen sich wesenhaft auszuformen und erhalten etwas vom Duft des Lebendigen.

Denn Sie erwacht mit mir zu neuer, glühender Jugend  
Meine Schwester, die süße Natur, und meine geliebten  
Thale lächeln mich an, und meine geliebteren Haine, . . .<sup>2</sup>

Die Schwingungen der Seele übertragen sich auf die Naturmächte. Hölderlin gibt ihnen Verwandtschaftsbezeichnungen und stellt sie so in Beziehung zu sich. Der Äther wird immer wieder als Vater angerufen und vorgestellt, die Natur als Schwester oder Mutter<sup>3</sup>. Auf diese Weise können sie unabhängige Wesen sein und doch mit dem Dichter auf das engste verbunden bleiben. Die allegorischen Spuren zeigen sich in der Emblematik und der Gedichtstruktur. Helios tritt mit „glühenden Rosen“<sup>4</sup> auf und badet die „Loken“ im Goldgewölk<sup>5</sup>, der Frühling erscheint als „Jüngling“ mit einem „Zauberstab“, die Erde wird als Braut

<sup>1</sup> PrA III, 315.      <sup>2</sup> StA I, 202.

<sup>3</sup> Treffend zeigt Killy, wie auch die Benennung „Vater“ Äther erst auf dem Umweg über abstrakte Formeln wie „Stolz und Freude der fröhlichen Welt“, „Seele der Welt“, „Element der lebendigen Welt“ gefunden wurde (Bild und Mythe, a.a.O., 46f.).

<sup>4</sup> StA I, 203.      <sup>5</sup> StA I, 258.

gesehen, in einen Schleier gehüllt, die den Tag erwartet<sup>1</sup>. Auch Gestaltmerkmale wie Arm, Schoß, Busen begegnen noch häufig.

Die strukturelle Wirkung der Allegorie läßt sich an bestimmten Aufbauformen erkennen. Dafür diene die Ode 'Des Morgens' als Beispiel. Ihre beiden ersten Strophen wurden in den bisherigen Interpretationen meist wegen ihres Beschreibungsrealismus hervorgehoben<sup>2</sup>. Bei genauerem Zusehen ergibt sich jedoch, daß sich die Details auf dem Hintergrund eines fest vorgeschriebenen Natur-Szenariums entwickeln, wie es die Tageszeitendichtung seit ihrer allegorisierenden Stufe ausgebildet hat<sup>3</sup>. In diesem Szenarium wird das Aufgehen der Sonne als ein wohl vorbereiteter Theater-Auftritt, meist in drei Phasen, beschrieben. Zunächst regen sich Flüsse, Blumen und Bäume. Sie sind die ersten, die die Heraufkunft der Sonne melden. Sie fangen ihre Winke auf und geben sie wieder. In Zachariaes 'Morgen' erheben „waldichte Hügel“ ihr „Haupt“, verändern Ströme ihren Lauf<sup>4</sup>. Darauf folgt als nächstes die Morgenröte Aurora. Sie hat zwar schon den Glanz der Sonne, ist sie aber nicht selbst. Sie ist ihr Herold und macht den Weg frei. Sie „verkündet“ den Tag (so wörtlich noch in Schillers Anthologie-Gedicht 'An die Sonne'<sup>5</sup> und bei Zachariae). Erst nach diesen gebührenden Vorbereitungen erscheint die Sonne selbst, meist mit Wagen und Rossen. Durch vermehrten Glanz rechtfertigt sie die Präliminarien ihres Auftrittes. Der Bann ist gebrochen, das eigentliche Schauspiel kann beginnen. Es ist, als werde ein Fürst empfangen. Zachariae nennt denn auch die Sonne „Fürstin des Tages“ und die ihr voraufziehenden Wolken ihren „Hof“<sup>6</sup>.

Hölderlin zeigt sich in der Anlage von diesem normativen Szenenbild – bewußt oder unbewußt – abhängig. Seine ersten Strophen lauten:

Vom Thau glänzt der Rasen; beweglicher  
Eilt schon die wache Quelle; die Buche neigt  
Ihr schwankes Haupt und im Geblättern  
Rauscht es und schimmert; und um die grauen  
Gewölke streifen röthliche Flammen dort,  
Verkündende, sie wallen geräuschlos auf;  
Wie Fluthen am Gestade, woogen  
Höher und höher die Wandelbaren.

<sup>1</sup> StA I, 202f.

<sup>2</sup> Vgl. z. B. R. Ulshöfer, Hölderlin: Des Morgens und Der gefesselte Strom, Der Deutschunterricht, 1948, Heft 2/3, 43 ff.

<sup>3</sup> Vgl. Fr. Sengle, 'Morgenphantasie' und 'Des Morgens' oder bessere Fassung und autorisierte Fassung, HJb. 1948/49, 132 ff. („kulissenhafter Naturhintergrund“).

<sup>4</sup> Die Tageszeiten, Rostock 1757<sup>3</sup>, 5 f.

<sup>5</sup> Nationalausgabe, Weimar 1943, I, 51.

<sup>6</sup> Die Tageszeiten, a.a.O., 8.

Komm nun, o komm, und eile mir nicht zu schnell,  
Du goldner Tag, zum Gipfel des Himmels fort! . . .<sup>1</sup>

Auch hier werden in stufenweisem Fortschreiten die ankündigenden Wirkungen des Tages beschrieben, zunächst auf der Erde, dann am Himmel. In deutlicher Stilisierung der Naturerscheinungen wird alles auf die Hauptgestalt bezogen. Hölderlin kann sich der Tradition nicht entziehen und fügt die beiden Strophen, wie die Entstehungsgeschichte zeigt, nachträglich hinzu. Erst vor diesem Hintergrund läßt sich die Eigentümlichkeit des Gedichts recht begreifen: der Bühnenrahmen wird nur noch angedeutet, der Apparat auf ein Minimum beschränkt. Es ist nicht mehr von Aurora und nicht mehr vom Sonnenwagen die Rede. Die harten Strukturen werden aufgeweicht und in fließendere Bewegungen überführt. Aus der Morgenröte werden „röthliche Flammen“, die wie Wellen am Ufer „geräuschlos“ aufwallen. Hölderlins Sprachstil ergreift die überlieferten Wendungen und formt sie zu eigenen Benennungen um: die Flammen sind nun „Verkündende“, „Wandelbare“. Noch genauer zeigt sich an der Fortsetzung die Verwandlung. Aus der äußeren Naturbeschreibung wird das Gedicht in das innere Zwiegespräch zwischen Dichter und Tag umbogen. Der Beschreibungsoptimismus verwandelt sich in Bitte und Klage des von dem ewigen Gang der Natur Getrennten. Die Ode nimmt gebethaften Charakter an. Der Dichter vermag der kühnen Bahn der Sonne nicht zu folgen, aber Helios zieht ihn nicht nach. In diesem Gegenüber gewinnt die Sonne, der „goldne Tag“, Ansätze zu einer eigenen Gestalt. Sie wird zum „göttlichen Wanderer“, der in jugendlicher Schönheit seinen Weg gehen muß, ohne auf den Menschen Rücksicht nehmen zu können. Er wird stolzer, je höher er ansteigt, und „lächelt“ des Übermütigen. Die Bezeichnungen entstammen nicht mehr dem unterschiedslos anwendbaren Vokabelschatz der Frühzeit, sondern benennen das Wesen der Figur, ohne sie im realistischen Sinne zu individualisieren.

4.

Die späte Lyrik Hölderlins trägt die Formen der Naturallegorie und der Begriffsallegorie weiter. Dabei liegt die Naturallegorie stets besonders nahe, weil sie ihrer Art nach Bedeutung und Gestalt in ein engeres Verhältnis rückt. In ihr ist schon mit der Bedeutung Sichtbarkeit verbunden, da sie sich auf erkennbare Erscheinungen richtet wie Frühling, Winter, Jugend, Alter – im Gegensatz zu Begriffen wie Freiheit oder Gerechtigkeit.

<sup>1</sup> StA I, 302.

keit. Es liegt nahe, sich die Erscheinungen der Natur gestalthaft vorzustellen. Dies ist der Grund, weshalb die Naturallegorie länger als die Begriffsallegorie zu ästhetisch überzeugenden Dichtungen anregte. Man denke an Mörike<sup>1</sup>, Lenau<sup>2</sup>, Raimund<sup>3</sup>. In Hölderlins Spätwerk ist bei naturmythischen Bildungen mit einer allegorischen Herkunft noch häufig zu rechnen. Die Beschreibung des Morgens etwa bleibt an das untersuchte Hintergrund-Schema gebunden: so wird zu Beginn von 'Am Quell der Donau' ausdrücklich zwischen „Vorspiel“ und Hauptteil unterschieden. Das Erwachen des Stroms und der Aufstieg der Sonne korrespondieren in den einzelnen Abschnitten miteinander<sup>4</sup>. Ähnlich ist der Anfang des Entwurfs 'Deutscher Gesang'<sup>5</sup>. Auch bei der entsprechenden Situation der aufziehenden Nacht läßt sich eine feste Szenerie beobachten. Dem Stillwerden des Tages folgt in mehreren Stufen das Erscheinen der Nacht: zuerst kommt der Wind, der den Weg freimacht und das Nahen ankündigt („der traute Bote“ der Nacht)<sup>6</sup>, dann zieht der Mond als das leuchtendste Abendgestirn herauf, und erst am Ende tritt die Nacht selbst auf. Nach diesem in der Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts immer wieder begegnenden Ablauf ist die Eingangsstrophe von 'Brod und Wein' in ihren Grundlinien gebildet. Nach der Schilderung des verebbenden Tages, der anwachsenden Dämmerung heißt es:

Jetzt auch kommet ein Wehn und regt die Gipfel des Hains auf,  
Sieh! und das Schattenbild unserer Erde, der Mond  
Kommet geheim nun auch; die Schwärmerische, die Nacht kommt,  
Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns,  
Glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen  
Über Gebirgshöhn traurig und prächtig herauf<sup>7</sup>.

In aufsteigender Gebärde wächst das Szenenbild von der Erde zum Himmel hin an. Das dreimalige „kommet“ nimmt die Stufenleiter sprachlich auf und betont das Nacheinander des Einzuges. Wieder wird um der Hauptfigur willen der Naturverlauf stilisiert. Ihr Kommen ist das Letzte und Höchste. Brentano hat den Szenencharakter dieser Zeilen gespürt, wenn er in seiner eigenwilligen Deutung den Wind mit Johannes vergleicht, dem „Vorläufer des Heils“, „der dem Herrn seinen Weg bereitet und seine Steige richtig macht“. Mit der Nacht komme dann der Herr

<sup>1</sup> Vgl. z. B. Um Mitternacht („Gelassen stieg die Nacht ans Land . . .“).

<sup>2</sup> Der Lenz, Der Gefangene usw.

<sup>3</sup> Die Allegorien von Jugend und Alter im Bauer als Millionär usw.

<sup>4</sup> StA II, 126. <sup>5</sup> StA II, 202.

<sup>6</sup> PrA III, 162 (Empedokles).

<sup>7</sup> StA II, 90.

selbst<sup>1</sup>. Der Rang bestimmt die Reihenfolge des Auftretens. Das fürstliche Zeremoniell, die Naturordnung lenkt den Verlauf. Wie die Sonne, deren Bild sie – ins Elegische vertieft – nachgebildet ist, erscheint die Nacht als Herrscherin, als Fürstin. Es gibt eine Schilderung der Nacht bei Zachariae, die hier zum Vergleich dienen kann:

Melancholische Stille, von schwärzeren Stunden begleitet,  
Schwebt die Himmel hindurch. Tiefschweigend liegen die Himmel  
Dick in Wolken gehüllt, und feyerlich harret die Erde.  
Sie erscheint, die heilige Nacht, in strallosem Pompe  
Majestätisch, und ernst, auf ihrem behangenen Wagen,  
Vor ihr wandelt ein säuselnder Wind, und wickelt die Wolken,  
Wie sie winket, zusammen. Von ihrem holden Gesichte  
Nimmt sie den Schleyer hinweg; die Hörner des wachsenden Mondes  
Glänzen mit flimmerndem Stral aus ihrer leuchtenden Krone,  
Und ihr Mantel, mit Sternen besät, fließt weit in die Lüfte . . .<sup>2</sup>

Hölderlin hat nach Ausweis des Bücherkataloges die Werke Zachariaes besessen und die „Tageszeiten“, die zu den viel gelesenen Dichtungen des 18. Jahrhunderts gehörten, sicherlich gekannt<sup>3</sup>. Die Verwandtschaft ist auffällig. Auch hier tritt die Nacht als Gegenbild der Sonne auf – in „strallosem Pompe“, „majestätisch“, „ernst“ – begleitet von ihrem Gefolge. Bis in den Duktus des antiken Maßes nähern sich die Beschreibungen einander: „Sie erscheint, die heilige Nacht“ – „die Schwärmerische, die Nacht kommt“. Zugleich hat sich jedoch Wichtiges gewandelt. Die äußere allegorische Einkleidung ist getilgt. Wir hören nichts mehr von Wagen, Gesicht, Schleier, Krone und Mantel der Nacht. Die Abhängigkeit des Gefolges wird nicht mehr ausdrücklich bezeichnet. Statt dessen dringen in den Rahmen Natureindrücke von höchstem lyrischen Reiz, und der Stimmungsgehalt verzaubert den gesehenen Kreis. Die Nacht erhält Merkmale eigenen Geschicks: sie ist die „Fremdlingin unter den Menschen“, die „Schwärmerische“. Ihr Glänzen ist zugleich prächtig und traurig. Der fernere Gang der Elegie entrückt sie dann noch weiter ihrer allegorischen Herkunft. Hölderlin führt sie aus der Naturordnung in die Heilsgeschichte der späten Dichtung. In einem erregenden Umdeutungsprozeß wird das Jahrhundertthema der Tageszeiten dem größeren Zusammenhang von Götternähe und Götterferne einverwandelt<sup>4</sup>.

<sup>1</sup> Briefe, ed. Fr. Scebaß, Nürnberg 1951, Bd. II, 192.

<sup>2</sup> Poetische Schriften, 1763, IV, 149f.

<sup>3</sup> E. Müller, Hölderlin, a. a. O., 23.

<sup>4</sup> Vgl. für die größeren Zusammenhänge P. Böckmanns Interpretation von Brod und Wein in: Die deutsche Lyrik, hg. v. B. v. Wiese, Düsseldorf 1956, Bd. 1, 394–413.

Auch die Spuren begriffsallegorischer Herkunft sind in der Lyrik nach 1800 noch zahlreich. In der Odendichtung stehen neben Gedichten an Diotima, die Dioskuren, Chiron und Ganymed solche an die Liebe und an die Hoffnung. Ihr Gehalt ist zwar intimisiert, ihr Wirkungskreis näher an die Person des Dichters bezogen, stilistisch wurzeln sie noch im Grund der früheren „Gedankendichtung“. In der Ode 'Unter den Alpen gesungen' wird die Unschuld als „zu Füßen“ der Alten „sizend“ vorgestellt<sup>1</sup>. Die Ode 'Natur und Kunst oder Saturn und Jupiter' zeigt schon im Titel, daß das Nebeneinander von Bedeutung und Gestalt weiterbestehen kann. In einer barocken Doppelüberschrift tritt der „intellektuale“ Gehalt neben die „historische“ Erscheinung, ja sogar vor sie. Das Gedicht ist in dieser doppelten Weise zu lesen und erfährt erst dadurch seine vollständige Erklärung.

Als ein noch interessanteres Beispiel für das Problem der Ideen-Allegorie erscheint die 'Friedensfeier'<sup>2</sup>. Ein Blick auf die Friedensdichtung des 18. Jahrhunderts zeigt auch hier, wo Hölderlins Ansatzpunkte liegen. Die Vorstellung des Friedens als einer allegorischen Gestalt ist dieser Zeit – in der Nachfolge des Barock – noch durchaus geläufig. Zachariae, Uz, Ramler, Schubart u. a. schreiben Gedichte, in denen der Frieden als Wesen auftritt oder angerufen wird. In Winkelmanns 'Versuch einer Allegorie' finden sich zwei Vorschläge zu neuen Friedensallegorien, die auf antike Anregungen zurückgehen<sup>3</sup>. Auch Hegel zählt den Frieden in seiner 'Ästhetik' noch selbstverständlich zu den allegorischen Figuren<sup>4</sup>.

In Hölderlins Dichtung wird der Frieden schon früh mit personifizierenden Merkmalen versehen. Am Ende der Hymne an den 'Genius der Kühnheit' heißt es, die Kühnheit möge ihren Einfluß geltend machen,

Bis aus der Zeit geheimnißvoller Wiege  
Des Himmels Kind, der ew'ge Friede geht<sup>5</sup>.

In einem Brief aus Waltershausen bezeichnet Hölderlin Frieden und Menschlichkeit als zwei „Engel“, die die Sache der Menschheit vorwärtsbringen würden, wenn sie erst einmal da seien<sup>6</sup>. Die um die Jahrhundertwende geschriebene Ode 'Der Frieden' sieht ihn als den „Liebling“ der heiligen Musen und Gestirne, der kommen und ein „Bleiben im Leben,

<sup>1</sup> StA II, 44.

<sup>2</sup> In der bisherigen Diskussion um die Friedensfeier ist die Frage des Allegorischen wohl gelegentlich gestreift, aber meist als nebensächlich oder unangemessen beiseite gerückt worden; vgl. dazu W. Binder, Hölderlins Friedensfeier, DVjs 30, 1956, 306.

<sup>3</sup> Versuch einer Allegorie, a. a. O., 141 f.

<sup>4</sup> a. a. O., 393.    <sup>5</sup> StA I, 178.    <sup>6</sup> StA VI, 132.

ein Herz uns wieder“ schenken möge<sup>1</sup>. Bis zu diesem Zeitpunkt wird der Frieden nur angerufen – in immer größerer Dringlichkeit –, sein Bild wird hoffend umworben, aber mit Einzelzügen noch nicht ausgestattet. Mit dem Friedensschluß von Lunéville verbindet Hölderlin die Gewißheit, daß der Frieden nun endlich hervortreten und sich der Menschheit nähern werde. Die Beschäftigung mit ihm geht in eine neue Phase über. Es entstehen die ersten Entwürfe zu ‘Friedensfeier’. Der Frieden, auf den nach so langer Entfernung kaum mehr zu hoffen war, ist „nun da“<sup>2</sup>. Er zeigt sich als „Versöhnender“, als „Freund“ und nimmt als solcher „Gestalt“ an. Überwältigt von seiner plötzlichen Erscheinung, seiner göttlichen Abkunft muß der Dichter bekennen, daß er zugleich das „Hohe“ sei, das ihm die Knie beugt und ihn in den Zustand der Geblendetheit versetzt: „fast wie ein Blinder muß ich Dich . . . fragen.“ Er ist ein „Unsterblicher“, Nähe und Erhabenheit vereinigen sich in seinem Bild. Hölderlin bemüht sich, die Eigentümlichkeit seines Wesens zu erfassen, aber es zeigt sich, daß der Prozeß in den ersten Entwürfen noch nicht abgeschlossen ist. Die Friedensfigur ist auf dieser Stufe noch nicht *selbstständig*. Außer der Benennung „Versöhnender“ zielt kein Merkmal direkt auf den Frieden: „Freundesgestalt“, „Unsterblicher“, „das Hohe“, „himmlischer (Bote)“, „Gott“ könnten sich in gleicher Weise auf eine andere Gestalt beziehen. Hölderlin ist daher genötigt, das allegorische Signum „seeliger Friede“ neben die Figur zu setzen, für uns eine stehengebliebene Arbeitsspur. Ihre Funktion beim Gastmahl, das hier nur allgemein angedeutet wird, ist noch nicht geklärt, ebensowenig erfahren wir konkret von ihrem Anteil am Versöhnungswerk. Das eigentliche Arbeitsinteresse in den erhaltenen Entwürfen gilt den späteren beiden Mitteltriaden, die Anfangs- und vor allem die Schlußtriade bleiben im Hintergrund. Hölderlin geht es um Christus und seine Einbeziehung in die große Aussöhnung.

Die weitere Entfaltung der Friedensgestalt ist im einzelnen nicht verfolgbar, weil die Zwischenentwürfe fehlen. In der Schlußfassung tritt sie uns in erweiterter und in ihrem Wesen genauer bezeichneter Form entgegen<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> StA II, 7.

<sup>2</sup> Text der Entwürfe nach: Meta Corssen, Hölderlins Friedensfeier, HJb. 1955/56, 32 ff.

<sup>3</sup> Von einer „Konzeptionsänderung“ zwischen den Entwürfen und der Schlußfassung, wie sie B. Allemann noch in seiner Rezension des Anzeigers (ZfdA, 87, 1956, 83 ff.) voraussetzt, kann keine Rede sein. Es handelt sich um eine notwendige und konsequente Entfaltung. – Allemann weist in seiner Buchdarstellung (Hölderlins Friedensfeier, Pfullingen 1955, 43, 46 ff.) verschiedentlich auf allegorische Spuren im

Eine Reihe von Merkmalen, die ihre spezifische Qualität als Friedensfigur und ihre Rolle beim Fest beschreiben, hat ihr Hölderlin hinzugefügt.

1. „Doch wenn du schon dein Ausland gern verläugnest.“ Der dieser Wendung zugrunde liegende Vorstellungskreis findet sich in der vorhergehenden Friedensdichtung vorgebildet. Er beruht auf der Ansicht, daß der Frieden für die Dauer des Krieges abwesend sei. Er geht außer Landes oder entfernt sich ganz von der Erde. Diese Situation beschreibt schon Rist im ‘Friedewünschenden Teutschland’, ähnlich Ramler in seinem Gedicht ‘An den Frieden’:

Wo bist du hingeflohn, geliebter Friede?  
Gen Himmel, in dein mütterliches Land?  
Hast du dich, ihrer Ungerechtigkeiten müde,  
Ganz von der Erde weggewandt?<sup>1</sup>

Auch bei Schubart (‘An den Frieden’) zieht sich der Frieden in seine „Heimat“, den Himmel zurück. Dort werde er so lange bleiben, bis Gott, „gereizt“ durch die Tugend der Menschen, ihn wieder auf die Erde schicke<sup>2</sup>. Erst die tatsächliche Entfernung des Friedens von dem Ort der kriegerischen Auseinandersetzung erklärt, warum seine Rückkehr als wirkliches Zurückkommen verstanden werden kann. Hölderlin deutet diesen Vorstellungskreis schon in den früheren Friedensäußerungen an: der Frieden als des „Himmels Kind“, als „Engel“, als „Liebling“ der Sterne, dessen Kommen erfleht wird – darin lag bereits ein Hinweis auf seinen himmlischen Aufenthaltsort, das Außer-Landes-Sein („Ausland“) der ‘Friedensfeier’, aus dem der Frieden nun zurückkehrt. Das Verbum „verläugnen“ bezeichnet den Verinnerlichungsprozeß, durch den Hölderlin die Allegorie in wirkliche Gestalt überführt. Der Frieden ist unglücklich über seine lange Abwesenheit, er möchte es gern vergessen machen, daß er genötigt war, fortzugehen. Er wäre am liebsten geblieben und kann also jetzt die Vergangenheit zudecken.

2. „Vom langen Heldenzuge müd.“ Die Vorstellung von der Abwesenheit des Friedens ist durchaus vereinbar mit der Tatsache, daß er an der Beendigung des Krieges aktiv beteiligt ist. Deshalb schreibt Uz in naiver Anschaulichkeit, der Frieden kehre nach „langem Streit“ „voll frischer Spuren der kriegerischen Wut“ zurück:

Spätwerk. Um so verwunderlicher, daß er dieser Frage bei der Friedensfeier nicht nachgeht.

<sup>1</sup> Deutsche National-Literatur, Bd. 45, 2. Teil, 235.

<sup>2</sup> Gesammelte Schriften und Schicksale, a.a.O., 1840, Bd. 8, 159 f.

Er eilt aus räubervollen Sträuchen  
Und wandelt schauernd über Blut  
Und halbverweste Leichen  
Und Asch' und Glut<sup>1</sup>.

Auch in Zachariaes 'Tempel des Friedens' kommt der Frieden zurück, um die Völker mit eigenem Einsatz „wieder zu versöhnen“<sup>2</sup>. Hölderlin fügt diesem Gedankenkreis entsprechend in der Schlußfassung den Hintergrund der kriegerischen Vergangenheit hinzu: der Frieden hat nicht „Fluth, noch Flamme gescheuet“. Er hat mitgeholfen, das „tausendjährige Wetter“ zu beenden, das nun in der Tiefe verhallt. Dabei denkt Hölderlin sowohl an den gerade abgeschlossenen Krieg, dessen Auswirkungen er im südwestdeutschen Raum mehr als andere zu verspüren bekommen hat, als auch an den größeren Streit, der jetzt mit der Versöhnung der Götter untereinander und der Götter mit den Menschen beendet wird. Der Frieden ist als Versöhnender an dieser Schlichtung maßgebend beteiligt. Hölderlin spricht von seinem „ernsten Tagwerk“ und setzt sein Wirken damit in direkten Zusammenhang zu dem „Tagwerk“ des „Allebendigen“. Dieser hat in seiner „Werkstatt“ das Bild der Versöhnung entworfen und gemeinsam mit dem Frieden ausgeführt. Es ist das Objekt, an dem sie beide gearbeitet haben<sup>3</sup>. Nun ist der Zeitpunkt gekommen, wo der „stille Gott der Zeit“ durch den Frieden, seinen „Boten“, wie es an einer durchgestrichenen Stelle heißt, von diesem Werk Kunde gibt. Der Frieden zieht zu dem „allversammelnden“ Gastmahl – nicht als Triumphator wie in der übrigen Friedensdichtung, sondern als ein Bescheidener, Erschöpfter. Er ist vom langen Heldenzuge müd, senkt das Auge „vergessen, leichtbeschattet“, dabei aber über den Erfolg glücklich „lächelnd“. Denen, die ihn sehen, ist er trotz seiner langen Abwesenheit ein „Allbekannter“, denn jeder erkennt den Frieden sofort, auch wenn er ihn nie gesehen hat. Er ist eine den Menschen tiefvertraute Gestalt und braucht nur zu erscheinen, um erkannt zu werden.

3. „Fürst des Fests.“ Wegen seiner tätigen Beteiligung an der Schlichtung des Streitigen hat der Frieden das Recht erworben, dankbar gerühmt zu werden. Er ist daher der Erste des Fests, der aktuelle Anlaß der Feier.

<sup>1</sup> Deutsche National-Literatur, Bd. 45, 2. Teil, 63. Der Dilettantismus solcher Verse scheint einen Vergleich mit der Friedensfeier auszuschließen. Es geht hier jedoch um die Herkunft von Vorstellungskreisen, nicht dichterischer Aussageformen.

<sup>2</sup> Poetische Schriften, a. a. O., IV, 199. Interessant wäre auch ein Vergleich zwischen Zachariaes Beschreibung des Friedenstempels und seiner Umgebung mit der ersten Strophe der Friedensfeier.

<sup>3</sup> Der Gedankenkreis von „Werkstatt“ und „Tagwerk“ (auch in der übrigen Dichtung Hölderlins) ist bisher noch zu wenig untersucht worden.

Um ihn versammeln sich Götter und Menschen, nicht nur um den Frieden als *Ereignis*, sondern auch als *Person* zu feiern und ihre Versöhnung festlich zu begehen. Das ist der Sinn des Titels. Aus der nur angedeuteten, unselbständigen Figur der Entwürfe ist durch die Ausarbeitung eine in ihren Funktionen und Merkmalen eindringlich erkennbare Gestalt geworden. Hölderlin hat ihre Rolle in Vergangenheit und Gegenwart näher erläutert und sie dem festlichen Zusammenhang auch äußerlich integriert. Nun konnte er das allegorische id est – „seeliger Friede“ – entbehren. Durch die hinzugefügten Kennzeichen „Ausland“, „Heldenzug“, den kriegerischen Hintergrund, durch die Überschrift war die Gestalt für den zeitgenössischen Leser deutlich genug als Frieden ausgewiesen (heute scheint uns das Verständnis dafür verlorengegangen zu sein). Sie ruhte in sich selbst.

In der Dichtung der Krankheit begegnet die Allegorie noch einmal in verwandelter Form. Es ist, als trete eine Unterschicht ans Licht und gebe sich ohne Verkleidung zu erkennen. Das Thema der Tages- und Jahreszeiten löst sich aus dem Zusammenhang der mythischen Welt und führt ein wucherndes Eigenleben. Kindlich-naiv schildert Hölderlin den Gang der Natur, das Wachsen und Abnehmen der Zeit.

Es kommt der neue Tag aus fernen Höhn herunter,  
Der Morgen der erwacht ist aus den Dämmerungen,  
Er lacht die Menschheit an, geschmückt und munter, . . .<sup>1</sup>

Ähnlich heißt es immer wieder: „helle Tage gehen vom Himmel abwärts, wo die Tag' entstehen“<sup>2</sup>, „So zieht der Tag hinaus durch Berg und Thale, mit seiner Unaufhaltsamkeit und seinem Strale“<sup>3</sup>. Der Frühling „kommt“ aus der Tiefe „in das Leben“<sup>4</sup>, der Herbst „kehrt“ zur Erde nieder<sup>5</sup>. In kurzem, reihendem Verfahren wechseln die Natureindrücke einander ab, ohne sich mehr zu Bildern zu verdichten. Die Personifikationen werden nicht entfaltet, sondern nur noch angedeutet: Ein rührender Additionsstil ersetzt die großen Synthesen der reifen Zeit. Die Kräfte zur Umwandlung des Überkommenen sind versiegt. So fällt die Allegorie auf die Stufe der Frühzeit zurück. Hölderlin kann das Getrennte nicht mehr verbinden.

<sup>1</sup> StA II, 286.

<sup>2</sup> StA II, 288.

<sup>3</sup> StA II, 297.

<sup>4</sup> StA II, 309.

<sup>5</sup> StA II, 284.



RUDOLF LOHBAUERS HYPERION-BRIEF UND  
HYPERION-BILD AUS DEM JAHRE 1824

VON  
ALFRED KELLETTAT\*

Es fanden sich in letzten Jahren zwei literarische Quellen, die auf ein Gemälde Rudolf Lohbauers zu Hölderlins 'Hyperion' hinwiesen: zuerst ein Satz in dem Lohbauer behandelnden Artikel im 'Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur in vier Bänden', Leipzig: Brockhaus 1833, Bd. 2 S. 918-920 (unter diesem Titel erschienen die Ergänzungsbände zur 8. Originalauflage von Brockhaus' Conversationslexikon, Leipzig 1833 f.): „In seinen Freistunden führte er ein Gouachegemälde, eine Scene aus Hölderlin's 'Hyperion' vorstellend, aus, das von poetischer Auffassung zeigte und bei der Kunstausstellung zu Stuttgart die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich zog.“ Diese Nachricht empfahl, sich in der Tagespresse von 1824 umzuschauen: wirklich bringt die 'Schwäbische Chronik' eine Reihe von Berichten über die im September/Oktober in den Sälen des Redoutenhauses stattfindende Kunst- und Industrieausstellung. Unter dem 10. Oktober liest man in der zweiten Fortsetzung des Berichts über die Teilnahme der schönen Künste unter der Abteilung der Kupferstecher und Gouachemaler: „Lohbauer: Hyperions Fahrt nach Kalauria, aus Hölderlins Hyperion. Eine sehr geistreiche und schön ausgeführte Darstellung.“ In dem Separatabdruck aus dem Kunstblatt, einem Ausstellungskatalog, heißt es in geringer Abweichung: »Hyperions Fahrt nach Kalauria, nach Hölderlin's Roman, in Aquarell gezeichnet von Lohbauer . . .“ Weitere Arbeiten Lohbauers sind darin nicht verzeichnet. – Die Zeugnisse waren unbezweifelbar, es galt, das Hyperion-Bild Lohbauers zu finden. Die Nachforschungen blieben zunächst ohne Erfolg.

Derweil hing in Stuttgart, seit je im Besitz der Nachkommen des Lohbauer-Freundes Karl Friedrich Rheinwald (1802-1876), ein Gemälde

\* \* Folgende Herren haben sich den Verfasser dieser Mitteilung zu aufrichtigem Dank verpflichtet: Herr Prof. Dr. Donald Brinkmann, Zürich, der vor einer Reihe von Jahren den ersten Fingerzeig gab; Herr Ministerialrat Dr. Fritz Kauffmann, Stuttgart, dessen weitverzweigter Kenntnis der schwäbischen Kulturgeschichte es gelang, die Brücke zu schlagen zwischen den literarischen Belegen und einem in Stuttgarter Familienbesitz befindlichen Lohbauer-Gemälde, dessen Titel bis dahin unbekannt war; nicht zuletzt der Besitzer des Bildes, Herr Oberstudienrat Dr. Paul Ludwig, Stuttgart, der die Veröffentlichung freundlichst gestattet hat.

unbekannten Titels, bezeichnet *R. Lohbauer fecit 1824*<sup>1)</sup>, das man, auch seiner kühl-nazarenischen Malweise wegen, für die Darstellung einer idealistischen Szene, etwa aus einem Gedicht Schillers, halten mochte. Nah am untern Rand und die ganze Breite des Bildes einnehmend im grau-schwarzen Wellengekräusel ein glattgeschnittener schmuckloser Kahn (ocker und grau); genau in der Mitte sitzt gedankenversunken ein Jüngling, in farblosem antikisierendem Gewand, das der sehr künstlich stilisierte Faltenwurf und ein blauer Saum und Gürtel des Obergewands schmücken. Hinter ihm steht in der Mitte der rechten Bildhälfte hochaufgerichtet in den Himmel ragend der Schiffer, bekleidet mit Hose und wie im Winde gebauschtem Umhang, der den Oberkörper frei läßt; in der rechten Hand das Ruder, mit der linken weisend. In der andern Hälfte des Bootes das Gerät: die Laute mit geschwungenem Band, das Wehrgehänge (das Heft des Schwertes ist mit einem Blattornament geziert und von einem Ring mit Stern abgeschlossen), das zum Knäuel gerollte Schiffstau. Die Figuren stehen groß und etwas scharf aufgesetzt vor dem in mattem Blaugrau gehaltenen Mittelgrund: einem gebirgigen Eiland. Menschliche Siedlungen am Ufer, bewaldete Höhen, deren Gipfel von Tempelresten gekrönt sind. Die Insel spiegelt sich im Wasser. Dahinter ein Meeresarm und das blaß angedeutete Festland. Der Horizont der Höhen strahlt einen gelben Schein in den lichtblauen Himmel, der die volle obere Hälfte der Komposition einnimmt. Das Ganze ist klassisch einfach und ausgewogen: der Kopf des nachdenklichen Jünglings in der Mitte, die Diagonalen der beiden Köpfe und der entgegenlaufenden Berglinien sind leicht auszuziehen. Die Unterweisung des Jünglings durch den erfahrenen Schiffsmann, eine Ausfahrt ins Leben – so konnte man denken.

Nun, wer von den zu Anfang erwähnten Hinweisen hörte und dieses Bild kannte, wußte sofort: dies ist die gesuchte Szene. Dies ist Griechenland, das Meer die Ägäis, die Insel Kalauria, vor der Ostküste des Peloponnes, von der es bei Hölderlin heißt, „da blüheten, mitten unter den Fichtenwäldern und reißenden Wassern, Limonienhaine und Palmen und liebliche Kräuter und Myrthen und die heilige Rebe . . . wie ein Vogel vom Gipfel der Zeder blickte man in die Tiefen hinab, zu den Dörfern und grünen Hügeln und zufriedenen Herden der Insel, die alle, wie Kinder, umherlügen um den herrlichen Berg und sich nährten von schäumenden Bächen“ (im zweiten Brief des zweiten Buches des ersten Bandes). Dieser Jüngling ist also Hyperion, der mitten in seinen „fin-

<sup>1)</sup> Gouache; 45 × 73,5; mit schwarzem Tuschrand begrenzt, auf braunem Karton aufgeklebt.

stern Tagen“ dorthin übersetzt: „Es war ein heiterer blauer Apriltag . . . Das Meer war ungewöhnlich schön und rein, und leicht die Luft, wie in höheren Regionen. Man ließ im schwebenden Schiffe die Erde hinter sich liegen, wie eine köstliche Speise, wenn der heilige Wein gereicht wird.“ Das Boot ist „Charons Nachen“, es wiegt den Überfahrenden in heilsame Vergessenheit. Er kommt von der Kykladeninsel Tina, wohin er sich nach dem Bruch mit Alabanda in seine „lange kranke Trauer“ und „unaufhörliches Gefühl der gänzlichen Zernichtung“ geflüchtet hatte. Jetzt steht die Wende bevor: die große Freude, die Epiphanie der Schönheit auf Diotimas Insel.

„Mein fröhlicher Schiffer hätte gerne mit mir gesprochen, aber ich war sehr einsilbig.

Er deutete mit dem Finger und wies mir rechts und links das blaue Eiland, aber ich sah nicht lange hin, und war im nächsten Augenblicke wieder in meinen eignen lieben Träumen.

Endlich, da er mir die stillen Gipfel in der Ferne wies und sagte, daß wir bald in Kalaurea wären, merkt ich mehr auf, und mein ganzes Wesen öffnete sich der wunderbaren Gewalt, die auf Einmal süß und still und unerklärlich mit mir spielte. Mit großem Auge, staunend und freudig sah ich hinaus in die Geheimnisse der Ferne, leicht zitterte mein Herz . . .“

Diese Worte des Hyperion-Briefes müssen erinnert werden, denn sie bilden den eigentlichen Gegenstand des Bildes. Jedoch hat Lohbauer seinen Helden offensichtlich in düstern Gedanken befangen darstellen wollen, ehe ihm die Küste Kalaureas, die Nähe seiner freudigen Zukunft, Herz und Wesen mit „wunderbarer Gewalt“ öffnete. Warum in der heitern Landschaft diese finstre Szene? Diese Frage läßt sich aus einer Schicksalsverwandtschaft beantworten, die der Maler empfunden hat.

Im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar ist ein Brief erhalten, den der Zweiundzwanzigjährige im Juni 1824, also in der Zeit, in die die Arbeit an diesem Bild fallen muß, an Mörike geschrieben hat<sup>2</sup>. Dieser hatte ihm Höl-

<sup>2</sup> Bisher bekannt durch einen kurzen Teilabdruck bei Wilhelm Lang, Rudolf Lohbauer. In: Württ. Vierteljahrshefte 1896 S. 153 f. Vollständiger Text nach einer Aufnahme der Originalhandschrift im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar, dem Verf. für die Erlaubnis der Wiedergabe herzlich dankt. Die meisten gestrichenen Stellen des Briefes hat der Schreiber unleserlich gemacht. Unterstreichungen sind im Druck durch Kursive herausgehoben, lateinisch geschriebene Wörter des Originals nicht ausgezeichnet.

Der Brief trägt keine Jahreszahl, bei W. Lang auf 1824 datiert. Er ist die Antwort auf einen bisher nicht aufgefundenen Absagebrief Mörikes, aus dem er einzelne Wendungen wörtlich wiederholt. Im Sommer 1823 traf Mörike mit Loh-



stern Tagen“ dorthin übersetzt: „Es war ein heiterer blauer Apriltag . . . Das Meer war ungewöhnlich schön und rein, und leicht die Luft, wie in höheren Regionen. Man ließ im schwebenden Schiffe die Erde hinter sich liegen, wie eine köstliche Speise, wenn der heilige Wein gereicht wird.“ Das Boot ist „Charons Nachen“, es wiegt den Überfahrenden in heilsame Vergessenheit. Er kommt von der Kykladeninsel Tina, wohin er sich nach dem Bruch mit Alabanda in seine „lange kranke Trauer“ und „unaufhörliches Gefühl der gänzlichen Zernichtung“ geflüchtet hatte. Jetzt steht die Wende bevor: die große Freude, die Epiphanie der Schönheit auf Diotimas Insel.

„Mein fröhlicher Schiffer hätte gerne mit mir gesprochen, aber ich war sehr einsilbig.

Er deutete mit dem Finger und wies mir rechts und links das blaue Eiland, aber ich sah nicht lange hin, und war im nächsten Augenblicke wieder in meinen eignen lieben Träumen.

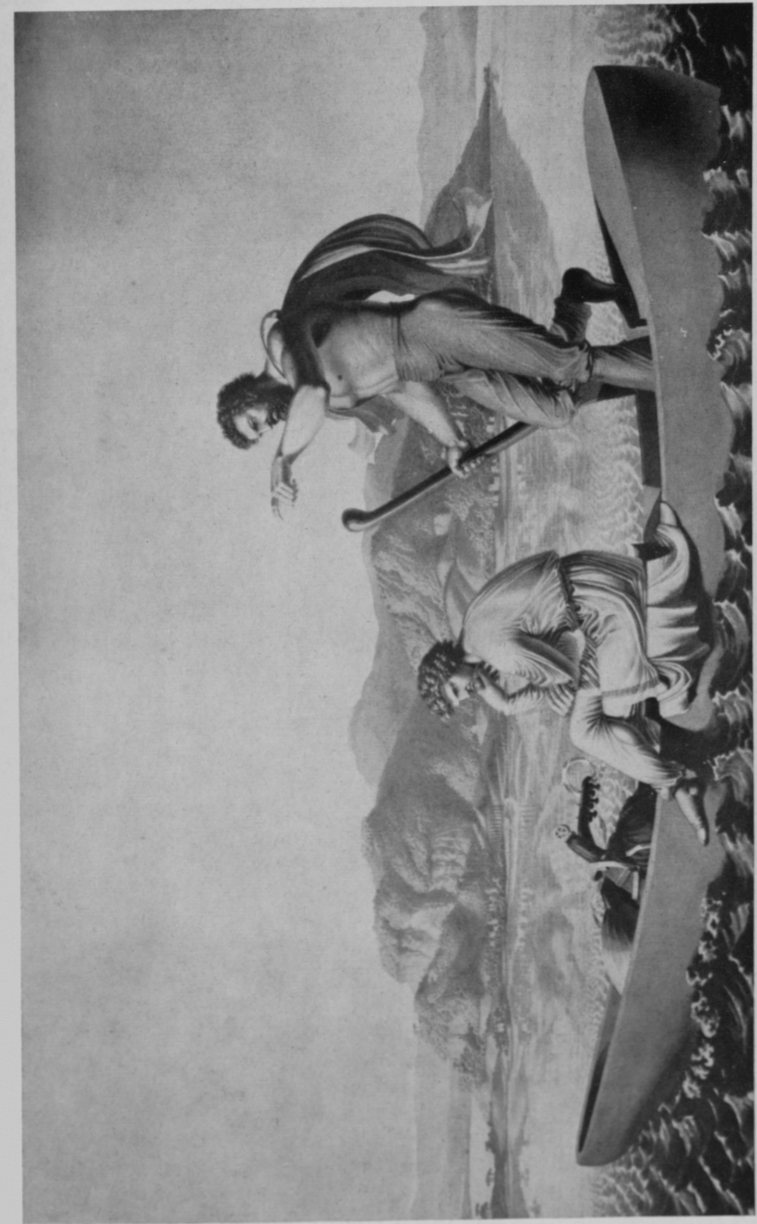
Endlich, da er mir die stillen Gipfel in der Ferne wies und sagte, daß wir bald in Kalaurea wären, merkt ich mehr auf, und mein ganzes Wesen öffnete sich der wunderbaren Gewalt, die auf Einmal süß und still und unerklärlich mit mir spielte. Mit großem Auge, staunend und freudig sah ich hinaus in die Geheimnisse der Ferne, leicht zitterte mein Herz . . .“

Diese Worte des Hyperion-Briefes müssen erinnert werden, denn sie bilden den eigentlichen Gegenstand des Bildes. Jedoch hat Lohbauer seinen Helden offensichtlich in düstern Gedanken befangen darstellen wollen, ehe ihm die Küste Kalaureas, die Nähe seiner freudigen Zukunft, Herz und Wesen mit „wunderbarer Gewalt“ öffnete. Warum in der heitern Landschaft diese finstre Szene? Diese Frage läßt sich aus einer Schicksalsverwandtschaft beantworten, die der Maler empfunden hat.

Im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar ist ein Brief erhalten, den der Zweiundzwanzigjährige im Juni 1824, also in der Zeit, in die die Arbeit an diesem Bild fallen muß, an Mörike geschrieben hat<sup>2</sup>. Dieser hatte ihm Höl-

<sup>2</sup> Bisher bekannt durch einen kurzen Teilabdruck bei Wilhelm Lang, Rudolf Lohbauer. In: Württ. Vierteljahrshfte 1896 S. 153 f. Vollständiger Text nach einer Aufnahme der Originalhandschrift im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar, dem Verf. für die Erlaubnis der Wiedergabe herzlich dankt. Die meisten gestrichenen Stellen des Briefes hat der Schreiber unleserlich gemacht. Unterstreichungen sind im Druck durch Kursive herausgehoben, lateinisch geschriebene Wörter des Originals nicht ausgezeichnet.

Der Brief trägt keine Jahreszahl, bei W. Lang auf 1824 datiert. Er ist die Antwort auf einen bisher nicht aufgefundenen Absagebrief Mörikes, aus dem er einzelne Wendungen wörtlich wiederholt. Im Sommer 1823 traf Mörike mit Loh-



derlins 'Hyperion' geschickt, der ihn in seiner persönlichen Lage ganz besonders betroffen hatte. Das Lebensschifflein des begabten, heftigen, reizbaren Jünglings hatte seinen Kurs noch nicht gefunden – er hatte im Jahr vorher die militärische Laufbahn, für die er bestimmt und erzogen worden war, verlassen<sup>3</sup> –, führte, Waiblinger ähnlich auch in seiner bedrohlichen Genialität, ein unstetes Leben – später schreibt er, er habe in jenen Monaten ein geladenes Pistol an der Wand hängen gehabt, für den Fall, daß ihn das Gefühl der Leere übermächtig ergriffe. Das ist der „unbändig leidende“ Hyperion nach der Flucht aus Smyrna, der Held des „ewigen Irrsals“, dessen Geist „die Gestalt des irrenden Herzens“ angenommen hat, der ihm nun plötzlich aus Hölderlins Roman entgegentrat. Er geriet in die Griechenbewegung jener Tage, deren Wogen besonders in Stuttgart und Tübingen unter der Jugend hochschlugen. Kameraden waren als Soldaten nach Griechenland gezogen, um unter dem Kommando des Grafen Normann für die Sache der Freiheit zu streiten. „Eine große furchtbare Zeit des Kampfes von Licht und Nacht, von Freiheit und Despotismus! Ich wollte, wir alle zögen in den Krieg –“ schrieb Waiblinger in sein Tagebuch. In diese Umgebung gehören auch Rudolf Lohbauers Hyperion-Brief und Hyperion-Bild.

Stuttgart 7. Juni. Vormittag

'Willst Du mein Freund seyn?' sagst Du troziger Knabe halb gewendet und reichst mir die Hand zum Abschied; und ich – lasse Alles fahren, daß es hinunter stürzt und donnert in den Abgrund und halte Deine Hand und halte sie ewig, ewig! Aber Du liebst mich nicht – Du Stolzer in Deiner Unschuld, in Deiner einzigen Liebe zu *Ihm* – Doch, sich, bist *Du* es nur an dem ich mich hielt, als ich glaubte mich an Nichts zu halten, als ich glaubte ganz allein zu seyn nichts mehr zu lieben, liebte ich Dich ungeheuer und nun Du gehst ist das Nichts Nichts und ich folge Dir – und Du solltest mich nicht lieben? – Knabe, was machst Du aus mir? Oder bist Du der Bote den mir ein Höherer schickt dem ich folge ich weiß nicht wie, noch wohin, und Du hättest gar nichts damit zu schaffen? Denn ich sage Dir, wenn ich Deinen Brief da ansehe, so ärgere ich mich über Deinen Trotz über Deine Bestimmtheit und Härte und daß Du so ein junger Kerl bist und mich Alten weisest, und dann freue ich mich über das Alles wieder und werde demüthig und liebe Dich mehr als je und möchte Dich auf den Händen tragen durchs Wasser und überall

bauer mehrmals zusammen (so in Waldenbuch und in Tübingen). 'Soviel kann ich mit Wahrheit sagen, daß ich derzeit wenig Ursache habe über sein Wesen besorgt zu sein' schreibt er an seine Mutter (Tübingen, den 4. Juli 1823).

<sup>3</sup> Sein Vater war der 1809 in Isny gefallene Hauptmann Karl Lohbauer. In seinen 'auserlesenen Schriften' von 1811 steht übrigens ein Gedicht An Hyperion. – Vgl. Karl Walter, Karl von Lohbauer . . . Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, H. 4, 1939. – Herman Niethammer, Karl Lohbauer, Hauptmann und Dichter. 1777–1809. In: Schwäbische Lebensbilder, Bd. 5, Stuttgart 1950, S. 179–191.

durch wie der große Cristoffel den kleinen Heiland. Was, Du sagst es sey schwer? Es ist ja ein leichtes gut zu seyn und edel und die große Tugend zu üben der Natur – aber – Offenbarung – das ist was anderes (über gestr. mehr) als schwer als das schwerste – das muß geoffenbart werden jedem dem es werden soll und genügt nicht daß es vor 18hundert Jahren wurde – Spinoza und eine ehrliche Seele wie ich – wenn ichs nur schon so recht lebendig im Leben hätte – ich wollte zu-frieden seyn.

Nenne mir den Ton – nein – töne mir den Ton, mit dem alles, alles vom höchsten Triller der Nachtigall an bis zum tiefen Geroll des Donners hinunter, vom leisesten Seufzer eines Mädchens bis zum Schlachtruf aus freier, edler Neu-Griechen Brust, mit dem der Sphären Gesang der Sterne und all das tausendstimmige Anklingen im Menschenherzen einklingt – daß es nicht sey ein vollstimmiger Akkord – nein – daß dieses Tones Macht in seinen sanften Wellen alle die Töne in sich aufnehme, wie das Meer die tausend Flüße, daß es nur ein Ton ist und ein Ton bleibt der klingt wie von Himmel zu Himmel – Ich weiß wohl was Du mir nennst, aber ach! laß mich die Hand in das Maal seiner Seite legen! – – Du hast's gethan! – Ach! Herr ich weiß nichts von dir! wenn du bist so komm! Wenn du bist so wirst du auch den wahnsinnigen Hölderlin einst in die Klarheit führen! – Nur einen Tropfen aus *deinem* Himmel laß mir auf die heiße Stirne fallen – dein Vater gießt ja der Ströme tausende aus über seine alten Kinder den Wald und die Blumen und das Gras und erquikt sie – und sie fordern nicht als wie sie mit gesenktem Haupte dastehn und lechzen. –

Bruder! Es läßt sich mit mir nicht so gleich machen mit einem Worte oder Satz oder Briefe, – ich muß wohl lange arbeiten, wieder einen neuen Grundstein legen, dann mählig Stein an Stein fügen und Säule über Säule thürmen, bis endlich ein neuer Tempel steht in dem ich meinen heiligen Dienst verrichte – Ach ja! daß ich mich hinlegen könnte und sterben, schlafen eine Zeit, und stände dann auf ein neugebor-ner Mensch voll Kraft und Freude in der Frische des Morgens und schaute mich rüstig um, mein Haus zu bauen – aber ach! das ist ja nur ein Bild und ich finde keine Auslegung. – Alles früher gestandene ist so gewaltsam zertrümmert, und die Trümmer so wild untereinander geworfen, daß ich nichts mehr in dem Schutte suchen kann daß ich hinaus muß in die alten Felsen und mir neue Quader brechen – Ich gehe nach Griechenland! –

Sieh – an Stoa da hängten sich alle meine Sünden, all meine verschuldete, verlorene Vergangenheit und die durch sie zerstört geglaubte Zukunft – und so mit ungeheuer vermehrter Gewalt, von der Du nichts weißt, stürzte die Last über mein Haus hin und zertrümmert es – Ich wußte mir nicht besser zu helfen und stoppelte nun freilich diese Philosophie zusammen flikte mir diese Drapperie zusammen – aber wahrlich – es steckte etwas arges darin – und so waren es meine Schulden nun wieder aus deren dunklem Schoose heraus der Geist von Stoa hinflieg über die zerstörte Stätte und mit seinem ledernen [?] Flügel über ihr schattete und verweilen durfte, bis Du kamst – ach! Du hast zwar das Gespenst verjagt – aber meine Sünden hast Du mir nicht genommen; die wenn ich sie auch vom Herzen schleudern könnte im Augenblick, doch wie dumpfe Wetterwolken auf meiner Zukunft lasten und fernher donnern – aber sey ruhig – Ich habe doch eine Hoffnung daß es gut gehen wird und eine größere, daß ich werde männlich und groß und edel ausharren käme ein selbstverschuldetes Unglück – –

Ich fand in allem in allem so entsezliche Widersprüche, hinter jedem Engelskopfe krümmte sich das Horn eines Teufels hervor – ich sagte nicht: Tugend, Heiliges du bist nicht – aber sie standen stumm vor mir, wie gemalt, und Sünde und Unheiliges daneben schrie: Ich bin – und Du bist so hart – da ich nun ja gar nichts mehr konnte und wußte, und doch nicht mich dem Unheiligen in die Arme warf, sondern mich wie einen Leichnam hinwarf den grimmigen Thieren und nichts mehr dachte als – Tod – Tod – ach! was dacht ich dann anders als – Leben – Leben – und sich' so wars in mir weiß Gott – mag auch das Wort anders gelautet haben – Von Spaß schreibst Du der es mir war – Einen Kampf das ist wahr hätte ich's nicht nennen sollen – aber Spaß war mirs bei Gott nicht, auch nicht Sünde und Feigheit – Ich wollte ja nicht sündigen, ich wollte mich ja nicht dem schwereren entziehen – doch wenn Du mich nicht nimmst wie ich mich Dir gebe – aus Dir heraus verstehst Du mich nicht. — —

Ich kann nicht sagen daß ich jezt viel hätte – ich habe die Ueberzeugung daß ich auch dißmal (mit Stoa) wieder nichts gewußt habe – habe die Hoffnung daß mich Tugend der Natur zum Sonnenlicht führen wird und habe was über diß alles geht, mehr Liebe zu Dir als je – Gestern als ich kaum Hyperion angefangen hatte – da riß michs auf einmal auf in plötzlicher Trunkenheit und ich schrieb folgendes an Dich – Komm wieder her! Laß Dich an meine Brust reißen, laß dich an meiner Brust halten – ewig – Ach! *zusammen* erkennen, finden wir gewiß das Höchste das höher als Alles andere – sey es was es sey – Ich will jezt gar nichts haben als Dich – Ich habe kein Stoa, gar nichts mehr – Was soll ich thun? was willst Du thun, daß wir immer beisammen sind – auch Kaufmann muß her – der ist Alabanda und ich und Du Hyperion – Laß uns hinaus miteinander, laß uns nach Griechenland – gewiß ich denke jezt nicht an Hyperion – und wenn es seyn soll so kannst Du so können wir ja Deinen Christum predigen – O Bruder nun erst fühle ich so ganz daß Stoa nichts ist – weil ich Dich liebe, weil ich den Kaufman liebe und ihr mich – Liebst Du ihn nicht auch der mir schreiben konnte: 'Mit Dir gehe ich in den Rachen der Hölle warum nicht in die Arme des Todes' – Laß uns mit ihm an den Busen dieses Lebens stürzen – Komm mit hinein! — —

Aber ach! nun kann ich mir denken, wie das all, wie all meine Liebe in Staub zerfällt vor Dir und deinem Gott-Heiligen blauen Himmel über mir! und ich habe doch so wahr und innig geredet, so wahr als ich jezt heiße Thränen weinen möchte und doch fest und gewiß bin, daß trotz dem vertrockneten Quell der Thränen, trotz dem weggestreiften Frühlingskleide, wie du wahr bist, Himmel dort oben, auch ich es bin – – Und bin ich denn gar nichts? Das regt Dich alles nicht an! Du gehst den Weg fort, den er Dich an der Hand führt und siehst die große Bahn nicht deren Pforte sein Gottesarm öffnete und wo sein Ruf erschallt: *Da, wem die Brust voll, der stürme hin – Ihr kommt alle am Ende zu mir!!* –

Gerad fand ich einen Käfer staubig und matt auf dem Boden liegen in einer dunkeln Ecke meines Zimmers; ich hub den Kerl sachte auf und er machte so einen trübseligen Kopf hier wie ich, in dem Staub und Wändeleben drinn, und meinte gewis: nun, es werde unter *den* Fingern gar ausgehen – da legte ich ihn auf die Hand und blies ihn hinaus zum Fenster ins Sonnenlicht und der Bursch fieng an zu fliegen und flog über die Strasse hinüber an den Dächern hinauf, höher höher und verschwand endlich im blauen – Ach! daß ich mich auch so aufheben und hinausblasen könnte – sich es geschicht! aber auch Dich? – Und wenn meinen Käfer auch ein Spaz derweil weggeschnappt – Er ist lang geflogen! — —

Nimm nur unsere Meerfarth! und Du könntest ja Vicarius beim Schiffs- und Feld-Prediger werden. Mir ist wahrhaftig nicht lächerlich, wenn ich gleich im Moment innig vergnügt bin bei dieser Hoffnung auf Dich – Oder ist das wieder das Leichte?? – †) Du weißt gar noch nicht, was das Schwere ist; komm einmal heraus mit mir ins Leben. Was will das Denken und Glauben hinterm Ofen oder am einsamen Berghang – *allein* – heißen – das ist nur die Hälfte des Lebens – Komm!

Leb wohl Du Lieber Du seiest derselbe oder nicht mehr derselbe oder was Du sonst willst – Von meiner Seite her tritt zwischen Dich und mich kein Gott – Wenn ich gut bleibe, des Kleinen Meister und der Materie, besser werde im Guten, so bleibe ich so fröhlich wie jetzt – das Andere kommt von selber –

Rudolf Lohbauer

bis jetzt und noch eine kleine Zeit Topograph bei d. Land. Vermessg (das habe ich mir insbesondere deswegen hingeschrieben damit ich jetzt gleich ordentlich anfangen zeichne und fortmache bis es dunkel wird) die Gitarre frage ich aber in jedem Fall an – Ich danke Dir für Alles insbesondere für Hyperion – aber – schreibe mir bald darauf! –

Diese anstürmende Überredung ist ein Zeugnis aus der Umwelt des jungen Mörike, für die leidenschaftlichen Beschwörungen der Herzen, die Glut, in denen er zum Dichter geglüht wurde; ihnen wohl dankt er bei aller Gegenwehr die Erfahrungen, die ihn zum großen Menschen eingeweiht haben: Waiblinger gehört in diesen Kreis, durch Lohbauer hatte Mörike Maria Meyer kennengelernt, 1824 ist das Jahr des Peregrina-Zyklus. Und man folge für einen Augenblick der Verlockung dieses Briefes: Mörike mit diesen Freunden auf der Meerfahrt nach Griechenland, Ariel unter den Taumelnden; natürlich haben sie den 'Hyperion' bei sich und bringen ihn heim „an die alten seligen Küsten“ und vollführen in Missolonghi und Morea, was Hölderlin ein Menschenalter früher gedichtet hat.

Im Juni ist dieser Brief geschrieben, Anfang September erschien das Hyperion-Bild auf der Stuttgarter Ausstellung. Der Maler hat also, angeregt durch die Dichtung, seine eigene Situation, die Sehnsucht, seinem Leben einen neuen Sinn zu geben, in das literarische Motiv gekleidet, hat sich selbst als Hyperion auf der Fahrt nach Kalaurea gemalt. In einer Stunde der „Verfinsterung“ vielleicht, die ihn an die Erfüllung des rettenden Wunsches nicht mehr glauben ließ.

Brief und Bild Lohbauers sind also auch Zeugnis dafür, wie lebendig Hölderlin bei diesen schwäbischen Jünglingen war – das Bekenntnis des preußischen Leutnants von Diest (im Brief an Karl Gock vom 4. März 1822) grüßt aus Berlin brüderlich zu ihnen herüber. Zweifelsohne ist die Neuauflage des 'Hyperion', deren Anregung man dem Herausgeberkreis der Gedichtsammlung von 1826 (von Diest und Gock bis zu Uhland und Schwab) zu verdanken pflegt, auch von der Begeisterung für den

griechischen Befreiungskampf bei den schwäbischen Philhellenen, durch den Stuttgarter Griechenverein von 1821 usw., getragen worden. Cotta nahm an der Bewegung teil und hatte sowohl das 'Morgenblatt' wie die 'Augsburger Allgemeine Zeitung' in den Dienst der Sache gestellt. Gok bestimmte das halbe Honorar „zur Unterstützung für die Befreiung des unglücklichen Griechenlands, des geistigen Vaterlandes meines Bruders“<sup>4</sup>.

Doch zurück zu Rudolf Lohbauer. Seine Fahrt ging nicht nach Griechenland, sondern – nach Tübingen. Ostern 1825 bezog er die Universität, um Philosophie und Philologie zu studieren. Dort war er den Freunden näher. Eine Tuschzeichnung, wohl aus dem Jahr 1826, zeigt den geheimnisvollen Kreis bei einer Mondscheinzecherei in Lohbauers Gartenlaube an der Ammer: Edmund Sigel, Mörike mit umkränzttem Hut, Ernst Friedrich Kauffmann, Waiblinger (?) und vorn auf der Bank liegend, mit emporgehaltenem leuchtendem Becher, der den Mittelpunkt der Komposition bildet, Lohbauer selbst<sup>5</sup>. Schließlich ist noch eine frühere Hölderlin-Begegnung Lohbauers zu erwähnen, von der wir wissen. Eine Notiz Mörikes aus den 'Erinnerungen an Erlebtes . . .' von 1832 berichtet darüber: „Rudolf Lohbauer und G[eorg] Schreiner (Lithograph) besuchten mich im Jul. 1823 in Tübingen; ich führte sie auch zu Hölderlin; nachher zeichneten sie, gleichsam wehmüthig spielend, das Profil des armen Manns miteinander auf einen Wisch Papier den ich noch verwahre . . .“ Dieses Blatt ist 1954 im Nachlaß von Isolde Kurz im Schiller-Nationalmuseum aufgefunden worden. Die Skizze trägt Mörikes Vermerk „Von Schreiner und Rudolph in Eile gezeichnet am 27sten Jul. 23“<sup>6</sup>. Es war der Sommer, in dem Hölderlin oft mit Mörike und Waiblinger im Presselschen Gartenhaus auf dem Österberg saß, ihrem „orplidischen Turm“.

Über Rudolf Lohbauers sonstige Lebensumstände kann im Rahmen dieser Mitteilung nichts berichtet werden, sowenig wie über seine musische

<sup>4</sup> Siehe schon Adolf Beck im HJb 1948/49 S. 238. Dasselbst ist auf den Satz aus Chr. Th. Schwabs Rede bei der Einweihung des Hölderlin-Denkmal in Tübingen am 30. Juni 1881 hingewiesen: 'Als Griechenland das Joch der Türken zerbrach, wurde der Hyperion neu herausgegeben und sollte zur Befreiung der Hellenen mithelfen.' Man vgl. ferner Robert F. Arnold, Der deutsche Philhellenismus. In: Euphorion, 2. Erg.H. 1896 S. 71–181. – Peter Goessler, Schwäbische Philhellenen. In: Universitas 2, 1947, S. 275–289.

<sup>5</sup> Abb. bei Manfred Koschlig, Mörike in seiner Welt, Stuttgart 1954 S. 53 und Erl. S. 205 f.

<sup>6</sup> Bernhard Zeller, Ein unbekanntes Hölderlinbildnis, HJb 1954 S. 128–132, mit Abb. Dasselbst auch Bemerkungen über Lohbauer und den Freundeskreis, die nicht wiederholt zu werden brauchen.

Familie, die durch drei Generationen hindurch in Schwaben schriftstellerisch, musikalisch und malerisch tätig gewesen ist. Der Großvater Philipp Gottfried L. (1745-1816) war ein bedeutender schwäbischer Porträtist des ausgehenden 18. Jahrhunderts<sup>7</sup>. Ebensovienig kann hier ein weiterer Überblick über Rudolf Lohbauers malerische und zeichnerische Tätigkeit gegeben werden, so verlockend das wäre. Erwähnt seien nur seine berühmten Zeichnungen zum 'Don Giovanni', die 1828 im Druck erschienen; Mörike nannte sie im Brief am 2. August 1843 „das schönste Resultat Deines ganzen Kunstlebens“; Szenen zum 'Faust' ferner, etwa das Blatt 'Von Sonn und Welten weiß ich nichts zu sagen . . .' aus dem Prolog im Himmel in der Sammlung Kauffmann in Stuttgart usw. Friedrich Theodor Vischer schrieb noch 1859 an Lohbauer anlässlich einer dramaturgischen Bearbeitung des 'Faust': „. . . ich erkannte, wie in Dir ein Stück Poet mit einem Stück Maler und Musiker genau so zusammen trifft . . .“ Verzichtet wird auch auf die Einordnung unsers Bildes in den schwäbischen Klassizismus, in sein akademisch-literarisches Gehabe und die wohltönende, etwas blasse Seelenmalerei, wohin es gehört. Lohbauer war ein Verehrer Eduard Wächters, durch ihn ergeben sich Verbindungen zu den Nazarenern, zu Overbeck und Pforr, zu den Präraffaeliten usw.<sup>8</sup>

Hier genügt es, Lohbauers Hyperion-Bild zu zeigen, welches sich heute, nach einer Verborgenheit und treuen Bewahrung durch vier Generationen, erneut einem viel weiteren Publikum anempfiehlt, als es sein Schöpfer wohl je zu träumen gewagt hätte. Das Erzeugnis der hyperionischen Stunde seines Lebens ist ein bleibendes Zeugnis geworden.

<sup>7</sup> Karl Walter, Philipp Gottfried Lohbauer, Stammvater eines kunstbegeisterten Stuttgarter Geschlechts. In: Zs. f. württ. Landesgesch. 2, 1938, S. 376-402. - Es wäre wünschenswert, daß K. Walter seine Biographie über Rudolf Lohbauer endlich veröffentlichen könnte, für die er (nach brieflicher Mitteilung) seit Jahren umfangreiches Material gesammelt hat. Bis dahin muß man sich mit der auf S. 184 Anm. 2 genannten Arbeit Wilhelm Langs von 1896 begnügen.

<sup>8</sup> Dazu Werner Fleischhauer, Das Bildnis in Württemberg 1760-1860, Stuttgart 1939. - Werner Fleischhauer, Julius Baum, Stina Kobell, Die schwäbische Kunst im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1952.

Zuletzt im Jahrgang 1953, dem 7. des Hölderlin-Jahrbuchs, wurde über das Hölderlin-Archiv berichtet; so ist jetzt über fast fünf Jahre das Wichtigste zusammenzufassen.

Schmerzlicher Verluste ist dabei zuerst zu gedenken. Am 5. Juli 1957 verstarb in Stuttgart im 77. Lebensjahr nach langem Leiden Ministerialrat a. D. Theophil Frey, seit 1933 Direktor der Württembergischen Landesbibliothek und als solcher der Begründer der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe und des Hölderlin-Archivs im Jahre 1941. Theophil Frey, geboren am 20. Januar 1881 in Stuttgart, hatte eine erfolgreiche, besonders in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg durch die Übernahme der Hoftheater in die Landesverwaltung und die Neuorganisation der staatlichen Kunstsammlungen und -lehranstalten bedeutsame Tätigkeit im Kultusministerium hinter sich, als er, politisch für „untragbar“ erklärt, mit der Leitung der Landesbibliothek eine neue Aufgabe zu übernehmen hatte. Seine Erfahrung in der Verwaltung, sein Einblick in größere Zusammenhänge, seine organisatorische Begabung, die Autorität seiner Persönlichkeit und seine aufgeschlossene Art kamen dem neuen Amte sehr zu statten und waren auch die besten Vorbedingungen für die große Aufgabe, die unvermutet von der Seite der Hölderlin-Forschung an ihn herantrat. Bei der Erörterung des Planes einer neuen endgültigen Hölderlin-Ausgabe im Jahre 1940 war von vornherein klar, daß diesmal nicht ein Herausgeber allein und auch nicht ein Verlag allein die Sache werde meistern und tragen können. Eine deutsche Forschungsgemeinschaft aber gab es damals so wenig wie etwa eine Akademie oder Gelehrte Gesellschaft im Lande Württemberg. Die Grundlage für ein solches Werk mußte man selber schaffen. Die Württembergische Landesbibliothek mit ihrem großen Bestand an Hölderlin-Handschriften und an Literatur bildete den natürlichen Ansatz- und Kristallisationspunkt. Theophil Frey als ihr Leiter war der richtige Mann dafür, er auch war in der Lage, die Behörden, den damaligen Kultusminister, ja die Reichskanzlei dafür zu gewinnen. So schuf er, beraten und unterstützt von seinen Mitarbeitern, besonders auch von Walther Killy, nach dem Vorbilde der von Julius Petersen begründeten Schiller-Nationalausgabe das Organisationsstatut der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, beschaffte vom Land, vom Reich und von der Stadt Stuttgart die Mittel, begründete den Verwaltungs- und den Arbeitsausschuß sowie das Hölderlin-Archiv, das zuerst der Handschriften-Abteilung der Württembergischen Landesbibliothek angegliedert war, und gewann vor allem Friedrich Beißner als Herausgeber sowie Bearbeiter der wichtigsten Bände des Werkes. Der Arbeitsbericht der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe vom Jahre 1942 berichtet darüber im einzelnen.

War es schon während des Krieges keine Kleinigkeit, einem solchen Unternehmen zur Geburt zu verhelfen, es, den Herausgeber schützend, so rein zu halten, daß der 1943 erschienene erste Band in der Schweiz als ein „Zeichen aus dem vierten Deutschland“ bezeichnet werden konnte (Die Tat, Zürich, vom 28. September 1943), ihm auch die Hilfe ausländischer, vor allem schweizerischer Kreise zu sichern, so schien mit dem Zusammenbruch von 1945 auch dieses Werk unterzugehen. Theophil Frey, als Bibliotheksdirektor auf seinen Antrag in den Ruhestand versetzt (Juli 1945), aber vom damaligen Kultusminister Theodor Heuß erneut mit dem Vorsitz im Ver-

waltungsausschuß betraut, wagte das Unternehmen zum zweiten Mal, diesmal unter zunächst noch weit schwierigeren Bedingungen. Wieder gelang es ihm, mit der Kraft und dem Ansehen seiner Persönlichkeit, die Türen zu öffnen, einen neuen Verwaltungsausschuß zu bilden, eine feste organisatorische und finanzielle Grundlage zu schaffen, einen neuen Verlag zu gewinnen und die Mitarbeiter des Werkes vom Herausgeber bis zum Drucker auch in kritischen Lagen zusammenzuhalten. Mit vollendeter Klarheit wußte er seine wohlvorbereiteten Berichte den beiden Ausschüssen vorzutragen, mit der ihm eigenen Mischung von Nüchternheit und Humor ihre Sitzungen zu leiten und sie beim behaglichen Glase Wein ausklingen zu lassen. Als die technischen und finanziellen Voraussetzungen endlich erfüllt waren, drängte er unermüdlich die Mitarbeiter, in der Hoffnung, das Ende des Werkes zu erleben. Es war ihm nicht vergönnt. Zum 1. April 1957 trat er vom Vorsitz des Verwaltungsausschusses zurück.

Theophil Freys Auffassung von der staatlichen Wissenschaftspflege war getragen von jenem Liberalismus, der die Verantwortung für das Werk in vollem Umfang dem Spezialforscher überläßt. Nach diesem Prinzip war das Organisationsstatut aufgebaut, das darin so weit ging, daß es keinen Raum ließ für ein wissenschaftliches Gremium nach Art der Kommissionen der Akademien, das zu etwaigen Streitfragen hätte maßgebend Stellung nehmen können. So hielt er es auch nicht für notwendig, Julius Petersen nach seinem frühen Tode am 22. August 1941 im Verwaltungsausschuß zu ersetzen, wie auch Paul Kluckhohn nach seinem Ausscheiden am 1. April 1955 durch keinen Wissenschaftler ersetzt wurde.

Daß das Hölderlin-Archiv begründet und daß es als Abteilung der Württembergischen Landesbibliothek geführt wurde, hätte wohl nicht leicht ein anderer durchgesetzt als Theophil Frey. Das „Hölderlin-Zentral-Archiv“, wie er es ursprünglich nannte, sah er als die institutionelle Grundlage der Ausgabe und zugleich als einen erwünschten, über die gewohnte Tagesarbeit hinausreichenden Annex der Bibliothek. Eigengesetzlich hat es sich zu einem zentralen Forschungsinstrument, zu einer einzigartigen Sammelstätte und zugleich zu einem Dokumentationszentrum entwickelt. Er hat immer die Hand darübergehalten, bis er es noch miterlebte, daß es auch personell in den Etat der Landesbibliothek eingebaut wurde.

Theophil Frey hat sich um die Hölderlin-Forschung große Verdienste erworben und lebt bei allen Mitarbeitern als väterlicher Freund, als Helfer und Mahner, als weitsichtiger Organisator fort. Er ist ein Beispiel dafür, welche Bedeutung der gebildete Mann des öffentlichen Lebens für die Pflege der Wissenschaft hat.

Einen gleich schmerzlichen Verlust erlitt der Verwaltungsausschuß durch den Tod Paul Kluckhohns am 20. Mai 1957. Er war 1941 als Vertreter der Deutschen Akademie in München, 1946 in seiner Eigenschaft als Präsident der Hölderlin-Gesellschaft in den Verwaltungsausschuß berufen worden. In den Sitzungen des Verwaltungs- und vor allem des Arbeitsausschusses nahm er den regsten Anteil am Fortgang und der Gestaltung der Ausgabe und war für sie eine wesentliche Instanz. Dem Archiv war er gebend und nehmend in reger Anteilnahme verbunden und hat es stets mit Rat und Tat unterstützt. Das Vertrauen und das Ansehen, das er genoß, war für alle Mitarbeiter eine der sicheren Grundlagen für ihre Arbeit. Mit Verehrung gedenken wir des ritterlichen Mannes im Sinne der schönen Würdigung von Hans Rothfels am Anfang dieses Bandes.

Über die Arbeit des Archivs soll hier das Folgende berichtet werden. Die Zahlen beziehen sich auf den Stichtag 31. März 1957.

1. Fotografien (Negative und Abzüge) von Handschriften Hölderlins. Der Bestand beläuft sich z. Z. auf je etwa 2600 Stücke.

Die Entstehung des Platten- bzw. Filmarchivs und der Sammlung der Abzüge bzw. Vergrößerungen hat Irene Koschlig-Wiem in dem Heft: *Die Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe. Ein Arbeitsbericht. Stuttgart: Cotta 1942 S. 45-48* geschildert. Es ist dann im Hölderlin-Jahrbuch weiter darüber berichtet worden. Einiges soll hier noch einmal gesagt und weitergeführt werden. Zunächst waren dank der Stiftung von W. A. Farenholtz in Magdeburg, angeregt von Werner Kirchner und Walter Greischel, schon im Jahre 1939 die etwa 250 Blatt der Stadtbibliothek Bad Homburg v. d. H. durch Rosemarie Kasemir auf 18 × 24 cm-Platten aufgenommen und auf das Originalformat vergrößert worden. Die Landesbibliothek erhielt von diesen Vergrößerungen einen vollständigen Satz. Er bildete den Grundstock der Sammlung des späteren Archivs. Im Kriege wurden die kostbaren Magdeburger Platten in einem Bergwerk geborgen, dort aber samt einem Satz der Vergrößerungen vernichtet. Nur der Frau Marianne Farenholtz, der Witwe des hochherzigen, am 10. Dezember 1945 in russischem Gewahrsam im Lager Mühlberg bei Torgau verstorbenen Stifters, gehörende Satz der Vergrößerungen wurde gerettet und befindet sich heute als Depositum im Hölderlin-Archiv, das somit zur Zeit über zwei Sätze verfügt. Der dritte ist in der Stadtbibliothek Homburg ebenfalls erhalten geblieben. Nach dem Kriege hat das Hölderlin-Archiv neue Negative im Format 13 × 18 cm in Stuttgart durch die Landesbildstelle Württemberg herstellen lassen und besitzt davon ebenfalls einen Satz von auf das Format 18 × 24 cm vergrößerten Abzügen. Ein weiterer Satz wurde der Stadtbibliothek Bad Homburg übergeben.

Nach der Gründung des Archivs hat Fräulein Kasemir in Stuttgart in der Landesbildstelle die der Württembergischen Landesbibliothek gehörenden Handschriften (unter der Signatur Cod. poet. fol. 63 vereinigt) ebenfalls auf Platten im Format 18 × 24 cm aufgenommen und davon Kontaktabzüge hergestellt. Sowohl für die Homburger wie für die Stuttgarter Handschriften wurden in einzelnen Fällen, in denen es sich um schwer lesbare Stellen handelte, Teilaufnahmen gemacht und Vergrößerungen über die Originalgröße hinaus hergestellt. Ferner nahm Fräulein Kasemir die im Schiller-Nationalmuseum in Marbach sowie alle anderen, in weitverstreutem öffentlichem und privatem Besitz befindlichen Handschriften auf, soweit sie während des Krieges erreichbar waren. Am 21. Januar 1945 schied diese wertvolle Spezialkraft, die einige Jahre ihres Lebens ganz der Arbeit an den Hölderlin-Handschriften gewidmet hatte, aus. Ihr Werk bedeutet eine wesentliche Hilfe für die Hölderlin-Forschung.

Nach dem Kriegsende konnte zunächst an die Fortführung der Aufnahmen nicht gedacht werden, da kein Fotomaterial zu beschaffen war. Martin Bodmer half bei der Beschaffung. Die Neuaufnahmen der Homburger Originale und die Aufnahme alles noch Fehlenden besorgte die Landesbildstelle Württemberg in Stuttgart. So ist das Archiv der Negative, der Abzüge und Vergrößerungen dann doch noch vollständig geworden.

Alle Handschriftenblätter Hölderlins, die nicht größer sind als die genannten Formate, sind also originalgroß aufgenommen. Alle Folioblätter dagegen sind entsprechend verkleinert, mit Ausnahme der Homburger Vergrößerungen. Das Ziel



einer absolut originalgetreuen Wiedergabe konnte nicht für alle Handschriftenformate verwirklicht werden. Wer sich deshalb in wichtigen Zweifelsfällen für eine von ihm behauptete Lesung auf die Fotografie berufen will, tut gut daran, zunächst durch Anfrage beim Archiv zu klären, ob er eine Fotografie vor sich hat, die wirklich die letzte Möglichkeit der Wiedergabe der Vorlage erschöpft. Wenn Walter Bröcker z. B. ein noch genaueres Foto, etwa das „Farenholtzsche“ der Homburger Blätter J 9<sup>r</sup>–12<sup>v</sup> vor sich gehabt hätte, hätte auch er bestimmt erkennen müssen, daß da absolut nicht, wie er im Hölderlin-Jahrbuch (9) 1955/56 S. 95 Z. 9 schreibt, „im goldnen Abend“ steht, sondern, wie Beißner richtig druckt, eben, wenn auch schwerer verständlich, „im goldnen bekant“ (St. A II 2 S. 701 Z. 3). Und wenn etwa Beda Allemann für seine Aufforderung, auf die Handschriftenfotografien zurückzugreifen (Anzeiger f. dt. Altertum u. dt. Lit. 69, 1956/57 S. 79 Z. 15), Folger finden sollte, so müßte das hier Gesagte berücksichtigt werden. Selbstverständlich genügen für die Mehrzahl der Handschriften die vorhandenen Fotos, aber nicht bei besonders schwierigen Stellen.

#### 2. Handschriftenfunde seit 1. April 1952.

Das Hölderlin-Archiv hat im Jahre 1941 eine Umfrage bei deutschen und schweizerischen Bibliotheken nach Hölderlin-Handschriften gemacht. Dabei sind eine ganze Anzahl verschollener Handschriften, zum Teil sogar neue Texte zutage getreten. Weitere Funde wurden in den Archivberichten mitgeteilt. Im Jahrbuch 1951 S. 164 steht eine Liste von vier Handschriften, die noch gesucht wurden. Davon ist Nr 1, das Hyperion-Fragment, jetzt bei Martin Bodmer (s. u.); Nr 2 und 3 sind in der Sammlung Schocken in Jerusalem, Nr 4 (Männerjubiläum) ist noch nicht gefunden.

Seither sind, auch abgesehen von dem großen Wunder der Friedensfeier, verschiedene weitere kleinere Funde gemacht worden. Sie sind zumeist im Jahrbuch publiziert, jedoch nicht alle, und daher folgt hier eine Liste in der Reihenfolge des Bekanntwerdens.

- a) Febr. 1953: Stammbuchblatt für Clemens Christoph Camerer.  
Der Hinweis fand sich in einem Brief von Prof. Eugen Nägele an Prof. Franz Zinkernagel vom Jahre 1914 im Zinkernagelschen Nachlaß.  
Erster Druck: St A III 569 f.  
Heutiger Besitzer: Direktor Dr. Werner Fleischhauer, Stuttgart.
- b) Aug. 1953: Widmung an Franz Wilhelm Jung im ersten Band des Hyperion.  
Mündliche Mitteilung von Dr. Werner Kirchner, Marburg/L.  
Erster Druck: Werner Kirchner, Hölderlin-Jahrbuch 1954, 81; St A III 575.  
Heutiger Besitzer: Marbach, Schiller-Nationalmuseum.
- c) Juni 1954: 'Friedensfeier'. St A III 530–568 und öfters.  
Heutiger Besitzer: Dr. h. c. Martin Bodmer, Cologny/Genf.
- d) Juni 1954: Brief an die Mutter. Tübingen, August 1790.  
Erster Druck: St A VI 470f.  
Bisher unbekannter Text.  
Heutiger Besitzer: Dr. h. c. Martin Bodmer, Cologny/Genf.
- e) Juni 1954: Ein Blatt aus 'Hyperions Jugend'.  
Erster Druck: Hölderlins gesammelte Dichtungen, hrsg. von Berthold Litzmann, Bd 2. – Stuttgart: Cotta (1897). S. 53f.; St A III 221f. u. 341.

Die Handschrift war seit 1915 nicht mehr nachweisbar gewesen.  
Heutiger Besitzer: Dr. h. c. Martin Bodmer, Cologny/Genf.

- f) Juni 1954: 'Des Morgens', v. 1–12. St A III 529f.  
Text bekannt.  
Heutiger Besitzer: Dr. h. c. Martin Bodmer, Cologny/Genf.
- g) Febr. 1955: Namenseintrag im Besucherbuch der Gemäldegalerie Kassel.  
Zuerst erwähnt in einem Bericht über den Vortrag von Direktor Dr. H. Vogel, Kassel (Das Besucherbuch der Kasseler Gemäldegalerie, Hessische Nachrichten, 16. Februar 1955).  
Erster Druck: Hans Vogel, Die Besucherbücher der Kasseler Museen aus der Goethezeit. – Kassel: Staatliche Gemäldegalerie (1956). S. A. aus: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde Bd 67 (1956). Besitzer: Kassel, Staatliche Gemäldegalerie.
- h) März 1956: Namenseintrag in das Fremdenbuch von Joh. Caspar Lavater.  
Bericht von Prof. Rudolf Pestalozzi in der Neuen Zürcher Zeitung v. 19. März 1956, Morgenausg. Bl. 3 und Abendausg. Bl. 11.  
Besitzer: Prof. Dr. Rudolf Pestalozzi, Zürich.
- i) Mai 1956: Ein Fragment des 'Hyperion' in der Abschrift Marie Rätzers.  
Mitteilung von Prof. Dr. Adolf Beck, Hamburg.  
Erster Druck: Adolf Beck, Diotima und ihr Haus. – Hölderlin-Jahrbuch Bd 9 (1955/56) S. 142f.; St A III 577–580.  
Text bisher unbekannt.  
Besitzer: Hausarchiv der Freiherrn Rüdiger von Collenberg, Bödighheim, Amt Buchen, Baden; jetzt Freies Deutsches Hochstift Frankfurt a. M.
- k) März 1957: Eintragung ins Paßkontrollbuch des Département du Rhône.  
Mitteilung von Prof. Dr. Adolf Beck, Hamburg.  
Erster Druck: Adolf Beck, Eine Personalbeschreibung von Hölderlin und die Frage seines Weges nach Bordeaux. – Hölderlin-Jahrbuch Bd. 10 (1957) S. 67–72.  
Besitzer: Lyon, Stadtarchiv (Archives Municipales).

3. Fotografien von Lebensdokumenten sowie von Bildnissen Hölderlins, seines Familien- und Freundeskreises und von Hölderlinstätten. Ungefähr 2600 Stück.  
Die Bildersammlung ist im Jahr 1954 von Alfred Kellertat in Kartons geordnet und genau beschriftet worden. Sie stellt so ein übersichtliches Instrument dar. Die beiden neuentdeckten Bleistiftzeichnungen Hölderlins, die vom Schiller-Nationalmuseum in Marbach erworben wurden, sind in diesem Jahrbuch Jg (7) 1953 und Jg (8) 1954 veröffentlicht worden.

#### 4. Sammlung der Druckschriften

	Zuwachs 1953–1957	Bestand 31. 3. 1957
a) Bücher	495	1795
b) Aufsätze aus Zeitschriften	635	1335
c) Aufsätze aus Zeitungen	355	1555
d) Zeitgenössische Rezensionen	71	75
e) Rezensionen seit 1843	210	360
f) Erstdrucke	27	164
g) Vertonungen	216	297

Das Hölderlin-Archiv ist weiter bemüht, die vor seiner Gründung erschienene Literatur noch in möglicher Vollständigkeit zu beschaffen. Ogleich der Bestand schon groß ist, ist das Ziel doch noch nicht erreicht. Die Erwerbung eines Teiles der Sammlung des Berliner Antiquars Herbert Klemm und eines Teiles einer Privatsammlung haben hier viel geholfen. Maria Kohler hat auf zwei Bibliotheksreisen weiteres Material ausfindig gemacht; da eine Beschaffung von Originalen, vor allem von Zeitschriften- und Zeitungsaufsätzen, auch den eifrigsten Antiquaren kaum möglich ist, wurden in vielen Fällen Fotokopien hergestellt. Fräulein Kohler war im Juli 1955 an der Bayerischen Staatsbibliothek in München und im Mai/Juni 1956 an der Bibliothek der Freien Universität, an der Deutschen Staatsbibliothek und an der Bibliothek der Humboldt-Universität in Berlin.

Laufende Neuerscheinungen an Büchern und Aufsätzen dürften dem Archiv kaum entgehen. Die meisten Bücher und Zeitschriftenaufsätze erhielt das Archiv als Geschenk der Verlage oder auch der Autoren. Das Archiv bittet auch weiterhin um das Wohlwollen der freundlichen Spender, insbesondere der Verfasser von Aufsätzen. Allen Stiftern sei hier wiederum auf das herzlichste gedankt. Sie spenden ihre Bausteine zu einem immer mehr zusammenwachsenden Werke. Unser Dank gilt auch den vielen Helfern im In- und Ausland, die uns auf entlegene Dinge aufmerksam machen, und den vielen Bibliotheken, die durch den mühsamen Leihverkehr oder persönlich helfen. Nicht alle können genannt werden, aber einigen hier zu danken ist uns doch ein besonderes Bedürfnis: Nils Arvid Afzelius/Stockholm, Beda Allemann/Zürich, Robert L. Beare/New York, Hans Fromm/Turku, Fritz Kauffmann/Stuttgart, Herbert Klemm/Berlin, Margrete Lomholt-Thomsen/Kopenhagen, A. St. Mágr/Prag, Miljan Mojašević/Beograd, Theo Piana/Berlin, Walther Rehm/Freiburg i. B., Dietrich Seckel/Heidelberg, Kohei Takahara/Kyoto, Leone Traverso/Florenz, Karl Zink/München; Antiquariat „Der Bücherwurm“/Berlin, Universitätsbibliothek Tübingen.

5. Es werden folgende Kataloge geführt:

Katalog der Ausgaben der Werke Hölderlins; Alphabetischer Verfasserkatalog (Literatur über den Dichter); Katalog der Rezensionen (in Bearbeitung); Schlagwortkatalog; Faksimilekatalog; Katalog der Personen, die im Briefwerk Hölderlins genannt sind.

6. Veröffentlichungen.

In der Berichtszeit sind nach mühevollen Vorarbeiten, für die vor allem Maria Kohler und Alfred Kellertat zu danken ist, die folgenden Veröffentlichungen erschienen. Sie wurden von der Fachkritik sehr freundlich aufgenommen.

- a) Hölderlin-Bibliographie 1938-1950. Bearb. von Maria Kohler und Alfred Kellertat. - Stuttgart: Landesbibliothek 1953. (Veröffentlichungen des Hölderlin-Archivs. 1);
  - b) Alfred Kellertat, Bibliographie der Vertonungen von Dichtungen Hölderlins. - Hölderlin-Jahrbuch 1953, S. 119-135;
  - c) Maria Kohler, Hölderlin-Bibliographie 1951-1955. - Hölderlin-Jahrbuch 1955/56, S. 262-313;
  - d) Bibliographie zur Friedensfeier. - Hölderlin-Jahrbuch 1955/56, S. 105-109;
  - e) Neuerwerbungen des Hölderlin-Archivs (monatlich).
- Sämtliche Veröffentlichungen können vom Archiv bezogen werden.

7. Benutzung.

Wenn die Zahl von 85 Benutzern, darunter 18 Ausländern, genannt wird, so muß dabei beachtet werden, daß es sich dabei in den meisten Fällen um eine sich über längere Zeit ausdehnende intensive Benutzung handelt, die meist einer größeren Arbeit galt. Naturgemäß hat die Diskussion um die 'Friedensfeier' zahlreiche Interessenten ins Archiv geführt.

Unter den Besuchern des Archivs waren u. a. B. Batiman/Istanbul, Erich Boehringer/Göttingen (jetzt Berlin), Willy Flach/Weimar, Karl Kerényi/Zürich, J. B. Leishman/Oxford, N. Louvaris/Athen, Karl Marx/Stuttgart, Eudo C. Mason/Edinburgh, Carl Orff/München, Rudolf Pannwitz/Ciona-Carona, Morio Sagara/Tokio, Richard Samuel/Melbourne, Emil Staiger/Zürich, Tomio Tezuka/Tokio. Dazu kommen a. u. folgende Gruppen: Deutsches Seminar der Universität Köln, Deutsches Seminar der Universität Mainz, Unterkurs der griechischen Stilübungen der Universität Tübingen, Internationaler Ferienkurs der Universität Tübingen in allen Berichtsjahren, Hölderlin-Gesellschaft anlässlich der Jahresversammlung 1956, Zentralbankrat der Bank Deutscher Länder.

Das Archiv (Anschrift: Schloß Bebenhausen über Tübingen) ist außer dienstags und Freitag-Vormittag zugänglich werktags von 9-12.30 Uhr und 14-18 Uhr, samstags von 9-12.30 Uhr.

8. Die Stuttgarter Ausgabe.

Von der Großen Ausgabe ist der erste Halbband des sechsten Bandes, Hölderlins Briefe (Text), bearbeitet von Adolf Beck, Ende 1954 erschienen. Der zweite Halbband, die - bei den Briefen natürlich nicht zahlreichen - Lesarten und die umfangreichen und viel Neues bringenden Erläuterungen enthaltend, ist abgeschlossen und umbrochen, die Mehrzahl der Bogen ist ausgedruckt, und dem Erscheinen des Bandes im Laufe des Jahres 1958 dürfte nichts mehr im Wege stehen. So liegen entgegen der im letzten Bericht 1952 (Hölderlin-Jahrbuch 1953 S. 144) ausgesprochenen Hoffnung vier Jahre zwischen den beiden Hälften dieses Werkes - ein Dokument der Überlastung unserer Hochschullehrer, aber auch der noch nicht erschöpften Fülle neuer Funde.

Der dritte Band, Hyperion, bearbeitet von Friedrich Beissner, ist im November 1957 ausgeliefert worden. Er war ebenfalls auf 1954 angekündigt gewesen. Ende 1956 war er soweit abgeschlossen, daß er hätte Anfang 1957 erscheinen können. Der Arbeitsausschuß fühlte sich jedoch verpflichtet, dem Herausgeber vorzuschlagen, den Druck des Anhangs auf einen späteren Band zu verschieben, vor allem in der Hoffnung, daß die bisher so kontroverse Deutung der Friedensfeier dann eine weniger polemische Darstellung zulassen würde. Der Herausgeber glaubte aber diesem Vorschlag nicht folgen zu können. Die Diskussion darüber verzögerte leider das Erscheinen des Bandes noch weiter. Daß er jetzt vorliegt, so daß am Werk Hölderlins nun nur noch ein Band fehlt, ist hocherfreulich. Von der kleinen Ausgabe ist der zweite Band (Gedichte nach 1800) 1953 und der fünfte (Übersetzungen) 1954 erschienen. Die Bände III und VI sind in Vorbereitung.

Friedrich Beissner und Adolf Beck haben das Gesamtwerk in vier Jahren um zwei gewichtige Bände der Großen und um zwei Bände der Kleinen Ausgabe vermehrt und damit den größeren Teil des Ganzen vorgelegt. Herausgeber, Bearbeiter, Verlag und Drucker haben, manche Krise nach Kräften überwindend, zusammengearbeitet und sich den Dank der Wissenschaft verdient.

Inzwischen hat sich die Deutsche Forschungsgemeinschaft auch entschlossen, eine Sachbeihilfe für die Herstellung des Hölderlin-Wörterbuchs zu bewilligen, das unter der Leitung von Friedrich Beissner von Dr. Maria Cornelissen bearbeitet wird.

Eine Sitzung des Verwaltungsausschusses hat in der Berichtszeit nicht stattgefunden. Der Arbeitsausschuß tagte am 12. Mai 1953 im Kultusministerium in Stuttgart, am 8. Oktober 1953 im Haus Keidel in Stuttgart, am 1. Juli 1954, am 7. März 1955, am 17. April 1956 und am 30. März 1957 im Hölderlin-Archiv.

Mitarbeiter des Hölderlin-Archivs waren Dr. Alfred Kelletat bis zum 31. Dezember 1954 und Maria Kohler. Da die vom Lande und der Stadt Stuttgart gegebenen jährlichen Zuschüsse mit dem Rechnungsjahr 1955 vereinbarungsgemäß aufhörten, standen keine Mittel mehr für einen hauptamtlichen wissenschaftlichen Mitarbeiter des Archivs zur Verfügung. Alfred Kelletat hat sich große Verdienste um das Wachsen und die innere Gestaltung des Archivs erworben; besonders der Schlagwortkatalog, die Vermehrung und Ordnung der Musikalien- und der Bildnissammlung wird ihm verdankt, und zahlreiche Benutzer des Archivs sind ihm für viele eingehende Auskünfte und Belehrung verpflichtet. Für alles das sei ihm herzlichster Dank gesagt. Während seiner Tätigkeit am Leibniz-Kolleg in Tübingen blieb er dem Archiv weiterhin eng verbunden. Nun ist er zum 1. Oktober 1957 zum Oberstudienrat an der Pädagogischen Hochschule in Westberlin ernannt worden. Die Stelle der Diplombibliothekarin wurde nach langen Bemühungen erstmalig für das Haushaltjahr 1956 vom Land in den Etat der Landesbibliothek übernommen und ist damit nunmehr gesichert. Dafür sei dem Kultus- und dem Finanzministerium sowie dem Landtage ganz besonders gedankt. Die Schreibhilfe, Fräulein Elisabeth Walcher, ist am 1. Mai 1957 zur Universitätsbibliothek Tübingen übergegangen. Auch ihr ist der Dank des Archivs für ihre ausgezeichnete Arbeit sicher. An ihre Stelle trat Frau Elfriede Schmid. Vom 1. Oktober 1956 bis 1. März 1957 war H. L. Greve, heute im Schiller-Nationalmuseum tätig, Mitarbeiter des Archivs. Er hat insbesondere den Katalog der Personen, die im Briefwerk Hölderlins genannt sind, hergestellt.

Abgeschlossen am 15. November 1957.

Der diesjährige Bericht kann sich angesichts des ausführlichen Archivberichts und auch im Blick auf die Tatsache, daß über keine Jahresversammlung zu berichten ist, kürzer fassen. Das Hölderlin-Archiv ist wohl institutionell mit der Gesellschaft nicht verbunden, aber geistig doch auch ein Stück von ihr. Das gleiche gilt von der Großen und Kleinen Stuttgarter Ausgabe, von deren Fortschreiten der Archivbericht ebenfalls sprechen konnte.

Das Hölderlinhaus in Tübingen wird immer mehr der Mittelpunkt der Arbeit der Gesellschaft und der persönlichen Begegnung ihrer Freunde und Mitglieder, die neben dem Wort auch die Welt des Dichters sich zu verlebendigen suchen. Im Jahr 1956 wurden mehr als 3000, 1957 fast 2600 Besucher im Hölderlinhaus gezählt. Wenn die Gesellschaft sich auch weiterhin die Ausgestaltung dieser Gedenkstätte besonders angelegen sein läßt, so findet sie dabei hilfreiche und verständnisvolle Unterstützung durch den Staat, vor allem durch das Regierungspräsidium Südwürttemberg-Hohenzollern, und durch die Stadt Tübingen. Eine Spende aus Mitteln des Werbefunks des Südwestdeutschen Rundfunks ermöglichte u. a., eine Präsenzbibliothek von Hölderlinschrifttum für die Besucher des Hauses aufzustellen, von der wir hoffen, daß sie durch Stiftungen von Autoren und Verlagen noch vervollständigt wird. Auch in festliche Veranstaltungen wird das Hölderlinhaus einbezogen: so wurde während der „Tübinger Musiktage“ eine Ausstellung „Hölderlin und die Musik“ mit Vertonungen, Autographen und Bühnenbildern zu Orffs 'Antigona' gezeigt. Die Umgebung des Hauses am Neckarufer bedarf noch weiterer Ausgestaltung. Der dringlichste und bisher leider noch nicht erfüllte Wunsch ist, daß der vor Jahren im Tübinger Gemeinderat beschlossene, aber wegen der Wohnungsknappheit noch zurückgestellte Abbruch des besonders störenden Hauses östlich der Gedenkstätte, der sogenannten „Patronentasche“, durchgeführt wird. Dann erst kann der Garten vom Zwingel bis zur Treppe unter dem Klinikum zusammenfassend gestaltet werden. Wir hoffen, daß die Stadtverwaltung, die diesen Wunsch als ihren eigenen betrachtet, ihn im Tübinger Gemeinderat doch in absehbarer Zeit verwirklichen kann. – In diesen Tagen ist ein kleines Heft erschienen, in dem Alfred Kelletat die Geschichte des Tübinger Hölderlinhauses dargestellt und damit einen die Besucher einstimmenden Führer geschaffen hat. Es ist zum Preis von 1 DM unmittelbar durch die Geschäftsstelle zu beziehen.

Von den wichtigen Hölderlin-Städten war Frankfurt bisher die einzige, die noch keine Erinnerungs- oder Gedenkstätte an den Dichter hatte, obwohl die Frankfurter Jahre 1796–98 und seine Begegnung mit Susette Gontard für ihn entscheidend waren. In Lauffen am Neckar und Nürtingen, Homburg, Stuttgart und Tübingen zeugen Denkmale verschiedenster Art von Hölderlin. Nun hat die jetzt in Frankfurt ansässige „Alte Leipziger Lebensversicherungsgesellschaft“, deren Verwaltungsgebäude an der Stelle eines im Krieg zerstörten Gontardschen Hauses steht, anlässlich ihres 125jährigen Jubiläums beschlossen, in dem mit den alten Bäumen bestandenen Garten eine Gedenkstätte zu errichten. Es ist nicht der Platz des Hauses Gontard-Borkenstein, das unter dem Namen „Weißer Hirsch“ in der Nähe des Hirschgrabens lag und seit langer Zeit schon verschwunden ist, aber es ist eine im Zuge der Bockenheimer Landstraße hervortretende Parkanlage im alten Gontardschen Besitz, in der am 31. August ein Hölderlindenkmal eingeweiht wurde. Professor Hans Mettel schuf in einer Exedra den aufrecht wie „unter Gottes Gewittern

... mit entblößtem Haupte“ stehenden Jüngling als Zeichen seines Dichterberufs und Geschickes. In einer würdigen Feierstunde hielt Professor Dr. Ernst Beutler, der Direktor des Goethe-Museums, die Festrede, Generaldirektor Gr. Gehrhardt übergab das Denkmal der Öffentlichkeit, der Frankfurter Oberbürgermeister Dr. Bockelmann dankte für dieses die Stadt bereichernde Geschenk. Im Auftrag des Präsidenten der Hölderlin-Gesellschaft überbrachte der Geschäftsführer die Grüße der Gesellschaft. Manche unserer Mitglieder aus Frankfurt und seiner Umgebung konnten an dieser Feier teilnehmen.

Die Zahl der Mitglieder hat sich auf etwas über 1000 erhöht und erfreulicherweise in dieser Höhe gehalten. Freilich gilt es immer aufs neue, Lücken zu schließen. Manche um die Arbeit der Gesellschaft und der Hölderlinforschung hochverdiente Männer, die Mitglieder der Gesellschaft waren, sind uns durch den Tod entrissen worden: Ende Dezember 1956 starb Kommerzienrat Dr. h. c. Paul Reusch, am 17. März 1957 Professor Dr. Wilhelm Böhm (Hannover), der verdiente Nestor der Hölderlinforschung, der durch seine Hölderlin-Ausgabe von 1905 bei Eugen Diederichs die Kenntnis des Dichters zu Beginn des Jahrhunderts verbreitet hat. Seine zweibändige Monographie von 1928 und 1930 war die erste große Zusammenfassung und ein Fundament für die weitere Arbeit. Am 20. Mai wurde uns der Ehrenpräsident der Gesellschaft, Professor Dr. Paul Kluckhohn (Tübingen), entrissen. Die Worte, die der ihm befreundete Historiker Professor Dr. Hans Rothfels bei der Feier auf dem Tübinger Friedhof sprach, sind dem Jahrbuch vorangestellt; aber auch an dieser Stelle gedenken wir noch einmal in ehrfürchtiger Trauer und tiefer Dankbarkeit dieses um die Gesellschaft so hochverdienten Mannes. Weiter haben wir den Tod des Schriftstellers Dr. Oskar Jancke (Stuttgart), des Professors Dr. Günther Müller (Bonn), des Ministerialrats a. D. Theophil Frey und des Präsidenten i. R. Dr. Hermann Binder – die beiden letzteren durch viele Jahre Mitglieder des Beirats der Gesellschaft – zu beklagen. Ministerialrat Frey war außerdem während vieler Jahre der Vorsitzende des Verwaltungsausschusses der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe; seine bleibenden Verdienste sind im Archivbericht gewürdigt. Im November starben Frau Dr. Meta Corssen (Lüneburg), eine Literaturhistorikerin, die für unser Jahrbuch mehrere wertvolle Beiträge verfaßt hat, und Dr. h. c. Ernst Müller (Schaffhausen).

Scheiden so manche durch Jahre uns vertraute Namen aus unseren Reihen, so hoffen wir, daß jüngere Mitglieder sich neu zu der Gesellschaft bekennen. Auch an dieser Stelle bitten wir alle Mitglieder, das Mitgliederverzeichnis von 1955 auf Anschriftenänderungen durchzusehen und solche der Geschäftsstelle jeweils zu übermitteln, dabei aber auch zu prüfen, wer aus dem Bekanntenkreis des einzelnen an Freunden und Verehrern Hölderlins in den Reihen der Gesellschaft fehlt. Unsere Mitglieder dürfen bei ihrer „Werbung“ wohl auf die Leistungen der Gesellschaft hinweisen, die die jährlichen Publikationen und der sehr verbilligte Bezug der Großen und Kleinen Stuttgarter Ausgabe sowie früherer Veröffentlichungen der Gesellschaft bedeuten.

Durch im letzten Augenblick eintretende unerwartete Schwierigkeiten ist die Abhaltung der Mitgliederversammlung 1958 in Frage gestellt worden. Sie wird, obwohl die Vorbereitungen im Gange sind, möglicherweise auf 1959 verschoben werden müssen. Feststeht, daß Professor Martin Heidegger (Freiburg) zugesagt hat, den Festvortrag zu halten. Unsern Mitgliedern wird eine nähere Bekanntmachung rechtzeitig zugehen.

Dieser Bericht wird entgegen der bisherigen Übung nicht vom Geschäftsführer, sondern vom Präsidenten selbst erstattet. Dr. Alfred Kelletat hat uns vor einigen Wochen verlassen, um einem Ruf als Dozent für deutsche Literaturgeschichte an der Pädagogischen Hochschule in Westberlin zu folgen. Dr. Kelletat war mehr als fünf Jahre eine feste Säule im institutionellen Bereich der Gesellschaft. Die Vorbereitung der beiden Hauptversammlungen 1954 in Homburg und 1956 in Tübingen und die Ausgestaltung des Hölderlinhauses in Tübingen zu einer Gedenkstätte waren sein Werk, wobei er auch scheinbar kleine Mühen nicht scheute. Große Teile seiner Arbeit vollzogen sich für den weiten Kreis der Mitglieder nicht so sichtbar, waren aber nicht weniger wichtig. Ihm für seine Arbeitsfreude und Hingabe, sich den nicht immer einfachen Aufgaben der Geschäftsführung zu widmen, auch an dieser Stelle im Namen der Gesellschaft Dank zu sagen, ist mir ein aufrichtiges Bedürfnis. Wir sind gewiß, daß Dr. Kelletat in seinem neuen Wirkungskreis der ihm anvertrauten studentischen Jugend das Bild Hölderlins und seines Werkes nahebringen wird und nicht zuletzt durch seine auch künftig unveränderte Schriftleitertätigkeit am Jahrbuch – zusammen mit Dr. Wolfgang Binder – mit der Gesellschaft in enger Verbundenheit bleibt.

Alle Mitglieder aber grüßen wir auch an dieser Stelle mit der Bitte, der Gesellschaft, ihren Zielen und Aufgaben und damit dem Werk Hölderlins – jeder auf seine Weise – treu zu bleiben.

Theodor Pfizer

## ROBERT BOEHRINGER

Eine Freundesgabe

1957. VIII, 772 Seiten mit zahlreichen Abb. und 5 Tafeln. Lw. DM 65.-

Die Herausgabe besorgten ERICH BOEHRINGER und WILHELM HOFFMANN

„Wie Leben ins Geistige wächst und wie Geist wieder ins Leben wirkt – dies Geheimnis mag den Zauber des Mannes bezeichnen, dem diese Freundesgabe gilt; es ist auch die Frage, die die Vielfalt der hier vereinigten Arbeiten zusammenhält; und dasselbe Geheimnis ist das Merkmal, nach dem man rechte Bildung von aller Gelehrsamkeit unterscheiden wird. So ist dieses Buch zunächst ein Spiegel, in dem der Beschenkte sich des Reichtums seiner Wirkung und seiner Freundschaft bewußt werden mag. Die Fülle der hier behandelten Gegenstände könnte verwirrend erscheinen, kein einzelner wäre kompetent, alle zu beurteilen – aber seit keine Kirche, keine Universitas litterarum, keine allgemeine Bildung mehr verbindlich die Geister formt, entspricht nicht gerade das der Aufgabe, die heute jedem einzelnen gestellt ist, das Beste und ihm Taugende zusammenzusuchen? Und durch Tiefe oder mindestens Echtheit der meisten Aussagen wird hier dies Persönliche unpersönlich, für viele ein tröstliches Zeugnis des unverlorenen Bemühens, das Erbe lebendig zu erhalten und, von der Überlieferung gestärkt, in Gegenwart und Zukunft zu wirken . . . Georges Name ist, genannt oder ungenannt, nicht in allen, aber in vielen der Beiträge gegenwärtig. Damit bezeugt der Band auch, wie Boehringers den Nachlaß des Dichters verwaltet hat: so daß die Spannungen, Programme und Fronten von einst in die gebührende Vergessenheit versunken sind und daß Erinnerungen und Pläne, klingendes Gebild und nüchterne Tat sich verweben zu einer lebendigen, erfüllten Gegenwart.“

*Basler Nachrichten Nr. 36/4*

### *Inhaltsübersicht*

- THEODOR HEUSS an Robert Boehringer  
PETER BÄMM: Humanität und Naturwissenschaft  
ARNOLD BERGSTRÄESSER: Karl Gustav Vollmoellers späte Gedichte  
WOLFGANG BINDER: Hölderlins Laudes Sueviae  
HERMAN BODECK: Charles van Lerberghe  
ERICH BOEHRINGER: Die Burse in Göttingen  
JULIE BOEHRINGER: Bildnis Robert Boehringer 1955  
MARGIT BOEHRINGER: Neu gefundene Replik des Homer Epimenides-Typus  
KONSTANZE MAERKI-BOEHRINGER: Blick von der Torre al Pino. Aquarell  
CARL J. BURCKHARDT: Gedanken über Karl V.  
CARITAS: Von Johannes Prinzen von Schwarzenberg, Kurt Feinstein, Carlo Imfeld, F. Vany, Georg Sotiroff, Robert Jaquet, Jürg Leupold  
ANDREAS CHRIST-ISELIN: Über Robert Boehringer  
LUDWIG CURTIUS: Ein neues Bildnis des Julius Caesar

*Fortsetzung nächste Seite*

# ROBERT BOEHRINGER · EINE FREUNDESGABE

## *Fortsetzung der Inhaltsübersicht*

FRIEDRICH WILHELM DEICHMANN: Goethe und das Instituto di corrispondenza archeologica  
RUDOLF FAHRNER: Alacddin Keykubad  
GEORG FEDERER: Ansprache vor dem Eberhard-Ludwig-Gymnasium  
MAX FUETER: Der Bekränzte  
WALTHER GREISCHEL: Zur Frühgeschichte der Landschaft um Winnenden  
KONRAD HOFFMANN: Vier Generationen Weizsäcker  
WILHELM HOFFMANN: Bebenhausen  
W. M. JABLONSKI: Bemerkenswertes aus dem Leben und der Gedankenwelt des irischen Dichters William Butler Yeats  
ALBRECHT VON KESSEL: Drei Briefe aus Rom  
THEODOR KLAUSER: Vivarium  
WOLFGANG KRAUEL: Rhodos – pars pro toto  
FRIEDRICH KRAUSS: Die Säulen des Zeustempels von Olympia  
GEORG PETER LANDMANN: Thukydides' Melier-Dialog  
ERNST LANGLOTZ: Vom Sinngehalt attischer Vasenbilder  
ERNST MORWITZ: Griechische Fragmente  
JOHANNES OESCHGER: Übersetzungen aus der griechischen Anthologie  
DIETER OHLY: Δία Γυναικῶν  
RUDOLF PANNWITZ: Robert Boehringers Gedichte. Gedichte vom Turm  
KARL JOSEF PARTSCH: Antoine Bourdelle  
THEODOR PFIZER: Die Brüder Stauffenberg  
GEORG PICHT: Aus dem Tagebuch eines Schulleiters  
EDGAR SALIN: Platon Dion Aristoteles  
KARL SCHEFOLD: Agorakritos als Erbe des Pheidias  
GABRIELE GRÄFIN SCHWERIN: Aus einem Schreiberbilderbuch  
KURT SINGER: Bericht über die japanischen Jahre  
HERMINE SPEIER: Ein griechisches Original aus den vatikanischen Museen  
ALEXANDER GRAF SCHENK VON STAUFFENBERG: Pindars olympische Oden I-III  
WILHELM STEIN: Die drei Florentiner  
MICHAEL STETTLER: Besuche im Sihlgarten  
URBAN THIERSCH: Sieben Arbeiten  
LUDWIG THORMAEHLEN: Aufzeichnung aus einem Gespräch mit Stefan George im Jahre 1911  
—: Die Grafen Stauffenberg, Freunde von Stefan George  
CARL FRIEDRICH VON WEIZSÄCKER: Über einige Begriffe aus der Naturwissenschaft Goethes  
ERNST VON WEIZSÄCKER: Aus seinen Gefängnisbriefen 1947-1950  
EBERHARD ZELLER: Gedenkrede in Stuttgart  
ALEXANDER ZSCHOKKE: Mosaik zu den Bildnissen Stefan Georges  
Biographisches und Bibliographisches  
Register  
Verzeichnis der Tafeln

## ZUR BEACHTUNG

Das Jahrbuch der Hölderlin-Gesellschaft geht nach Erscheinen jedem Mitglied unaufgefordert zu, falls es seinen Jahresbeitrag gezahlt hat. Dieser beträgt für das Jahr 1957 10,— DM, für korporative Mitglieder 20,— DM, für Studenten 5,— DM.

Wir bitten unsere Mitglieder, jede Anschriftenänderung umgehend der Geschäftsstelle der Gesellschaft mitzuteilen: Tübingen, Hölderlinhaus.

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN